



universität
wien

Diplomarbeit

Über die Bedeutung von Angst und vom Unbewussten im Feldforschungsprozess

Geschichtliche Entwicklung der Ethnopschoanalyse, Berichte aus der
Praxis und persönliche Annäherung an die Forschungsmethode

Verfasserin: **Christiana Breinl**

Angestrebte. ak. Grad: **Magistra der Philosophie**

Wien, im Februar 2009

Studienkennzahl: 298

Studienrichtung: Psychologie

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Slunecko

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	3
Einleitung.....	5
Teil 1 - Die historische Entwicklung der Ethnopsychanalyse, ihre Vertreter und deren Forschungsansätze.....	7
I. Die Schnittstelle zweier Wissenschaften.....	7
I.I. Freuds Auseinandersetzung mit ethnologischem Material.....	7
I.II. Wissenschaftliche Kritik und ihre Folgen.....	8
II. Géza Róheim – ein erster Versuch psychoanalytischer Feldforschung	11
III. Ein umfassender Neuansatz - Der Einfluss Georges Devereux` auf die Entwicklung der Ethnopsychanalyse.....	12
III.I. Eine neue methodologische Herangehensweise	14
III.I.I. Die komplementäre Sichtweise.....	15
III.II. Die Subjektivität des Forschers.....	16
III.II.I. Die Rolle der Angst im Feldforschungsprozess.....	17
III.III. Der Einfluss von Übertragungen.....	19
III.IV. Reaktionen und Folgen	20
IV. Die Weiterentwicklung der Ethnopsychanalyse in der Schweiz.....	21
IV.I. Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy.....	22
IV.II. Die Forschungsreisen nach Afrika – eine erste Bewährungsprobe.....	23
IV.III. Die Dogon.....	25
IV.III.I. Exkurs - Die psychoanalytische Behandlungsmethode.....	25
IV.III.II. Die ethnopsychanalytische Arbeitsweise bei den Dogon.....	27
IV.IV. Die Agni.....	29
V. Vertreter der zweiten Generation.....	33
V.I. Mario Erdheim und die Produktion von Unbewusstheit.....	33
V.I.I. Die Bedeutung des Unbewussten für die kulturelle Evolution.....	34
V.I.II. Das Verhältnis von Adoleszenz und Kultur.....	35
V.II. Maya Nadig	36
V.II.I. Feldforschung in Daxhó.....	37
V.II.II. Ethnopsychanalytische Erkenntnisinstrumente.....	37
V.II.III. Die selbstreflexiven Gespräche und die Verarbeitung des Materials.....	39
VI. Verschiedene ethnopsychanalytische Forschungsmethoden.....	41
VI.I. Hans Bosse und der ethno-hermeneutische Ansatz.....	41
VI.II. Die Gruppenanalyse – eine Methode für das Verstehen gesellschaftlicher Veränderungen	43
VI.III. Ute Meiser und die Beziehungsanalyse.....	45
VI.IV. Evelyn Heinemanns ethnopsychanalytische Studie in Jamaika.....	47
VII. Zusammenfassung.....	49
Teil 2 – Einblicke in Erfahrungen mit der Ethnopsychanalyse im Feldforschungsprozess...51	
I. Forschungsfragen und methodische Herangehensweise.....	51
I.I. Erhebungsmethode „Experteninterview“.....	53
I.II. Wer wird als Experte betrachtet?.....	56
I.III. Eigene Definition und Auswahl der Expertinnen.....	58
I.IV. Interviewleitfaden.....	59
I.V. Interviewsituation.....	60
II. Auswertung.....	61
II.I. Die interpretative Auswertungsstrategie.....	63
II.II. Paraphrasieren des Textmaterials, Überschriften finden.....	64
II.III. Thematischer Vergleich.....	64

III. Die paraphrasierten Interviews	65
III.I. Interview 1.....	65
III.II. Interview 2.....	70
III.III. Interview 3	75
III. IV. Interview 4	79
III.V. Interview 5.....	85
IV. Der thematische Vergleich der Interviews.....	88
IV.I. Kategorie 1 – Persönlicher Zugang.....	89
IV.II. Kategorie 2 – Die Feldforschung, eine Herausforderung.....	89
IV.III. Kategorie 3 – Bewältigungsstrategien.....	91
IV.IV. Kategorie 4 – Nähe, Distanz, Abgrenzung.....	93
IV.V. Kategorie 5 – Rollenprojektionen und Übertragungen.....	94
IV.VI. Kategorie 6 – Strategien für Studenten	95
IV.VII. Kategorie 7 - Stärken der Ethnopschoanalyse.....	96
IV.VIII. Kategorie 8 - Grenzen der Ethnopschoanalyse.....	97
V. Schlussfolgerung.....	97
VI. Die persönliche Auseinandersetzung mit der ethnopschoanalytischen Forschungsmethode während des Feldforschungspraktikums in Guatemala 2006.....	101
I. Feldforschung in San José, Guatemala	101
I.I. Forschungsschwerpunkte und Forschungsfragen.....	101
I.II. Ankunft im Dorf	103
I.III. Das erste Treffen mit Dona Alicia (02.12. 2006).....	104
I.IV. Der Besuch beim Dorfarzt (03.12. 2006).....	106
I.V. Dona Floras „Vortrag“ (04.12.06).....	108
I.VI. Resümee.....	110
VII. Schlussbetrachtung.....	111
VIII. Kritische Reflexion des Forschungsprozesses.....	113
IX. Anhang.....	119
Interviewleitfaden.....	121
Interview 1	121
Interview 2	130
Interview 3	134
Interview 4.....	138
Interview 5.....	146
X. Literaturverzeichnis.....	149

Vorwort

Aufgrund meines Zweitstudiums Kultur- und Sozialanthropologie bewegte sich mein Interessenschwerpunkt schon immer zwischen den beiden Wissenschaftsbereichen Psychologie und Ethnologie. Während meiner Studien beschäftigte ich mich mit unterschiedlichen psychologischen und ethnologischen Themenfeldern und war auf der Suche nach einer Verbindung dieser beiden Wissenschaften. Mein Interessengebiet bezog sich gleichzeitig auf gesellschaftliche Gruppierungen mit ihren jeweiligen sozio-kulturellen Hintergründen, als auch auf das Erleben der einzelnen, darin positionierten Individuen im Kontext der sie umgebenden Bedingungen. Im Laufe des Psychologiestudiums wurde mir deutlich, dass mir die Vorstellung wertfreier Wissenschaftler, die anhand einer „neutralen“ Haltung versuchen, objektiv ihren Forschungsobjekten zu begegnen, schwer fiel. Den Menschen zu verstehen, wie er der wahrgenommenen Realität Sinn verleiht, der sich in Überzeugungen, Wünschen und Bedeutungen ausdrückt, gilt mein besonderes Interesse, das sich in einer Kulturpsychologie, die sich im Sinne Jerome Bruners „über die konventionellen Ziele der positivistischen Naturwissenschaft mit ihren Idealen des Reduktionismus, der Kausalerklärung und der Vorhersage hinauswagen muß“ (Bruner 1997, S.16), verorten lässt.

In der Auseinandersetzung mit psychoanalytischer sowie kultur- und sozialanthropologischer Literatur kristallisierte sich die Schnittstelle dieser Blickwinkel heraus, die in der gegenseitigen Beeinflussung von Psychologie und Ethnologie durch Vertreter wie Wundt, Freud, Malinowski oder Róheim ihren Anfang nahm und eine Weiterentwicklung in der Anwendung psychoanalytischer Methoden auf den Gegenstand der Ethnologie erfuhr. Die sich daraus entwickelnde ethnopschoanalytische Forschungsmethode erweckte mein besonderes Interesse, da dieses Verfahren bei der Untersuchung des Menschen das Individuum mit seinen bewussten wie unbewussten Wünschen und Bedürfnissen im Kontext seiner gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen Bezug nimmt. Darüber hinaus wird die Subjektivität der Forscherin im Forschungsprozess reflektiert und als Quelle der Erkenntnis eingesetzt.

Die Teilnahme an einem Feldforschungspraktikum in Guatemala 2006 ermöglichte mir den Versuch, meine eigene Subjektivität im Forschungsprozess mit Hilfe der ethnopsychoanalytischen Begleitung sichtbar zu machen. Dieses Vorhaben setzte ich anhand der theoretisch erworbenen psychoanalytischen wie ethnopsychoanalytischen Kenntnisse sowie dem kontinuierlichen Führen eines Forschungstagebuchs in der Praxis in den Grundzügen um, wodurch das abstrakte Wissen mit lebendigen Erfahrungen angereichert werden konnte. Die erworbenen Erfahrungen machten mich auf die Sinnhaftigkeit der Auseinandersetzung mit der eigenen Subjektivität im Feldforschungsprozess aufmerksam und motivierten mich, die Bedeutung der Reflexion der eigenen Involviertheit näher herauszuarbeiten.

Einleitung

„Da wir nun aber in unserer Kultur groß geworden sind, mit unseren Kategorien verstehen gelernt haben, besteht die Gefahr, dass wir die fremden Phänomene, unseren Vor-Urteilen folgend, falsch interpretieren. (...) Wie aber kann man Hunderte und Tausende ungleicher Phänomene vergleichen, wenn man immer damit rechnen muss, dass selbst gleich Scheinendes nicht als solches bewiesen werden kann, sondern das Ergebnis einer Täuschung durch Vorurteile ist“ (Nadig 1986,S 36 zit. Löffler 1976, S 31).

Um Menschen und ihre kulturellen und sozialen Phänomene nicht nur an ihrer Oberfläche zu untersuchen, sondern ihre tiefer liegenden Bedeutungsstrukturen für die jeweilige Gesellschaft sowie für das einzelne, darin lebende Individuum sichtbar zu machen, und die eigene Involviertheit als Forscher mit einzubeziehen, setzt eine differenziertere Herangehensweise, als rein quantitativ angelegte Studien voraus. Jerome Bruner weist auf das Dilemma bei der Erforschung des menschlichen Geistes hin, als Wissenschaftler „gleichzeitig Objekt und Mittel der eigenen Untersuchung zu sein“ und fordert eine Vielfalt an verfügbaren Einsichten, „um zu verstehen, was der Mensch aus seiner Welt, aus seinen Mitmenschen und aus sich selbst macht“ (Bruner 1997, S.17).

Dieser Sichtweise folgend suchte ich nach einer Methode, die den Brückenschlag von der Beschreibung objektiver ökonomischer, politischer und sozialer Verhältnisse, hin zum subjektiven Erleben der einzelnen Individuen vollzieht und dabei den Einfluss des Forschers berücksichtigt. In diesem Zusammenhang stieß ich durch die geschichtliche Aufarbeitung der Schnittstelle zwischen Psychologie und Ethnologie auf die Ethnopschoanalyse, die ,meiner Ansicht nach, eine Forschungsmethode darstellt, die diesen Ansprüchen annähernd gerecht wird.

In der vorliegenden Arbeit setze ich mich mit der Entwicklung dieser Forschungsmethode sowie ihren unterschiedlichen Anwendungsmöglichkeiten auseinander. Darüber hinaus soll aufgezeigt werden, warum es mir sinnvoll erscheint, sich als Forscherin mit der eigenen Subjektivität im Feldforschungsprozess zu befassen, und welche Rolle Ängste und das Unbewusste in diesem Zusammenhang einnehmen. Zu diesem Zweck findet eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen in der Feldforschung statt, sowie die Darstellung der eigenen, ansatzweisen Anwendung der ethnopschoanalytischen Methode während des Feldforschungspraktikums in Guatemala.

Die Ethnopschoanalyse liefert meines Erachtens die Möglichkeit, Menschen in ihrer kulturellen Vielfalt nicht nur zu beschreiben, sondern durch eine reflexive Herangehensweise zu verstehen, indem gleichzeitig der eigene kulturelle Einfluss des Forschers miteinbezogen wird.

„Eine perfekte, methodische Technik gibt es nicht, aber die Möglichkeit einer differenzierten Darstellung des Kulturschocks, die nachvollziehbare Darlegung des Erkenntnis- und Theoriebildungsprozesses, die keinen Anspruch auf feste Wahrheit, endgültiges Urteil erhebt. Die transparente Darstellung eines Forschungsprozesses erlaubt es den Lesern und Leserinnen, den unvermeidlichen Einfluss der Kulturzentriertheit und der Subjektivität der Forscherin nachzuvollziehen“ (Nadig, 1986, S.36).

Im ersten Teil der Arbeit gelangt die geschichtliche Entwicklung der Ethnopschoanalyse und ihre verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten zur Darstellung, wobei nur ein grober Abriss der Entstehung dieser Forschungsrichtung im vorliegenden Rahmen gegeben werden kann.

Das erste Kapitel der Arbeit befasst sich mit dem Beginn der Auseinandersetzung der Psychoanalyse mit der Ethnologie durch Sigmund Freud, was als Grundstein für die Entwicklung einer neuen Forschungsrichtung angesehen wird. Darauf folgt die Reaktion auf Freuds Thesen in Form wissenschaftlicher Kritik und deren Folgen. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit Geza Róheim, dem ersten Praktiker der psychoanalytischen Feldforschung.

Mit seinen Arbeiten über die Bedeutung des Subjekts in der Forschung und anderen Ansätzen steuerte George Devereux wichtige theoretische Grundlagen zur Weiterentwicklung der neuen Forschungsmethode bei, worüber das dritte Kapitel Aufschluss gibt.

Das vierte Kapitel setzt sich mit der Weiterentwicklung dieser Theorien durch die Schweizer Ethnopschoanalytiker Parin, Parin-Matthèy und Morgenthaler auseinander und stellt ihre wichtigsten Forschungsreisen vor. Im fünften Kapitel werden Vertreter der zweiten Generation, Mario Erdheim und Maya Nadig, und deren Arbeiten vorgestellt. Das sechste Kapitel nimmt auf weitere Vertreter der Ethnopschoanalyse und deren Konzepte und Forschungen Bezug. Daran anschließend erfolgt eine kurze Zusammenfassung des einführenden theoretischen Teils.

Der zweite, empirische Teil der vorliegenden Arbeit beschäftigt sich mit dem Einfluss der Subjektivität auf die Wahrnehmung im Feldforschungsprozess und der Bedeutung, die der ethnopschoanalytischen Methode in diesem Zusammenhang zukommt. Zu diesem Zweck gelangen professionelle Forschungserfahrungen von fünf Wissenschaftlerinnen zur Darstellung, sowie der eigene Versuch der ansatzweisen Anwendung ethnopschoanalytischer Methodik.

Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sollen aufzeigen, welcher Nutzen aus der bewussten Erfassung der eigenen, subjektiven Sichtweise bei der Erforschung des Menschen gezogen werden kann.

Teil 1 - Die historische Entwicklung der Ethnopsychanalyse, ihre Vertreter und deren Forschungsansätze

Der erste Teil der vorliegenden Arbeit führt in die geschichtliche Entwicklung der ethnopsychanalytischen Forschungsmethode ein und setzt sich mit einigen ihrer zentralen Vertreter und deren Forschungsansätzen auseinander.

I. Die Schnittstelle zweier Wissenschaften

Die gegenseitige Auseinandersetzung der Ethnologie und Psychologie nahm ihren Anfang am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts durch Vertreter der Psychologie wie Wilhelm Wundt oder Sigmund Freud und Vertreter der Ethnologie wie Bronislaw Malinowski oder Géza Róheim. Der Entwurf einer „Kulturpsychologie“ durch Wilhelm Wundt war einer der ersten Versuche, der kulturelle Aspekte mit psychologischen Fragestellungen verband. Wundt verfolgte dabei einen geschichtsbezogenen, interpretativen Ansatz, um das Verständnis der Kulturerzeugnisse des Menschen zu fördern (vgl. Bruner 1997). Sigmund Freud wendete erstmals psychoanalytische Ansichten bei der Auseinandersetzung mit ethnologischem Material an, womit er den Grundstein für eine neue Forschungsrichtung legte.

I.I. Freuds Auseinandersetzung mit ethnologischem Material

In seinem Essay „Totem und Tabu“ setzte sich Sigmund Freud mit dem Ursprung und dem Entstehen von Kultur und Religion auseinander und versuchte Phänomene wie Magie, Animismus oder Tabu auf ihre psychischen Hintergründe zu beleuchten, indem er die in seiner Selbstanalyse erworbenen Erkenntnisse mit ethnologischen Daten verglich. Als Ausgangsmaterial diente ihm zum größten Teil das Werk des Kulturevolutionisten James George Frazer, der 1910 eine vierbändige Abhandlung über Totemismus und Exogamie verfasste. Dabei wandte Freud erstmals die Psychoanalyse auf das Gebiet der Ethnologie an, wodurch dieses Werk als eine der ersten Schnittstellen dieser beiden Disziplinen angesehen werden kann, und als Grundstein für die Entwicklung einer eigenständigen Forschungsrichtung gilt (Reichmayr 2003, S. 26-30; Haase 1996, S.7). Beeinflusst von der Lehre Darwins und den Schriften anderer Evolutionisten wie Spencer, Tylor oder Haeckel war auch Freuds Sichtweise seiner Zeit entsprechend durchgehend evolutionistisch und ethnozentristisch geprägt, was sich in seiner Annahme, Kultur entwickle sich vom Niederen zum Höheren und vom Einfachen zum Komplexen widerspiegelt:

„Den Menschen der Vorzeit kennen wir in den Entwicklungsstadien, die er durchlaufen hat, durch die unbelebten Denkmäler und Geräte, die er uns hinterlassen, durch die Kunde von seiner Kunst, seiner Religion und Lebensanschauung, die wir entweder direkt oder auf dem Wege der Tradition in Sagen, Mythen und Märchen erhalten haben, durch die Überreste seiner Denkweisen in unseren eigenen Sitten und Gebräuchen. Außerdem aber ist er noch in gewissem Sinne unser Zeitgenosse; es leben Menschen, von denen wir glauben, daß sie den Primitiven noch sehr nahe stehen, viel näher als wir, in denen wir daher die direkten Abkömmlinge und Vertreter der früheren Menschen erblicken. Wir urteilen so über die sogenannten Wilden und halbwilden Völker, deren Seelenleben ein besonderes Interesse für uns gewinnt, wenn wir in ihm eine gut erhaltene Vorstufe unserer eigenen Entwicklung erkennen dürfen“ (Freud 1996, S.5).

Freud bezog sich in seiner Schrift auf die australischen Aborigines, die für ihn eine frühe Stufe unserer Entwicklung repräsentierten. Anhand ihrer Kultur versuchte er Begriffe wie Totem und Tabu näher zu erläutern und deren Entstehung und psychische Bedeutung aufzuzeigen. Nach Freud entstand das Totem und das Tabu aufgrund der Situation in einer Urhorde, in der die Frauen von einem herrschsüchtigen Mann in Besitz genommen wurden, welcher alle geschlechtsreifen Söhne vertrieb. Daraufhin überfielen die Söhne den Vater, töteten ihn und nahmen sich die Mütter und Schwestern. Diese traumatische Szene verursachte Schuld- und Reuegefühle, wodurch das Inzesttabu und das Verbot, das den Vater ersetzende Totemtier zu verzehren, geschaffen wurden (Boyer 1980, S.29). Diese Verbindung des Totemismus mit dem Konzept des Ödipuskomplexes stellte den Mittelpunkt von Freuds Kulturtheorie dar und kennzeichnete für ihn den Beginn der Kulturfähigkeit der Menschen (Reichmayr 2004, S.28; Haase 1996, S.8). Freud sah in der fortwährenden Wiederholung des Vaternormes in jeder Epoche den Grund für die Entwicklung sozialer Normen, um mit den nachfolgenden Schuldgefühlen adäquat umgehen zu können (Erdheim 1992, S.188). Diese Annahme wurde unter anderem zur Zielscheibe der Kritik anthropologischer Wissenschaftler.

I.II. Wissenschaftliche Kritik und ihre Folgen

In der Auseinandersetzung mit Freuds Werk „Totem und Tabu“ kritisierten Anthropologen in erster Linie Freuds einseitige und selektive Verwendung ethnologischer Quellen, seine Konstruktion der Urhorde und die damit zusammenhängenden Theoreme von Inzesttabu und Ödipuskomplex (Reichmayr 2004, S 38). Ein bekannter ethnologischer Kritiker war Bronislaw Malinowski, der als einer der ersten ethnologische Feldforschung als systematische teilnehmenden Beobachtung betrieb und letztere als methodischen Kern in der Ethnologie

verankerte. Das Neue an seiner Herangehensweise im Feld waren lange Aufenthalte vor Ort sowie das Erlernen der jeweiligen Sprache der untersuchten Kultur (Gingrich 1999, S.183; Barnard 2000, S 65-66). Auf der Basis seiner umfangreichen empirischen Daten stellte Malinowski Freuds universelle These des Ödipuskomplexes in Frage. Er war der erste Ethnologe, der psychoanalytische Sichtweisen in die ethnologische Feldforschung mit einbezog und aufgrund seiner Feldforschungen auf den Trobriand Inseln zu der Erkenntnis kam, dass die von Freud angenommene universelle Gültigkeit des Ödipuskomplexes auf die dort lebende Bevölkerung nicht zutraf (Barnard 2000, S. 67). Er entlarvte dabei diese Vorstellung „als eine groß angelegte Mythologisierung und Biologisierung von nachweislich sozialen und historisch durchaus variablen Konstellationen“ (Ottomeyer 1976, S.162). Dieser Kritik hielten Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis das Argument entgegen, dass der Ödipuskomplex „sich nicht auf eine reale Situation reduzieren lässt“, sondern seine Wirksamkeit in der Einführung einer verbietenden Instanz (Verbot des Inzest), „die den Zugang zur natürlich gesuchten Befriedigung verschließt und den Wunsch und das Gesetz untrennbar miteinander verknüpft“, zum Ausdruck bringt (Laplanche/Pontalis 1991, 355). Speziell im angloamerikanischen Raum beschäftigten sich viele Ethnologen, unter anderen Franz Boas, Alfred Kroeber, Ruth Benedict und Margaret Mead, eingehend mit den Konzepten der Psychoanalyse. Diese Auseinandersetzung übte einen starken Einfluss auf die Entwicklung der amerikanischen Kultur- und Persönlichkeitsforschung aus, die als spezielle Subdisziplin der amerikanischen Kulturanthropologie angesehen werden kann.

„Die Rezeption der Psychoanalyse in der amerikanischen kulturanthropologischen Schule von Franz Boas hatte dazu beigetragen, dass das Verhältnis von Individuum und Kultur in den Mittelpunkt des ethnologischen Interesses rückte“ (Reichmayr 2003, S.57). Das Hauptaugenmerk wurde dabei auf die Einwirkung der Kultur auf die Persönlichkeitsentfaltung gelenkt (Gingrich 1999, S.180). Eine Vertreterin der amerikanischen Kulturanthropologie war Margaret Mead, die, neben Ruth Benedikt, eines der meistgelesenen Werke der Ethnologie beisteuerte. In ihrem Werk „Coming of Age in Samoa“ beschrieb Margaret Mead die Kindheitsentwicklung und Pubertätsprozesse der samoanischen Mädchen und lehnte sich dabei an die psychoanalytische Sozialisations- und Trauma-Theorie an, indem sie „frühkindliche Erfahrungen und Prägungen als die Mechanismen“ hervorhob, „durch welche die Nachwuchsgeneration ihre kulturadäquate Formung erhält“ (Adler 1993, S.10). In ihrem zweiten Werk „Growing up in New Guinea“ richtet sie sich gegen die evolutionistische Vorstellung Freuds eines „primitiven Denkens“, das sich in Form von magischen Vorstellungen und Animismus bei den Erwachsenen der Manus-Bevölkerung nachweisen ließ, nicht aber bei deren Kindern.

Durch diese Erkenntnis schließt Mead auf eine Anerziehung solcher Denkweisen und nicht auf biologisch begründete Erklärungsansätze (Adler 1993, S.11). Der Fokus ihrer Untersuchungen richtete sich in erster Linie auf das Subjekt. Diese Bedeutung des Subjekts wurde von Anfang an in der Subdisziplin der amerikanischen Cultural Anthropology, der Culture and Personality-Schule, in den Mittelpunkt der Forschung gestellt.

Cora DuBois, Abraham Kardiner und Ralph Linton versuchten in ihren Forschungsarbeiten die Synthese der Psychoanalyse mit der Ethnologie zu erreichen, wobei sich ihre Auffassung von Psychoanalyse auf einen dynamischen und genetischen Gesichtspunkt beschränkte. Sie entwickelten das Konzept der „typischen Basispersönlichkeit“, d.h. eine typische „Persönlichkeitskonfiguration, die die Mehrzahl der Angehörigen einer Gesellschaft als Ergebnis gemeinsamer frühkindlicher Erfahrungen miteinander teilt“ (Kardiner et al. 1945, S.VIII zit. nach Haase 1996, S.12). Diese kulturdeterministische Sichtweise wurde von vielen Vertretern der klassischen Psychoanalyse innerhalb der Ethnologie heftig kritisiert. Im Mittelpunkt stand die Frage nach dem Unbewussten in einer Kultur und die heute aufgegebene Frage, ob Kultur das Individuum prägt oder das Individuum die Kultur. Der Hang zur Auffindung von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und die vereinfachende und stark generalisierende Darstellungsweise der untersuchten „Naturgesellschaften“ durch die Vertreter der „Culture and Personality School“ hatte zur Folge, dass abweichendes Verhalten innerhalb einer Kultur nicht wahrgenommen und folglich nicht in die Theoriebildung miteinbezogen wurde (Adler 1993, S.11-13). Ein weiterer Kritikpunkt der diesem Ansatz entgegengehalten wurde, bezog sich auf die unzureichende Berücksichtigung historischer Prozesse des soziokulturellen Wandels, wie beispielsweise die Nichtberücksichtigung der Kolonialisierung auf die untersuchten Gesellschaften (Kohl 1987, S.141).

Aufgrund dieses ahistorischen Gesellschaftsmodells konnten keine ausreichenden Erklärungen für Aggressionen, Konflikte oder Kriege bereitgestellt werden, wodurch diese Forschungsrichtung zunehmend in eine Sackgasse geriet und mit Ende des Zweiten Weltkriegs auch den Einfluss in der psychoanalytischen Cultural Anthropology verlor (Haase 1996, S.13).

Obwohl „*Totem und Tabu*“ von vielen Ethnologen als Beitrag zur Ethnologie auch dahingehend kritisiert wurde, dass die darin vorkommenden ethnologischen Konzepte zur damaligen Zeit überwiegend als überholt angesehen wurden, wirkte diese erste Anwendung der Psychoanalyse auf ethnologisches Material auf viele nachfolgenden Wissenschaftler bis heute anregend, und ließ die Entwicklung einer psychoanalytisch orientierten Ethnologie zu. Es war nicht die phylogenetische Kulturtheorie, die die Ethnologen beeindruckte, sondern Freuds Psychologie des Unbewussten (Reichmayr 2003, S.39).

II. Géza Róheim – ein erster Versuch psychoanalytischer Feldforschung

Um die ethnologische Kritik an den psychoanalytischen Hypothesen zu widerlegen, machte sich der Ethnologe und erste ausgebildete Psychoanalytiker Géza Róheim auf, „einige Fragen aus jenen Grenzgebieten zu beantworten, in denen Psychoanalyse und Anthropologie sich treffen“ (Róheim 1977, S 7). Ihm ging es nicht darum ethnologisches Material neu zu interpretieren, sondern anhand eigener Feldforschung psychoanalytische Daten zu sammeln. In seinem Buch „Psychoanalyse und Anthropologie“ versuchte er die richtige Methode zur Anwendung der Psychoanalyse auf die Anthropologie herauszuarbeiten. Dabei folgte er der Forderung Kluckhohns „dass entweder alle Interpretationen innerhalb des Kontexts einer Kultur operieren sollten, oder dass der Psychoanalytiker bei der Abweichung von dieser Regel seine Gründe dafür angeben sollte“ (Róheim 1977, S.7).

Róheim, der als erster Anthropologe eine psychoanalytische Ausbildung absolvierte, begann aufgrund seiner Feldforschungen seine eigene Kulturtheorie zu entwickeln. Er distanzierte sich von Freuds Konstruktion einer Urhorde, nicht aber von der universellen Gültigkeit des Ödipuskomplexes: „Ich unterstelle nicht, dass der Ödipuskomplex deshalb universal ist, weil wir unsere Ödipuskomplexe von hypothetischen Ereignissen ererben, die sich bei den Urmenschen abgespielt haben können (Freud; Theorie der Urhorde). Diese ultra-lamarckistische Auffassung ist unhaltbar. Es ist jedoch einsichtig, dass der Ödipuskomplex ein direkter Abkömmling unseres zum Teil verfrühten und zum Teil rückständigen (verlängerten oder verzögerten) relativen Wachstums ist“ (Róheim 1977, S 266).

Róheim ersetzte die Urhordentheorie von Freud durch eine ontogenetische Kulturtheorie, wobei er nicht die Idee einer Urhorde an sich verneinte, sondern sich gegen die Vorstellung eines kollektiven Unbewussten stellte. Statt dessen führte er das Verständnis der menschlichen Natur und die Entwicklung von Kultur auf die verlängerte Kindheit des Menschen zurück (Róheim 1944, S.51). Den Ödipuskomplex konzipierte er in seiner Theorie gleichzeitig als biologisch universal und individuell erworben (Haase 1996, S.10). Für Róheim stellte die psychische Verarbeitung infantiler Konflikte, die sich auf biologische Ursachen gründen, die Voraussetzung von kulturellen Phänomenen dar. In seinem Konzept des „ontologischen Traumas“ befasste er sich mit der Frage, wie das Kulturelle in Form der Befriedigung und Unterlassung von Wünschen durch die Eltern, die libidinöse Entwicklung des Kindes beeinflusst (Róheim 1977, S. 268-274).

Das ethnologisch relevante Material sammelte Róheim in verschiedenen traditionsgeleiteten Kulturen in Australien, Somalia, auf den Normanby-Inseln sowie im Grenzgebiet von Mexiko zu den Vereinigten Staaten. In seinem ersten Bericht über die erlangten Ergebnisse wies Róheim auf die Wichtigkeit der psychoanalytischen Phänomene Übertragung, Gegenübertragung, Deutung, Widerstand, sowie auf die psychoanalytische Technik der freien Assoziation hin. Aufgrund der kurzen Aufenthalte war es ihm jedoch nicht möglich, diese Techniken in seinen eigenen Forschungsprozess zu integrieren (Reichmayr 2003, S. 47-50).

Die Konzepte und Annahmen Róheims wurden von einigen Vertretern innerhalb wie außerhalb der Psychoanalyse angefochten. Aufgrund der Tatsache, dass Róheims Forschungen vorgefertigte Zielvorstellungen hatten und von einem kurzen Aufenthalt gekennzeichnet waren, kann laut Zinser die Arbeit Róheims nicht als ethnopsychanalytisch bezeichnet werden, sondern als „ethnologische Feldforschung“, „welche durch psychoanalytische Theorien und Fragestellungen geleitet war“ (Zinser 1984, S. 105). Der Psychoanalytiker Otto Fenichel bemängelte Róheims Vernachlässigung von sozio-kulturellen Bedingungen und warf ihm einen psychologischen Reduktionismus vor (Reichmayr et al. 2003a, S.363). Trotz aller Kritik war der Einfluss von Róheim auf die Verbindung der Anthropologie mit der Psychoanalyse unverkennbar.

III. Ein umfassender Neuansatz - Der Einfluss Georges Devereux` auf die Entwicklung der Ethnopsychanalyse

Eine grundlegendere Bedeutung für den aus der Verbindung von Ethnologie und Psychoanalyse hervorgehenden neuen Wissenschaftszweig hatten die Arbeiten von Georges Devereux. Als ausgebildeter Ethnologe führte er mehrere Feldforschungen durch. Aufgrund seiner psychiatrischen sowie psychoanalytischen Ausbildung dachte und arbeitete der Wissenschaftler von Beginn an „pluridisziplinär“ (vgl. Devereux 1978). Dies trug dazu bei, dass nach jahrzehntelangen Annäherungsversuchen zwischen Psychoanalyse und Ethnologie Devereux entscheidende theoretische und praktische Grundlagen für die Weiterentwicklung der Ethnopsychanalyse beisteuerte und viele nachfolgende Wissenschaftler beeinflusste.

Geboren wurde Georges Devereux 1908 in Lugos/Ungarn ,wo er zu einer Zeit aufwuchs, die durch die Angliederung an Rumänien im Anschluss an den Ersten Weltkrieg tiefgreifende Veränderungen mit sich brachte.

Diese Veränderungen spiegelten sich in der Tatsache wider, dass der einheimischen Bevölkerung kulturelle, rumänische Muster aufgezwungen wurden, und sie fortan als Bürger dritter Klasse behandelt wurden (Bokelmann 1987, S.11). Die emotionale Kälte innerhalb seiner Familie, sowie die ihm verhasste Umwelt, veranlasste Devereux nach seinem Abitur nach Frankreich zu gehen, um in Paris Physik zu studieren. Parallel dazu begann er mit seiner ethnologischen Ausbildung und widmete sich nebenbei seiner schriftstellerischen Liebhaberei. Aufgrund der Hochschätzung, die Devereux bei seinen Lehrern, unter anderem Marcel Mauss, genoss, erhielt er ein Rockefeller-Stipendium, das ihn zu den bis dahin noch nicht erforschten Sedang Moi nach Indochina führte (Bokelmann 1987, S.12-16). Um sich für diese Forschungsreise vorzubereiten, reiste er in die Vereinigten Staaten nach Berkeley, Kalifornien und nahm dort an einem Praktikum teil. Bevor er die Feldforschung nach Indochina antrat, bekam er von Alfred Kroeber den Auftrag eine Untersuchung über das Geschlechtsleben der Mohave durchzuführen. „Das Leben mit den Mohave, von denen er freundschaftlich aufgenommen wurde und zu denen er später noch mehrmals zurückkehrte, nennt Devereux die glücklichste Zeit seines Lebens“ (ebd.). Von diesem ersten Aufenthalt brachte Devereux bemerkenswerte Resultate zurück, die ihm eine Verlängerung seines Stipendiums ermöglichten. Daraufhin promovierte er bei Alfred Kroeber über das Geschlechtsleben der Mohave. Auch für die Entwicklung Devereux' Theorien war das Leben bei den Mohave von Bedeutung, da sie ihm den Zugang zur Psychoanalyse eröffneten, „weil sie sozusagen auf Freudsche Art dachten“ (Milkau-Kaufmann/Rötzer 1996, S. 101). „Bei den Mohave entdeckte er, wie diese ihre Träume ernst nehmen, interpretieren und psychische Störungen und Krankheiten erklären. Die Ähnlichkeit des Deutungsverfahrens verwies ihn auf die Psychoanalyse, die er nun als brauchbare Forschungsmethode kennenlernte“ (Bokelmann 1987, S.20). Daraufhin begab er sich nach Indochina zu den Sedang Moi, bei denen er 18 Monate lebte und forschte (Bokelmann 1987, S.17).

Devereux kehrte danach in die Vereinigten Staaten zurück, wo er die nächsten 30 Jahre verbrachte. Er erhielt viele Lehraufträge an verschiedenen Universitäten, arbeitete und forschte in verschiedenen psychiatrischen Institutionen. In den nächsten drei Jahrzehnten entstanden grundlegende ethnopsychanalytische Arbeiten wie *Abortion in Primitive Society*, *Psychoanalysis and the Occult*, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* oder *Realität und Traum*. Nach Kriegsende absolvierte Devereux seine psychoanalytische Ausbildung und arbeitete gleichzeitig am Veteran Hospital in Kansas, wo er seine bisherigen klinischen Erfahrungen vertiefen konnte und eine Therapie mit einem Plains-Indianer durchführte, die er ausführlich in dem Buch *Realität und Traum* dokumentierte (Bokelmann 1987, S.18).

Das Ziel dieser Therapie bestand in der Entwicklung spezieller Techniken zur Behandlung von psychischen Störungen bei Personen, die einen anderen kulturellen Hintergrund aufwiesen, als Personen der amerikanischen Mittelschicht.

1963 kehrte Devereux schließlich wieder nach Paris zurück, wo er dank Lévi-Strauss und Fernand Braudel an die „Ecole des Hautes Etudes“ geholt wurde, um dort als Studiendirektor für den neu eingerichteten Studiengang Ethnopsychiatrie bis 1981 tätig zu sein. (Milkau-Kaufmann/Rötzer 1996, S.101) Durch Marcel Mauss erlangte er Einblicke in die Schwierigkeit der Ethnologie, zwischen Problemfeldern der Soziologie und Psychologie zu vermitteln. Um anthropologische Phänomene besser erklären zu können, entwickelte Devereux die Theorie der Komplementarität dieser beiden Disziplinen, die einen Schwerpunkt seiner Arbeit ausmachte (Milkau-Kaufmann, Rötzer 1996, S101).

Warum das Werk Devereux` für „viele Autoren als Beginn eines umfassenden Neuansatzes innerhalb der psychoanalytisch orientierten Anthropologie“ (Adler 1993, S.75) angesehen wird, soll im folgenden Kapitel näher beleuchtet werden.

III.I. Eine neue methodologische Herangehensweise

Viele bisherige Versuche, wie beispielsweise die Ansätze der „Culture and Personality - Forschung“ in den Vereinigten Staaten oder die Pionierarbeiten Geza Róheims, die Ethnologie mit der Psychoanalyse zu verbinden sind an unterschiedlichen reduktionistischen Denkmodellen gescheitert. Aufgrund der Gefahr des kulturellen Determinismus sowie psychoanalytisch-reduktionistischer Sichtweisen versuchte Devereux, durch einen neuen methodologischen Ansatz diesen Problemen zu entgegnen. Indem er darauf hinwies, dass „jedes menschliche Phänomen nach einer psychologischen und einer sozio-kulturellen Erklärung verlangt, und dass diese erklärenden Diskurse in einer komplementären Beziehung zueinander stehen“, setzte er sich mit zwei unterschiedlichen Sichtweisen auseinander und berücksichtigte damit die Vielschichtigkeit und Komplexität bei der Erforschung menschlicher Phänomene (Devereux 1978b, S.362 zit nach Adler 1993, S.76). Nach Bosse will Devereux demnach „die unsoziologische Methode der Psychologie bzw. Psychoanalyse durch eine Rollenteilung und Zusammenarbeit von Psychologie und Soziologie/Anthropologie überwinden“ (Bosse 1979, S. 33). Dieses Vorhaben spiegelte sich in Devereux komplementärer Sichtweise wider, die davon ausging, dass sich die soziologische wie die psychologische Betrachtung eines Phänomens gegenseitig ergänzt, wodurch differenziertere Erklärungsansätze möglich werden.

III.I.I. Die komplementäre Sichtweise

Da sich der Fokus der Ethnopschoanalyse auf die Relationen von Individuen und kollektiven Verbänden richtete, sich also sozio-kulturellen wie psychologischen Themen zuwandte, musste Devereux folgend ein „doppelter Diskurs“ geführt, bzw. von der Komplementarität von Soziologie und Psychologie ausgegangen werden (Milkau-Kaufmann 1996, S.109). Dieser Anspruch auf einen „doppelten Diskurs“ beinhaltete die Forderung mit beiden Wissenschaften zu arbeiten, um dadurch einer einseitigen Erklärung menschlicher Phänomene entgegen treten zu können. Die Anwendung beider Diskurse hatte zur Folge, dass beide Sichtweisen das Verständnis kultureller Phänomene gegenseitig ergänzten und so eine dichtere Beschreibung ermöglichten. Nach Bokelmann lässt sich in der Komplementarität das Theorieelement erkennen, „in dem sich Devereux' Bestreben nach subjektiver und objektiver Wahrheit vereinigt“ (Bokelmann 1987, S.23). Auf diese komplementäre Sichtweise stieß Devereux aufgrund seines Physik- und Mathematikstudiums. Zu seiner Zeit existierten in der Physik zwei Theorien über das Licht, die beide, abhängig von der jeweiligen Versuchsanordnung, ihre Gültigkeit besaßen. Dieses Komplementaritätsprinzip nach Bohr und Heisenberg beeinflusste Devereux nachhaltig und veranlasste ihn, dieses Denkmodell auf die Psychologie und Soziologie anzuwenden. „Damit geht er über das rein analogische Verfahren, als welches die Übertragung jenes Prinzips aus der theoretischen Physik auf das Gebiet der Humanwissenschaften zunächst erscheinen mag, hinaus, um die Komplementarität von Soziologie und Psychologie auf der Basis der spezifischen Subjekt-Objekt-Beziehung auszuarbeiten“ (Bokelmann 1987, S.25).

Grundlegend für Devereux' komplementäre Sichtweise war die Unterscheidung des ethnischen und idiosynkratischen Unbewussten. Demnach besitzt jedes Individuum ein ethnisches und ein idiosynkratisches Unbewusstes, die einander ergänzen (Reichmayr et al. 2003a, S.97). Dabei enthält das ethnische Unbewusste „all das, was jede Generation den fundamentalen Anforderungen ihrer Kultur entsprechend zu verdrängen gelernt hat“ (Bokelmann 1987, S.28). „Das idiosynkratische Unbewusste repräsentiert hingegen all das, was das Individuum unter dem Einfluss seiner spezifischen und einzigartigen Lebensbelastung verdrängen mußte“ (ebd. S.28). Diese Unterscheidung ermöglicht soziologische wie psychoanalytische Erklärungsansätze, die einander ergänzen. Der Anspruch auf eine „authentische Ethnopschoanalyse“ beinhaltete nach Devereux keine interdisziplinäre Forschungsmethode, sondern eine Pluridisziplinarität, „da sie eine zweifache Analyse bestimmter Fakten vornimmt – im Rahmen der Soziologie einerseits und im Rahmen der Psychoanalyse andererseits – und ferner Aussagen über die Natur der Beziehung (der Komplementarität) zwischen den beiden Erklärungssystemen macht“ (Devereux 1978, S.12).

Daraus ergeben sich nach Devereux zwei wichtige Folgerungen: Die erste stellt die unbedingte Interdependenz der soziologischen und psychologischen Daten dar, was bedeutet, dass von einer gegenseitigen Abhängigkeit der beiden Erklärungssysteme ausgegangen werden muss, „weil jede dieser beiden Datenarten, denen ein und dasselbe Faktum zu Grunde liegt, durch die Weise, es zu betrachten, geschaffen wird“ (Devereux 1978, S.12). Abhängig von dieser Interdependenz liegt die zweite Folgerung gleichzeitig in der Annahme der absoluten Autonomie des soziologischen und psychologischen Diskurses, die einander ergänzen. Diese gleichzeitige „Selbständigkeit und die Komplementarität dieser beiden Diskurse“ machen laut Devereux „jeden „Reduktionismus“ – der Soziologie auf die Psychologie, oder umgekehrt – unmöglich“ (ebd., S.12). Indem Devereux die Gleichrangigkeit der beiden Diskurse fordert, besteht die Chance „das komplexe Thema der Interdependenz von Kultur (Sozialem) und Psychischem hinreichend zur Darstellung zu bringen“ (Adler 1993, S.79). Diese Sichtweise beeinflusste vor allem das klinisch-psychologische wie das psychotherapeutische Gebiet, da sich Devereux' Bezugsrahmen in erster Linie auf eine kulturell neutrale Therapie richtete (Reichmayr et al. 2003a, S.98).

III.II. Die Subjektivität des Forschers

Einen weiteren neuen Ansatz stellte Devereux' Forderung nach Einbeziehung der Subjektivität des Forschers in den Forschungsprozess dar. Speziell in der ethnologischen Feldforschung zeigte er die Wichtigkeit auf, sich mit seinen eigenen Gefühlen dem Unbekannten gegenüber, adäquat auseinander zu setzen, da diese einen entscheidenden Einfluss auf die Art und Weise der Erhebung und Darstellung der erlangten Resultate besitzen. „Die Persönlichkeit des Wissenschaftlers ist insofern relevant für die Wissenschaft, als sie für die Verzerrung des Materials, die sich seinem intrapsychisch determinierten Mangel an Objektivität zuschreiben lässt, verantwortlich ist“ (Devereux 1992, S.65). Diese Sichtweise zeigte einen klaren Gegensatz zu der Auffassung vieler Kultur- und Persönlichkeitsforscher auf, die anhand von vermeintlich objektiven Verfahren versuchten, „die aus der Subjektivität resultierenden Verzerrungen auf ein Minimum zu reduzieren“, indem sie „mehr und mehr Filter – Tests, Interviews, technische Errungenschaften und andere heuristische Kunstgriffe“ zwischen sich und ihre Objekte schoben. Nach Devereux ignoriert diese Vorgehensweise aber, „daß jeder dieser Filter, während er einige durch die Subjektivität bedingte Verzerrungen „korrigiert“, spezifische – und gewöhnlich unerkannt bleibende – eigene Verzerrungen produziert“ (Devereux 1992, S.19).

Devereux' Forderung zielte dabei nicht auf eine Elimination dieser Filter ab. Ihm ging es vielmehr darum, sich von der Illusion zu verabschieden, dass solche Verfahren jegliche Subjektivität ausschalten könnten.

Bei seiner Suche nach einer wissenschaftlichen Verhaltenstheorie kritisierte er die Vorgehensweise der Verhaltenswissenschaftler, die zeigen wollten, dass ihre Disziplin den Naturwissenschaften an Wissenschaftlichkeit nicht nachstand, indem sie „mehr die Techniken der exakten Wissenschaften nachahmen, als sich von der ihnen *zugrundeliegenden Methode* inspirieren zu lassen“ (Devereux 1992, S.20). Devereux stellte dieser Vorgehensweise eine wissenschaftliche Erforschung des Verhaltens gegenüber, die die relevanten Daten gemeinsam mit der „komplexen Matrix der Bedeutungen“, in die sie eingebettet sind, untersucht und in einem weiteren Schritt „die persönliche Verstrickung des Verhaltenswissenschaftlers mit seinem Material“ mit einbezieht (Devereux 1992, S.28). Die Forderung nach der Berücksichtigung der eigenen Involviertheit des Wissenschaftlers in den Forschungsprozess sollte nicht als Quelle von Störungen, sondern als Möglichkeit zur Erlangung weiterer, ergänzender Daten angesehen werden.

III.II.I. Die Rolle der Angst im Feldforschungsprozess

Einen wichtigen Stellenwert schrieb Devereux dabei dem Gefühl der Angst zu, das bei der wissenschaftlichen Erforschung des Menschen meist unbewusst auftritt und die Wahrnehmung und Deutung von Daten beeinflusst. Der Wissenschaftler, der sich mit Angst erregendem Material auseinandersetzt, „sucht sich im allgemeinen gegen die Angst zu schützen, indem er bestimmte Teile seines Materials unterdrückt, entschärft, nicht auswertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig auswertet oder neu arrangiert“ (Devereux 1992, S.67). Jede Person reagiere demnach mit individuellen Abwehrmechanismen auf das Gefühl der Angst und beeinflusse dadurch die Wahrnehmung und Interpretation wissenschaftlichen Materials. Die Ursachen der Ängste, die durch verhaltenswissenschaftliche Daten erregt werden, ordnete Devereux in unterschiedlichen Bereichen. Einerseits ging er davon aus, dass jede Kultur mit dem selben psychischen Material auf unterschiedliche Weise umgeht. Untersucht beispielsweise ein Wissenschaftler eine ihm fremde Kultur und erhebt dabei Material, das er aufgrund seiner Sozialisierung verdrängt hat oder das ein Tabu in seiner Kultur darstellt, löst diese Erfahrung Angst aus. Grundsätzlich werden Ängste aufgrund von Situationen, die eine Gefahr für Leib und Leben darstellen, aktiviert, oder der Wissenschaftler wird bei der Auseinandersetzung mit den gesammelten Daten mit seinen eigenen idiosynkratischen Ängsten konfrontiert. Auch kann das Gefühl der Angst entstehen, wenn das untersuchte Material eigene Abwehrhaltungen oder Sublimierungen zu unterminieren droht (Devereux 1992, S.67-69).

Werden diese Verzerrungen einfach ignoriert, „so werden sie zu einer Quelle unkontrollierter und unkontrollierbarer Irrtümer“. Die logische Folgerung dieser Problematik liegt nach Devereux im bewussten Umgang mit diesen Störungen. Wird die Angst als Quelle der Verzerrungen erkannt, können diese Störungen als elementare und signifikante Daten der Verhaltenswissenschaft nutzbar gemacht werden, indem sie in den Forschungsprozess integriert werden und dadurch ein hohes Maß an Transparenz erzeugen. Weigert man sich „diese Schwierigkeiten schöpferisch auszuwerten, so kann man es nur zu einer Sammlung von immer bedeutungsloseren, zunehmend segmentären, peripheren und sogar trivialen Daten bringen, die das, was am Organismus lebendig oder am Menschen menschlich ist, fast gänzlich unbeleuchtet lassen“ (Devereux 1992, S.18-19). Eine Nichtberücksichtigung der eigenen Subjektivität läuft demnach Gefahr, das Essentielle an der Erforschung menschlichen Verhaltens zu vernachlässigen.

In seinem Werk „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ (1992) geht Devereux auf diese Forderungen ein und zeigt anhand vieler Fallbeispiele auf, wie Forschungsergebnisse durch die Nicht-Berücksichtigung der subjektiven Sichtweise des Forschers verzerrt werden. Dabei macht sich Devereux selbst zum Forschungsgegenstand und analysiert sich abwechselnd aus einem psychoanalytischen und einem ethnologischen Blickwinkel. Er bleibt dabei seinem Prinzip der Komplementarität treu, indem er psychologische und soziologische Erklärungen und Deutungen von Fakten nicht aufeinander reduziert, sondern diese immer nur einander ergänzend auffasst (Reichmayr 2003, S. 204). Die Auseinandersetzung mit seinen Ängsten ist für Devereux deshalb von großer Relevanz, da sie ihrerseits Abwehrstrategien mobilisieren, die das erforschte Material auf unterschiedliche Weise verzerren. Indem auf die spezifischen Abwehrreaktionen eingegangen wird, können die Verzerrungen aufgedeckt und die Daten dadurch entzerrt werden (Devereux 1992, S.69). Als Beispiele für Abwehrreaktionen nennt Devereux verschiedene Variationen der Isolierungs-Strategie, die angsterregendes Material verdrängen, „oder seinen affektiven Inhalt und seine humane wie persönliche Relevanz“ leugnen, was sich beispielsweise in einem *naiven kulturellen und ethnischen Relativismus* widerspiegelt. Auch eine *professionelle Haltung* sowie die *Abwehr durch Aktivität* oder *methodologische Positionen und technische Manöver* stellen Abwehrstrategien dar, wenn sie „in den Dienst von Isolierungs-Strategien gestellt werden“ (Devereux 1992, S. 109-114).

In einer guten Methodologie erkennt Devereux ein effektives Vorgehen, die Angst dauerhaft zu reduzieren, um dadurch produktiv der wissenschaftlichen Arbeit nachgehen zu können. Eine geeignete Methodologie „entleert die Realität nicht ihres angsterregenden Inhalts, sondern *zähmt* ihn, indem sie beweist, daß auch er vom bewußten Ich verstanden und bearbeitet werden kann“ (Devereux 1992, S.124). Es geht nicht darum, ob die Methodologie auch als Abwehrstrategie

verwendet wird, sondern wie sie in diesem Zusammenhang Anwendung findet. Entscheidend dabei ist, „ob man es auf *bewußte*, sublimatorische oder nur auf unbewußte, defensive Weise tut“ (Devereux 1992, S.124). Wird die Anwendung der jeweiligen Forschungsmethode als mögliche Abwehrstrategie mitreflektiert, vermeidet man dadurch eine Reduktion der Realität und erlangt einen bewussten Umgang mit dem angsterregenden Inhalt und dessen Offenlegung im Forschungsprozess. Für Devereux erweist sich die psychoanalytische Technik der Gegenübertragung als eine geeignete Herangehensweise, um die subjektiven Wahrnehmungsverzerrungen bewusst zu machen. Seiner Definition nach stellt die Gegenübertragung „die Summe aller Verzerrungen, die im Wahrnehmungsbild des Psychoanalytikers von seinem Patienten und in seiner Reaktion auf ihn auftreten“ dar (Devereux 1992, S.64). In der psychoanalytischen Praxis bezeichnet die Gegenübertragung somit die unbewusste, gefühlsmäßige Reaktion des Therapeuten auf den Patienten. Diese Reaktion wird selbst als Erkenntnisquelle nutzbar gemacht, indem sie ins Bewusstsein aufgenommen wird und so auf Irritationen und Besonderheiten des Gesprächspartners aufmerksam macht (Mentzos 1999, S. 269).

Nadig sieht in der Bewusstmachung der Gegenübertragung ein Instrument, „um einen unverstellteren Zugang zur fremden Kultur, den Gesprächspartnern und deren Weltsicht zu finden – aber auch, um die unbewussten Dimensionen der eigenen kulturspezifischen und institutionellen Einflüsse zu reflektieren“ (Nadig 1986, S.39). Dabei soll dieser Ansatz keinesfalls den Forscher selbst ins Zentrum rücken, sondern den Weg zum Forschungsziel frei halten, „indem die Selbstbeobachtung in den Forschungsprozess integriert wird“ (Nadig 1986, S.40). Auch Adler erkennt in dieser methodischen Herangehensweise eine Möglichkeit, „einseitig abwertende“ oder „verklärend übertriebene Darstellungen“ von Forschungsmaterial im Sinne einer „authentischeren Ethnologie“ zu überwinden (Adler 1993, S.87).

III.III. Der Einfluss von Übertragungen

Einen weiteren bedeutenden Stellenwert im verhaltenswissenschaftlichen Forschungsprozess räumt Devereux der Rollenzuschreibung seitens der Informanten, Klienten oder Patienten in Bezug auf den Wissenschaftler ein: „Noch wichtiger als die Determinanten der Gegenübertragung, die der Verhaltensforscher in die Beobachtungssituation hinein trägt, sind die Reaktionen, die ihm von seinen Objekten listig untergeschoben werden und die er dann unwissentlich, seinem Persönlichkeitsbild entsprechend, weiter ausbildet (Devereux 1992, S.267). Devereux weist hier auf eine Gefahr hin, die dem Wissenschaftler auf mehreren Ebenen begegnet.

Ist sich der Forscher solcher Rollenzuschreibungen nicht bewusst, kann es vorkommen, dass er sich unbewusst der jeweiligen Rolle entsprechend verhält. Dies hat zur Folge, dass bei der Erforschung einer anderen Kultur die Kulturträger dem Wissenschaftler das für die bestimmte Rollenzuschreibung adäquate Verhalten entgegenbringen und die darauf angemessene Reaktion des Wissenschaftlers erwarten. Diese automatischen Zuschreibungen stellen oft eine Quelle für Missverständnisse und Verwirrungen dar und führen dazu, dass der Wissenschaftler „unwissentlich die Gesellschaft, die er untersucht, *nur* vom Standpunkt dieses ihm auferlegten Status betrachtet“ (Devereux 1992, S. 276). Devereux führt dafür ein Beispiel aus seiner eigenen Feldforschung bei den Sedang Moi an, die ihm unter anderem die Rolle des Sklavenhalters zuschrieben. Aufgrund dieser Rollenzuschreibung bekam er solange keinen Einblick in die Sichtweise der Sedang über die Sklaverei, bis er seinen zugeschriebenen Status erkannte und zurückwies. „Solange ich nun als Sklavenhalter galt, mochten meine Informanten mich offensichtlich nicht dadurch beleidigen, dass sie mir die Ungerechtigkeiten der Sklaverei vom *Sklavenstandpunkt* aus beschrieben. (...) Niemand (...) erzählte mir von der brutalen Behandlung der Sklaven oder von der illegalen Versklavung von Kindern (Devereux 1992, S.281). Aufgrund dieser Erkenntnisse fordert Devereux die Aufgabe der „Fiktion von der neutralen Position des teilnehmenden Beobachters“ und stellt stattdessen die Wichtigkeit der Analyse der zugeschriebenen Rolle in den Vordergrund, „damit wir jene wirkliche Objektivität erreichen, die nur die Analyse der Rolle, die man uns zugeschrieben hat, ermöglicht“ (Devereux 1992, S. 282). Auf die Bedeutung der Analyse der zugeschriebenen Rolle weist auch Maya Nadig in ihrer Feldforschung in Mexiko hin, worauf in einem späteren Kapitel näher Bezug genommen wird (vgl. Nadig 1986).

III.IV. Reaktionen und Folgen

Diese neuen Erkenntnisse und Theorien stießen vor allem in den Vereinigten Staaten auf Kritik, da sich Devereux' Thesen hauptsächlich gegen das vorherrschende naturwissenschaftlich- und empirieorientierte Paradigma innerhalb der Psychologie und Ethnologie wandten. Dieses Paradigma betrachtete den subjektiven Einfluss eines Forschers auf sein Forschungsobjekt nach wie vor als Störvariable, die so gut als möglich ausgeschaltet werden musste. Die Behauptung, dass gerade die Subjektivität des Forschers als Erkenntnisinstrument nutzbar gemacht werden kann, wurde oft als Provokation aufgefasst und in seiner Wissenschaftlichkeit nicht ernst genommen. Nach Meinung des Kulturanthropologen und Psychoanalytiker Melford Spiro, der Devereux' Thesen grundsätzlich begrüßte, ging Devereux zu weit, wenn er die Gegenübertragung als das „allerentscheidendste Datum jeglicher Sozialwissenschaft“ apostrophierte, wodurch er, „in

die Falle seines eigenen Reduktionismus läuft“ (Spiro 1969, S.96 zit. nach Adler 1993, S.106-107). Nach den vielen Versuchen einer Annäherung zwischen Psychoanalyse und Ethnologie sieht Haase in Devereux’ „pluridisziplinärem“ Denken, eine „kontinuierliche theoretische und methodische Weiterentwicklung“ aus der sich „eine Synthese“ und schließlich „eine eigene Wissenschaft“ etablierte (Haase 1996, S.17). Erdheim zufolge lieferte Devereux mit seinem Werk *Angst und Methode* „den entscheidenden Schritt zur Begründung der Ethnopschoanalyse“ indem er das psychoanalytische Theorem der Übertragung-Gegenübertragung aus dem therapeutischen Rahmen heraus löste und es auf die sozialwissenschaftliche Forschung bezog (Erdheim/Nadig 1991, S.189). Lag bei Devereux der Schwerpunkt der Anwendung der Ethnopschoanalyse im psychiatrischen und klinisch-therapeutischen Bereich, gingen die Schweizer Ethnopschoanalytiker Paul Parin, Goldy Parin-Matthey und Fritz Morgenthaler weiter und wagten erstmals den Schritt, die psychoanalytische Technik direkt in der Feldforschung anzuwenden (Haase 1996, S.14). Während ihren Feldforschungen bei den Dogon und Agni in Westafrika gelang ihnen der Nachweis, „dass sich die Psychoanalyse theoretisch und praktisch eignet, Angehörige eines außerhalb unserer europäischen Zivilisationsgeschichte stehenden traditionsgeleiteten Gesellschaftsgefüges im psychoanalytischen Sinne zu verstehen“ (Reichmayr 2003, S.57).

IV. Die Weiterentwicklung der Ethnopschoanalyse in der Schweiz

Aufgrund der politischen Ideologien in den Dreißiger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts wurden die Vertreter der Psychoanalyse 1933 aus Deutschland und 1938 aus Österreich vertrieben, wodurch eine weitere Interaktion mit der Ethnologie im deutschsprachigen Raum erschwert bis unmöglich gemacht wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Frage nach der Brauchbarkeit der Psychoanalyse als Therapie im Mittelpunkt des Interesses, was dazu führte, dass anderen Fragestellungen wie die Anwendung der Psychoanalyse auf die Ethnologie untergeordnete Rollen zukam. Mit der Entwicklung der Ethnopschoanalyse in der Schweiz wurde die begonnene Auseinandersetzung der beiden Wissenschaften im deutschsprachigen Raum wieder fortgesetzt und vorallem im Zuge des Interesses der Studentenbewegung der 60er Jahre an anderen Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens aufgegriffen (Reichmayr 2003, S.89).

IV.I. Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy

Die Schweizer Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy gelten als die Begründer der deutschsprachigen Ethnopschoanalyse; erst mit ihren Arbeiten erreichte die aufkommende Forschungsrichtung ein neues Niveau, indem das psychoanalytische Verfahren eingesetzt wurde, „um das Unbewusste im Rahmen der Kultur zu studieren“ (Erdheim/Nadig 1991, S 189).

Auf ihren Forschungsreisen nach Westafrika in den 50er und 60er Jahren gelang es Paul Parin, Goldy Parin-Matthèy und Fritz Morgenthaler erstmals, die psychoanalytische Technik in der ethnologischen Feldforschung anzuwenden, und das Innenleben von Menschen einer anderen Kultur besser nachzuvollziehen. Die drei Wissenschaftler fassen dieses Vorhaben wie folgt zusammen: „statt wie der Arzt, der mit der Analyse heilen will, „Ich zu schaffen, wo Es war“, wollten wir Ich erkennen, das sich in anderer Art und Weise als bei uns entwickelt hat. Der Sinn der Untersuchung ist der, Afrikaner so zu uns sprechen zu lassen, wie sie selber fühlen und denken, und sie dabei zu verstehen“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.21). Diese ersten Forschungsreisen nach Westafrika bildeten die Basis für die deutschsprachige Tradition der Ethnopschoanalyse als wissenschaftliche Technik (Reichmayr et. al. 2003a, S.318). Im Unterschied zu Devereux betrachteten die Schweizer Ethnopschoanalytiker das Verhältnis von Ethnologie und Psychoanalyse nicht als komplementär, sondern als dialektisch. In ihrer Auffassung schlagen „psychoanalytische Erklärungen (...) zur Qualität sozialwissenschaftlicher um, und diese liefern dem psychoanalytischen Konzept der Realität ihre Grundlage“ (Parin 1973, S.974 zit. nach Haase 1996, S.18). Demnach entsteht in der Synthese beider Positionen die für die Ethnopschoanalyse relevante Erkenntnis. Weitere wesentliche Unterschiede auch in Bezug auf die Culture and Personality-Forschung weist der Ansatz der Züricher Ethnopschoanalytiker durch die Auffassung der Psychoanalyse als Konfliktpsychologie auf, sowie durch deren „differenzierte Auffassung und Analyse gesellschaftlicher Strukturen“ (Reichmayr 2003, S. 90). Auch beschränkten die Züricher Forscher die Wirkung der Kräfte, die soziale Strukturen hervorbringen und verändern, nicht nur auf den makrosozialen Bereich, sondern gingen davon aus, dass sich diese Wirkung auch in jeder individuellen Psyche wiederfindet (Parin 1976, S. 117). Das Interesse am Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, sowie an politischen und psychologischen Faktoren, die für gesellschaftliche Veränderungen ausschlaggebend sind, veranlasste Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy sich wissenschaftlich mit der Psychoanalyse zu beschäftigen. Nachdem bzw. während sie sich einer eigenen Analyse unterzogen, gründeten sie eine gemeinsame Privatpraxis in Zürich, um hauptberuflich als Analytiker zu arbeiten.

Die Atmosphäre des Kalten Krieges im nachfaschistischen Europa bot den undogmatischen linken Denkern Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy keine weiteren Betätigungsmöglichkeiten, weshalb sie ihrem Afrika-Traum nachgingen und ein Angebot eines Freundes, ihn in Ghana zu besuchen, annahmen. Durch Gespräche mit dem Personal eines Krankenhauses kristallisierte sich der Wunsch, psychologische Untersuchungen in Afrika durchzuführen, heraus (Reichmayr 2003, S.94).

IV.II. Die Forschungsreisen nach Afrika – eine erste Bewährungsprobe

In der Zeit von 1954 bis 1971 unternahmen die drei Forscher sechs Expeditionen nach Westafrika, um zuerst bei den Dogon und danach bei den Agni ethnopsychoanalytische Untersuchungen durchzuführen. Die ersten beiden Reisen zeichneten sich durch eine abgeänderte Anwendung der psychoanalytischen Methode aus. Die Forscher gingen bei diesen Untersuchungen von Einzelbeobachtungen bei mehreren verschiedenen Völkern aus und versuchten, durch eine vergleichende charakteranalytische Untersuchungsmethode³ auffallende psychische Erscheinungen zu verstehen, ohne jedoch den Untersuchten ihre Deutungen mitzuteilen (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.13). Die Wissenschaftler gingen der Frage nach, ob in traditionellen westafrikanischen Gesellschaften andere psychologische Gesetze gelten, als bei uns. In diesem Zusammenhang entstand eine große Anzahl von Beobachtungen über auffallende, typische Charakterzüge, die sich auf unterschiedliche Kulturen Westafrikas, sowie auf verschiedene Lebensbereiche bezogen. Dabei gelangten die Autoren zu der Annahme, dass beispielsweise das Konzept des Über-Ichs nicht auf die psychische Struktur von westafrikanischen Gesellschaften anwendbar war. Stattdessen führten die Wissenschaftler in Anlehnung an Freuds Ausdruck „Tabu-Gewissen“ den Begriff des Clangewissens ein, der dem Über-Ich des Europäers gegenübersteht und Ideale, Regeln und Verbote beinhaltet, die bei den Trägern des Clangewissens nur innerhalb einer Gemeinschaft wirksam sind (Parin 1978, S. 157-158). Das Clangewissen setzt sich aus dem Wissen um die Werte eines Clans zusammen und stellt den Rückhalt und den Schutz für den Einzelnen dar. Er verleiht dem Individuum seine Identität als Teil des Ganzen (Trumpp von Eicken 2006, S. 93). Ebenso umfasst das Clangewissen die identifikatorische Treue gegenüber einem Prestigeträger, sowie die Angehörigkeit zu einer Gemeinschaft und deren Verhaltensweisen. Diese Zugehörigkeit zu einem Clan wirkt äquivalent wie bei uns die Stimme des Gewissens (Reichmayr 2003, S. 101).

³ Bei der Verwendung des vergleichenden charakteranalytischen Untersuchungsverfahrens lehnen sich Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy an die von Wilhelm Reich entwickelte charakteranalytische Behandlungstechnik (Reich 1933) an, wobei anhand der Deutung gewohnheitsmäßiger Haltungen einer Person versucht wird, Zugang zur unbewussten psychischen Dynamik zu finden (Reichmayr 2003, S. 98).

Für Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy kristallisiert sich neben dem Clangewissen eine weitere auffallende psychische Struktur heraus, die sie als Gruppen-Ich bezeichnen. „Unter Gruppen-Ich verstehen wir (a) eine für das ganze Ich gültige, besondere Funktionsweise und (b) eine Reihe besonderer Ichfunktionen, die auf die Mitwirkung einer Gruppe angewiesen sind, um suffizient zu sein und zu bleiben (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S. 537). Die Wissenschaftler gehen dabei von einer Modifikation des „Ich“ der Freudschen Metapsychologie aus und definieren das Gruppen-Ich „als ein nur durch seine Beziehungen zur Umwelt ausgezeichneter Teil der Ichstruktur“ (ebd., S.538). Das Gruppen-Ich dient dazu, ganz bestimmte identifikatorische Beziehungen mit den Gruppenmitgliedern einzugehen, um dadurch aggressive und libidinöse Wünsche zu befriedigen. Diese Eigenschaft kann nach Parin, Morgenthaler und Parin Matthèy aber nicht nur bei westafrikanischen Gesellschaften festgestellt werden, sondern findet sich auch bei Europäern wieder. Sie gehen dabei von dem Beispiel eines europäischen Wissenschaftlers aus, der befriedigt von einer wissenschaftlichen Diskussion mit Fachkollegen heimkehrt, wobei solche Anlässe eine wichtige Bedeutung für sein Wohlbefinden darstellen. Aufgrund der vorhandenen Gruppe, die sich durch wissenschaftliche Diskussionen definiert und deren Mitglieder ein Ich mit ähnlichen Fähigkeiten haben, kann aufgrund der Identifikation mit den Gruppenmitgliedern in der Diskussion eine Befriedigung der aggressiven und libidinösen Wünsche stattfinden. Das Gruppen-Ich funktioniert nur dann, wenn die Gruppe eine gemeinsame Sache, in diesem Fall das Diskutieren, libidinös besetzt und man daran teilhaben kann (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.538). Obwohl die Wissenschaftler mittels der charakteranalytischen Untersuchungsmethode wichtige Einsichten in die psychische Struktur und Funktionsweise westafrikanischer Gesellschaften erlangten, nahmen sie sich für ihre nächsten Forschungsreisen eine Modifikation der angewandten Methodik vor.

Bei den folgenden Untersuchungen wandelten die Wissenschaftler ihre bisherige methodische Vorgehensweise ab, indem sie darauf verzichteten, bestimmte Charakterbilder zu beschreiben und ihre Beobachtungen auf psychologische Typen zu reduzieren. Sie distanzierten sich von dem Anspruch „die Psychologie des Volkes der Dogon“ aufzudecken, sondern konzentrierten sich dagegen auf das Innenleben einiger weniger Personen. Auch der Aspekt, dass Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy in der bisherigen Forschungsarbeit ihre psychoanalytischen Deutungen den Analysanden vor enthielten, weshalb sie keine Rückschlüsse auf die Richtigkeit der Deutungen ziehen konnten, veranlasste sie zu einer Modifikation der Untersuchungsmethode. Denn ihren Worten nach besteht „die beste Möglichkeit nachzuprüfen, ob eine psychoanalytische Deutung richtig ist“ darin, „sie dem Analysanden mitzuteilen“ um durch seine Reaktion Bestätigung oder Ablehnung zu erfahren (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.13).

Die bisherige Untersuchungsmethode der vergleichenden Charakteranalyse wurde dabei auf den folgenden Forschungsreisen von der psychoanalytischen Technik abgelöst, wodurch nach Reichmayr „die Psychoanalyse vor einer entscheidenden Bewährungsprobe in einer fremden Kultur“ stand (Reichmayr 2003, S.105). „Wir haben versucht, die Psychoanalyse „als Ganzes“ anzuwenden. Es war zu erwarten, dass die Abwehr, in Form von Widerständen, zuerst hervortreten würde, und dass der Anteil der Person, der sich am meisten der Umwelt anpassen muss, das Ich, einem Studium zugänglich gemacht werden könnte“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.20). Dieses Vorhaben setzten die Wissenschaftler auf ihrer dritten Reise nach Westafrika um. Die durchgeführte Studie publizierten sie 1963 in ihrem Werk „Die Weißen denken zu viel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika“, das die Ergebnisse der erstmaligen Anwendung der psychoanalytischen Technik als Forschungsmethode in einer afrikanischen, traditionellen Gesellschaft beinhaltet (Reichmayr 2003, S.107).

IV.III. Die Dogon

Geleitet von der Suche nach einem Volk, das bestimmten Vorbedingungen entsprach, führte sie ihre nächste Reise nach Mail in Westafrika, ins Land der Dogon. Die Dogon erfüllten alle Vorbedingungen, die das Praktizieren der althergebrachten Lebensform, eine ausreichende Anzahl an Personen, die eine europäische Sprache beherrschen, sowie die hinreichende Erforschung durch Ethnologen, ein schlossen. Durch vorangegangene, umfassende ethnologische Forschungen an den Dogon schienen diese Voraussetzungen erfüllt. Nachdem die Suche nach geeigneten Dörfern beendet war, begann der schwierigste Teil der Forschung, der sich in der Einleitung der Analysen widerspiegelte. Um als „normal“ geltende Erwachsene beiderlei Geschlechts zu finden, „die noch das hergebrachte Leben der Dogon führten“, und die bereit waren eine Stunde täglich mit den Forschern zu reden, war es in den Worten der Forscher nötig „in gelassener Stimmung zu warten, nichts zu übereilen, und unsere während der langen Zeit der Vorbereitung entstandenen Wünsche zurück zustellen, bis das allgemeine menschliche Bedürfnis, einander näher zu kommen, sich auszuwirken begann. Nun wurde unsere erwartungsvolle rezeptive Passivität von einer intensiven Tätigkeit abgelöst“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S. 17).

IV.III.I. Exkurs - Die psychoanalytische Behandlungsmethode

Um ein klareres Verständnis der ethnopsychanalytischen Forschungsmethode zu erreichen, wird im Folgenden kurz auf methodische Techniken der Psychoanalyse eingegangen.

Die Psychoanalyse geht davon aus, dass sich alle psychischen Regungen, „gesunde“ wie „kranke“, auf die Beziehung zu einem anderen Menschen übertragen.

Um ein relatives Gleichgewicht zwischen zugelassenen und abgewehrten Gefühlen herzustellen, werden die Beziehungen zwischen zwei Personen unwillkürlich so gesteuert, dass möglichst wenig Spannung zwischen den Gesprächspartnern entsteht. Die psychoanalytische Methode benutzt diese Gesetzmäßigkeit, um eine besondere Art von Beziehung zwischen Klient und Therapeut herzustellen. Der Klient wird aufgefordert, alle Einfälle und Gefühle spontan zu äußern, also frei zu assoziieren und wird darauf hingewiesen, speziell jene, bei denen er Hemmungen empfindet zu erzählen und darüber zu sprechen. Dem Analytiker fällt nun die Aufgabe zu, alles Gesagte in „gleichschwebender Aufmerksamkeit“ (vgl. Freud 1912 zit. nach Erdheim 1984, S.IX) wahrzunehmen und zu verstehen, ohne mit seinen eigenen Vorstellungen einzugreifen. In der Beziehung die zum Analytiker entsteht, spiegeln sich die gesunden wie die kranken Anteile des Klienten wider, was als Prozess der Übertragung bezeichnet wird (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S. 81). In der Psychoanalyse versteht man unter Übertragung „all jene Regungen des Patienten dem Analytiker gegenüber, die nicht in der aktuellen und analytischen Situation neu entstehen, sondern aus früheren und frühesten Objektbeziehungen stammen und unter dem Einfluss des Wiederholungszwanges in der analytischen Situation nur neu belebt werden“ (A. Freud 2003, S.27). Indem diese Regungen Wiederholungen früherer Erlebens- und Verhaltensmuster darstellen, die in der therapeutischen Beziehung reaktiviert werden, können sie Einblicke über die vergangenen Gefühlserlebnisse des Patienten vermitteln (ebd.). Mentzos sieht in der Übertragung „die Tendenz zur Wiederbelebung früherer Beziehungsmuster aus dem Bedürfnis heraus, unerledigt gebliebene infantile Wünsche und Sehnsüchte zu befriedigen, unerledigte Konflikte zu lösen oder aufsteigenden Ängsten vorzubeugen“ (Mentzos 1999, S.268). In der Übertragung werden die neurotischen Konflikte des Klienten wiederbelebt und so für den Therapeuten beobachtbar und für den Klienten bewusst erfahrbar (ebd.). Dieser Entwicklung der Übertragung stellen sich am Beginn einer psychoanalytischen Beziehung zuerst Hindernisse in den Weg, die die inneren Widerstände des Klienten abbilden. Im Verlauf der psychoanalytischen Behandlung wird all das als Widerstand bezeichnet, was sich dem Zugang zum Unbewussten des Analysierten entgegenstellt und in seinen Handlungen und Worten zum Ausdruck gelangt (vgl. Laplanche/Pontalis 1991). Diese Widerstände, die dem Analysanden nicht bewusst sind, sind der Ausdruck für „triebhaftige Strebungen, die oft zu heftig sind, um in Worte gefasst und ausgedrückt werden zu können“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S. 81). Auf diese Übertragungen des Klienten reagiert der Therapeut gefühlsmäßig mit seinen Gegenübertragungen, die ihn auf Besonderheiten des Patienten aufmerksam machen (vgl. Mentzos 1999).

Der psychoanalytische Prozess besteht in dem beständigen Klären und Deuten des Wechselspiels der verschiedenen miteinander in Konflikt liegenden psychischen Kräfte. Durch die Deutungsarbeit hilft der Therapeut dem Klienten zwischen Phantasie und Realität zu unterscheiden, wodurch der Klient Einsichten in seine verschiedenen Konfliktkonstellationen gewinnt (vgl. Schuster/Springer-Kremser 1998, S.130).

Anders als die psychoanalytische Beziehung, entsteht die ethnopsychanalytische Beziehung nicht aufgrund eines Leidensdruckes, sondern aufgrund von Neugier zwischen einem Informanten und einem Ethnologen. Der Informant erzählt über die freie Assoziation dem Ethnologen seine Lebensgeschichte. Dabei werden in der Übertragung auf den Ethnologen kulturelle Rollen und Interaktionsmuster wiederholt, die im Forscher Irritationen auslösen. Das Begreifen der fremden Anteile in der Beziehung ermöglicht dem Ethnologen „ein Verständnis der historisch-ethnischen Zusammenhänge der Lebensgeschichte und des sozialen Milieus einer bestimmten Gruppe in dieser Kultur“ (Erdheim/Nadig 1991, S.191). Der Sinn einer ethnopsychanalytischen Beziehung liegt darin, über den Zugang zum Unbewussten des Gesprächspartners die kulturelle Dynamik seines Agierens zu verstehen und bewusst werden zu lassen (ebd.).

Diese psychoanalytischen Techniken, die Deutung von Übertragung, Gegenübertragung und deren Widerstände, wurden von Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy erstmals gezielt in der ethnologischen Feldforschung angewendet, woraus sich eine eigene ethnopsychanalytische Arbeitsweise entwickelte, die ihr Interesse nicht nur auf den Einzelnen und sein Innenleben richtete, sondern auch die wechselseitige Beziehung zwischen ihm und seiner Umwelt in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses rückte.

IV.III.II. Die ethnopsychanalytische Arbeitsweise bei den Dogon

In ihrer Arbeit mit den Dogon wollten die Analytiker „die Entwicklung der Übertragung, die sich zeigenden Widerstände und die Wirkung der Deutungsarbeit untersuchen“. Im Laufe der Analysen konnten die Forscher Veränderungen in den Übertragungen feststellen und so „in tiefere Schichten des Seelenlebens dieser Personen Einblick gewinnen“, sowie einige Unterschiede zu europäischen Analysen sichtbar machen (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.82). Um eine psychoanalytische Situation zu erzeugen, griffen die Forscher auf verschiedene „künstliche Maßnahmen“ zurück. Indem sie die Gespräche in erster Linie unter vier Augen führten und die Treffen zeitlich begrenzt und regelmäßig wiederholten, konnten sie die psychoanalytischen Gespräche als etwas Besonderes inszenieren. Diese Besonderheit verstärkte sich durch die Tatsache, dass Forscher und Analysanden verschiedenen Kulturen angehörten.

Das durch die Forscher angeeignete Wissen über die Lebensbedingungen und Bräuche der Dogon diente dazu, der Fremdheit zwischen den Forschern und Analysanden besser entgegen zukommen. Auf die künstliche Maßnahme des Liegens während der Analysestunde wurde verzichtet, da der Aufwand mehr Störung als Gewinn gebracht hätte. Die Bereitschaft der Personen sich an den psychoanalytischen Gesprächen zu beteiligen äußerte sich in verschiedenen Motiven. „Neugier, Kontaktfreude, sowie die hohe Einschätzung der Weißen“ waren einige Beweggründe, um mit den Forschern zu sprechen (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S...). Ein Unterschied zu den psychoanalytischen Beziehungen, welche die Analytiker mit ihren Analysanden in der Schweiz unterhielten, spiegelte sich in der Fremdheit der drei Forscher wider. Die Fremdheit bewirkte „den scheinbaren Nachteil, dass die Übertragung von bestimmten Projektionen geprägt wurde“. Da diese Projektionen aber durch bekannte Vorstellungen den Weißen gegenüber zustande kamen, „konnten sie leicht gedeutet und vom Analysanden erkannt werden. Daraus ergab sich für die analytische Ausgangssituation ein Vorteil. Die Übertragung wurde klar, nachdem der projektive Überbau abgetragen war“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S. 452). Die auf den ersten Blick beeinträchtigenden Rollenzuschreibungen konnten durch ihren speziellen kulturellen Kontext leichter fassbar und so dem Analysanden schneller zugänglich gemacht werden. Die Fremdheit der drei Wissenschaftler löste auch spezifische Erwartungsvorstellungen bei den Analysanden aus, sowie gegen die Analyse gerichtete Widerstände. Diese Widerstände bezogen sich inhaltlich in erster Linie darauf, dass die Gespräche Arbeitszeit wegnehmen würden, die sprachliche Barriere zu groß sei, das Alter der Forscher nicht adäquat erschien, oder dass die öffentliche Meinung die Gespräche missbillige. Das Ziel der Deutungen seitens der Forscher lag darin, „die Angst vor der Analyse von Rationalisierungen zu befreien und bewusst zu machen“, wodurch sich die Übertragung vertiefte (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.454).

Eine weitere Abweichung der normalen Vorgehensweise stellte die Bezahlung der Stunden durch den Analytiker dar. Da es heute selbstverständlich ist, dass Weiße, für die man arbeitet, einen Lohn bezahlen, vereinbarten die Forscher ebenfalls eine Entlohnung, um psychologisch gesehen nicht in der Rolle der Zwangsarbeit fordernden Europäer wahrgenommen zu werden. Auch der Umgang mit diskreten Fragen gestaltete sich anders, als bei europäischen Analysanden üblich. Für die Dogon stellte sich das Mitteilen von intimen Gefühlen als leichter heraus, wenn sie außen stehende Personen hinzuziehen konnten, da für sie jedes Geheimnis als anstößig galt. Diese „affektive Beteiligung anderer Personen (...) bewirkte eine Situation, die mit jener der Gruppenanalyse vergleichbar ist“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S.454).

Im Allgemeinen empfanden die Forscher den Verlauf der Analysen im Vergleich zu europäischen Analysen als ähnlich. Sie hatten jedoch den Eindruck, „dass der analytische Prozess schneller in Gang kam und in kürzerer Zeit tiefere Schichten erreichte“ (ebd., S.454).

In den Untersuchungen bei den Dogon richtete sich das Erkenntnisinteresse der Forscher auf Einzelheiten des Innenlebens der Gesprächspartner und auf ihre unbewussten psychischen Strukturen. Die Herausforderung lag darin, festzustellen, ob sich die psychoanalytische Technik eignet, das Innenleben von Menschen anderer Kulturen damit zu verstehen (Reichmayr 2003 zit. Parin 1965a, S. 342). Bei den Forschungsarbeiten über die Dogon richtete sich das Interesse der Wissenschaftler in erster Linie auf das Individuum und sein psychisches Innenleben. In den folgenden Untersuchungen bei einem weiteren afrikanischen Volk, fokussierten Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy ihr Erkenntnisinteresse auf das Individuum und dessen Interaktion mit der Umwelt. Fragen wie „Wie steht der Einzelne zu seiner Umwelt“, „Wie gestaltet er sie“ und „Wie wird er von ihr beeinflusst“ wurden bei der nächsten Studie besonders berücksichtigt (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1963, S. 11).

IV.IV. Die Agni

Die weitere ethnopschoanalytische Untersuchung führten die Schweizer Analytiker 1965 bei dem Volk der Agni an der Elfenbeinküste durch, die sie in ihrem Werk „Fürchte deinen Nächsten, wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika“ 1971 publizierten. Die Wahl fiel deshalb auf die Agni, da diese sich in wesentlichen Punkten von den Dogon unterschieden. Dem Wunsch der Forscher entsprechend „ein Volk zu finden, das in vergleichbarer Gegensätzlichkeit zu den Dogon stand“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy, 1971, S.11) wiesen die Agni, im Gegensatz zu den patrilinearen Dogon, eine matrilineare Organisationsform auf, in der die mütterliche Linie die Sippenzugehörigkeit bestimmte. Ein weiterer Unterschied betraf den Lebensraum. Die Dogon lebten in der trockenen Steppe, wohingegen die Agni im feuchten Regenwald siedelten. Darüber hinaus waren die Dogon wirtschaftlich autark, im Gegensatz zu den für den Weltmarkt produzierenden Agni. Neben den vielen sozialen Unterschieden, hofften die Forscher ebenfalls Unterschiede in der Psychologie der Agni aufzufinden (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.13-15).

Stand bei der Untersuchung über die Dogon die Erfassung psychischer Strukturen von Einzelpersonen im Vordergrund, richteten die Forscher ihre Aufmerksamkeit bei den Agni auf die „Wechselwirkung zwischen individuellen und gesellschaftlichen Strukturen“, sowie auf die Erfassung „des Individuums im Rahmen seiner Kultur“, indem sie anhand von „typischen Konflikten“ die unterschiedlichen Lebensbereiche und Institutionen untersuchten (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.14). Bei den Agni verwendeten die Forscher im Vergleich zur Studie bei den Dogon zusätzliches methodisches „Werkzeug“: die direkte Beobachtung von Klein- und Schulkindern, eine Filmaufzeichnung über Säuglingspflege, 130 Rorschach-Tests, die Exploration von psychischen Gesunden und Kranken, Beobachtungen und Befragungen zur Verwandtschafts- und Sozialstruktur und weitere Informationen aus unterschiedlichen Lebensbereichen (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.30). Diese methodische Erweiterung zielte darauf ab, den Menschen als gesellschaftliches Wesen zu erfassen, indem verschiedene Lebensbereiche und Institutionen untersucht wurden und eine Beziehung zwischen der Art der Ökonomie und der psychischen Struktur der Agni hergestellt wurde. Die Verstrickung von gesellschaftlichen und individuellen Faktoren kann verdeutlicht werden, wenn die historische Dimension von seelischen Erlebnissen aufgezeigt wird (vgl. Reichmayr 2003, S.122).

Auch das Leben mitten im Dorf erwies sich als eine vielseitige Informationsquelle. Für die drei Wissenschaftler bedeutete dieser zentrale Lebensort „ständig inmitten einer misstrauischen Beobachtung zu sein, hilflos ausgeliefert zeremoniellen Besuchen, die man bewirten und mit denen man stundenlang inhaltslose „erste Mitteilungen“ tauschen musste“. Dadurch legte sich aber auch „schützend das Netz der Etikette“ um sie, das sie dazugehören ließ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S. 32).

Um die Forschungsergebnisse, „die seelische Entwicklung der Agni“, theoretisch beschreiben zu können, bedienten sich die Autoren der „abstrakten Begriffswelt der Metapsychologie“, die „das unvergleichbare Seelische auf einfache Grundvorgänge“ reduziert. Die daraus hervortretenden Strukturen, Funktionen und Entwicklungsschritte können ihrer Meinung nach an denen anderer Kulturen gemessen werden (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.497).

Bei ihrer Untersuchung stießen die Forscher auf einige charakteristische Widersprüche in der Agni-Gesellschaft, die sich in verschiedenen Lebensbereichen widerspiegelten. So steht dem Zusammenhalt der Geschwister und anderer Angehöriger der mütterlichen Sippe die „Macht- und Prestigestruktur der Welt der Männer“ gegenüber.

Das „spannungsgeladene Gleichgewicht“ in dem die Agni leben, wird durch weitere Diskrepanzen, wie „die archaisch-aristokratische Einstellung von Kriegerern und Jägern in der industriellen Produktion für den Weltmarkt“ oder „der Besitz an den eigenen Kindern ohne ein festes Gefüge der Kernfamilie“, oder „der skeptische Realitätssinn, der sich unbedenklich dem Mystisch-Magischen überlässt“, erzeugt. Daraus haben sich Fähigkeiten entwickelt, die es den Agni ermöglichen gleichzeitig teilnehmen und sich zurückziehen zu können, alles in Schweben zu lassen und nach dem Prinzip des Sowohl-als-auch zu handeln (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.497-498). Um die Dynamik dieser Strukturen erfassen zu können, befassen sich Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy mit der Entstehung der Persönlichkeit und zeichnen eine genaue Entwicklung des Ich nach. Die Ich-Entwicklung bei den Agni ist von Beginn an dichotomen Einflüssen ausgesetzt. „Die erste Lebensphase des Agnikindes steht unter dem Zeichen der unmittelbaren und – von Zwischenfällen abgesehen – ungestörten Triebbefriedigung in symbiotischer Einheit mit der stillenden Mutter“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.499). In dieser Phase ist der Säugling aber keinesfalls aus der restlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern befindet sich im Zentrum der Aufmerksamkeit und genießt diese Zuwendung. Im Verlauf des zweiten Lebensjahres erfolgt dann die plötzliche Abstillung, „und damit die Trennung von der Mutter in ihrer Eigenschaft als stets verfügbares Instrument zur Stillung aller Bedürfnisse“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.500). Mit c.a. achtzehn Monaten befindet sich ein Kleinkind am Höhepunkt seines Glaubens an die eigene magische Allmacht. Durch die wachsende Autonomie gelangt das Kleinkind allmählich zur Wahrnehmung seiner eigenen Grenzen. Die Entwicklung eines Agnikindes verläuft demgegenüber anders. Durch die plötzliche und wenig vorbereitete Abgrenzung der Mutter erlebt das Kleinkind eine starke Frustration. Um mit dieser Enttäuschung fertig zu werden ist das Kind gezwungen die frühere Verschmelzung mit der Mutter in der Phantasie wiederzubeleben. Statt zu einer sukzessiven Wahrnehmung der Grenzen des eigenen Selbst zu gelangen, kommt es beim Agnikind zu einem narzistischen Rückzug und einer verfrühten Verselbständigung. Der jederzeit offen stehende Rückzug in die Phantasiewelt bietet dem Kleinkind Schutz vor Angst und Frustration und ermöglicht weitere Entwicklungsschritte. Dieser Vorgang beinhaltet einerseits die Beibehaltung der Phantasie aus der unterbrochenen symbiotischen Phase mit der Mutter, andererseits ermöglichen vom Kind erlebte emotionelle Erfahrungen und Lernprozesse eine bessere Abgrenzung des Selbst. Das Kleinkind gelangt so zu einer realistischeren Einschätzung seiner Umwelt. Die emotionelle Abwendung der Mutter zwingt das Kleinkind in diesem Sinne zu mehr Selbständigkeit, die seine Fähigkeiten, allein mit den Mitmenschen und der materiellen Umgebung fertig zu werden, anregen und die intellektuelle Entwicklung fördert.

Statt angemessener Anerkennung erfährt das Agnikind in der weiteren Entwicklung Spott und Hohn von seiner Umwelt, was zu einer Erniedrigung des Selbstwertgefühls führt. Diese schweren Frustrationen bewirken einen ständigen Rückgriff auf die Phantasie der eigenen Allmacht und der symbiotischen Verbindung mit der Mutter. Im Umgang mit den Mitmenschen erlernen Agnikinder eine geeignete Etikette, die es ihnen ermöglicht, eine adäquate Distanz zum Gegenüber einzunehmen. Der Wechsel zwischen den Phantasien und dem realitätsbezogenen Handeln nimmt eine entscheidende Rolle im Umgang mit den Mitmenschen und bei der Erhaltung der eigenen Selbstregulation ein. Beim erwachsenen Ich der Agni bestehen beide Funktionsprinzipien, das Lustprinzip und das Realitätsprinzip nebeneinander. „Ihre logische-empirische Intelligenz wird ergänzt durch den magischen Umgang mit der Realität (...)“ (Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.505). Diese Fähigkeit, gleichzeitig oder kurz nacheinander auf zwei Entwicklungsniveaus des Selbst zurückgreifen zu können, gewährleistet die Ich-Autonomie der Agni, was ihr Selbst einerseits als flexibel, andererseits als instabil kennzeichnet (vgl. Parin, Morgenthaler, Parin-Matthèy 1971, S.498-505).

Die durchgeführten Untersuchungen am Volk der Dogon und am Volk der Agni ließen die Schweizer Ethnopschoanalytiker die Wichtigkeit der Zusammenhänge von gesellschaftlichen Institutionen und unbewussten Prozessen erkennen. Die Ethnopschoanalyse stellte für sie die Forschungsmethode dar, die diese Zusammenhänge zwischen inneren Konflikten und gesellschaftlichen Zuständen sichtbar machen konnte (Parin 1978, S.77).

Bei ihren ethnopschoanalytischen Untersuchungen kristallisieren sich mehrere Einsichten heraus, die Paul Parin wie folgt zusammenfasst:

- es gibt keine kulturunabhängige Normalität.
- nicht nur die Erlebnisse der frühen Kindheit, sondern auch die Adoleszenz und gesellschaftliche Einwirkungen bestimmen das erwachsene Individuum tief gehend mit
- damit sich die Übertragung optimal entfalten kann, muss der Analytiker die an ihn gerichteten Rollenerwartungen und Projektionen in die Analyse mit einbeziehen
- eine hinreichende emotionale Offenheit kann nur dann entstehen, wenn der Analytiker diese Gegebenheiten beachtet

(Reichmayr 2003, S. 180 zit. Parin 1995b).

Die Weiterentwicklung der Ethnopschoanalyse durch Parin, Parin-Matthèy und Morgenthaler hob diese auf ein neues Niveau und einen höheren Grad an Komplexität, als bisherige Versuche dies vermochten.

Das Neue an der Vorgehensweise der drei Schweizer Wissenschaftler war , das psychoanalytische Verfahren als Methode in der Feldforschung anzuwenden, und es aus dem rein therapeutischen Rahmen herauszulösen. Die Psychoanalyse wurde nun unmittelbar zur Gewinnung von Daten über fremde Kulturen eingesetzt. Die Ethnopsychanalyse ermöglichte damit, in der psychoanalytisch aufgebauten Feldforschung das Verhältnis zwischen der Kultur und dem Unbewussten theoretisch zu begreifen (Erdheim/Nadig 1991, S.188-189).

Die gewonnenen Erkenntnisse der Schweizer Wissenschaftler „wirkten sich auch auf die psychoanalytische Arbeit in der eigenen Kultur aus“, indem „die psychoanalytische Deutungsarbeit und Technik“ erweitert wurde und dadurch der „psychoanalytische Prozess und sein Verlauf in den Mittelpunkt der Überlegungen rückte“ (Reichmayr 2003, S 184). Nadig sieht in den Arbeiten der Schweizer Ethnopsychanalytiker den erstmalig gelungenen Versuch, „eine fremde Kultur so darzustellen, dass die einzelnen Rituale, Institutionen und Glaubensinhalte „von innen heraus“, in ihrer Bedeutung für die in dieser Kultur lebenden Subjekte deutbar und verständlich wurden“ und dies nicht nur „auf einer rationalen Ebene“, sondern auch auf der Ebene des Unbewussten (Nadig 1996, S. 152).

V. Vertreter der zweiten Generation

Die ethnopsychanalytischen Untersuchungen von Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy stellten den Beginn der praktischen Anwendung der Psychoanalyse als Forschungsmethode innerhalb der Ethnologie dar. Ihre Vorgehensweisen beeinflussten nachfolgende Wissenschaftler und regten sie an, in eigenen Forschungen diese ethnopsychanalytischen Ansätze anzuwenden und durch eigene Erkenntnisse weiterzuentwickeln. Zu ihnen zählen Mario Erdheim und Maya Nadig, die im folgenden Kapitel besprochen werden.

V.I. Mario Erdheim und die Produktion von Unbewusstheit

Für den ausgebildeten Psychoanalytiker und Ethnologen Mario Erdheim steht speziell die Analyse historischer und sozio-kultureller Prozesse im Mittelpunkt seines Interesses. Seine Fragestellungen zentrieren sich vor allem um das Vorhandensein von Unbewusstheit in Geschichte und Gesellschaft, und wie und zu welchem Zweck Unbewusstheit produziert wird (Adler 1993, S.143; Haase 1996, S.23).

Unter Berücksichtigung kulturspezifischer Unterschiede analysiert Erdheim, wie gesellschaftlich hergestellte Unbewusstheit im Individuum verankert wird, und dadurch bestehende Herrschaftsverhältnisse aufrecht erhalten werden können (vgl. Haase 1996, S.23).

Um das Verhältnis von Unbewusstheit und Kultur zu untersuchen, wählt Erdheim als Ausgangspunkt die Ethnopschoanalyse, die „ihre Daten durch soziale Beziehungen, die sich aufgrund psychoanalytischer Gespräche ergeben“, gewinnt. Die kulturelle Unterschiedlichkeit der Gesprächspartner liefert dabei die Dynamik dieser Gespräche. Das Einlassen in diesen Prozess bedeutet nach Erdheim, „dass man sich ebenso über die eigene kulturelle Geprägtheit, wie über diejenige des Partners bewusst werden muss“. Der Ausgangspunkt jeder ethnopschoanalytischen Forschung stellt nach Erdheim immer das Subjekt dar. „Es geht darum, die Subjektivität eines Individuums zu erfassen und gleichzeitig diesen Ausdruck eines Menschen als die Ausgestaltung gesellschaftlicher Möglichkeiten zu verstehen“ (Erdheim 1991, S. 190). Innerhalb der ethnopschoanalytischen Beziehung eröffnet sich dem Ethnologen über die freie Assoziation die Lebensgeschichte des Informanten, die gemeinsam mit dem Ethnologen rekonstruiert wird (ebd.). Die stattfindende Übertragung des Informanten auf den Ethnologen beinhaltet kulturelle Rollen und Interaktionsmuster, die beim Wissenschaftler Irritationen auslösen. Das Bewusstmachen der Irritationen kann auf *historisch-ethnische* Zusammenhänge der Lebensgeschichte und auf das soziale Milieu einer bestimmten Gruppe in dieser Kultur aufmerksam machen. Ziel der ethnopschoanalytischen Beziehung ist es, über den Bezug zum Unbewussten des Gesprächspartners die *kulturelle Dynamik* seines Handelns zu verstehen und bewusst werden zu lassen“ (Erdheim 1991, S.191-192).

Diese Methode beinhaltet ein Hin und Her bewegen „zwischen der Analyse der eigenen und derjenigen der fremden Kultur“. Für Erdheim stellt diese „Pendelbewegung zwischen den Kulturen“ das „entscheidende Instrument des Erkennens“ dar, um zwei miteinander verknüpfte Problemkreise zu analysieren (Erdheim 1984, S. 33-34).

V.I.I. Die Bedeutung des Unbewussten für die kulturelle Evolution

Der erste Problemkreis beinhaltet für Erdheim die Frage nach der Relevanz des Unbewussten für die kulturelle Evolution. Erdheim zufolge vollzog sich diese Evolution unter dem Druck der Herrschaft, die durch Gewalt aufrecht erhalten und ausgedehnt wurde. Die gegen die Herrschaft gerichteten Aggressionen mussten unbewusst gemacht werden, um Kritik und Widerstand an den Machträgern zu verhindern. Durch die zunehmende Spaltung der Gesellschaft in unterschiedliche Klassen, nahm auch die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit zu.

In Gesellschaften, in denen sich noch keine Herrschaftsverhältnisse etablierten, dient das Unbewusste in erster Linie als „Mittel nicht-destruktiver Entlastung“. Hat sich Herrschaft in einer Gesellschaft verankert, entwickelt sich das Unbewusste zu einer zerstörerischen Kraft, indem „die herrschenden sozialen Verhältnisse das Individuum zwingen, auf seine Wünsche zu verzichten und, statt sie zu realisieren, unbewusst zu machen.(...) Unbewusst muss all das werden, was die Stabilität der Kultur, vor allem aber ihre Herrschaftsstruktur bedroht“ (Erdheim 1991, S 275).

Nach Erdheim muss die Produktion von Unbewusstheit gesellschaftlich organisiert werden, was in erster Linie in den Institutionen stattfindet, die das öffentliche Leben regulieren: „ die Schule ebenso wie die Fabrik, das Gefängnis und das Fernsehen, die Politik und die Religion“ (ebd.).

VI.II. Das Verhältnis von Adoleszenz und Kultur

Erdheim stellt in diesem Zusammenhang die Frage, wie viel Unbewusstheit produziert werden muss, um in solchen Kulturen als „normal“ zu gelten. Dabei erschließt sich ihm ein zweiter Problemkreis, der sich dem Verhältnis zwischen Adoleszenz und Kulturwandel zuwendet. Erdheim wendet sich gegen die von Róheim, Kardiner, Reich und Fromm vertretene Sichtweise, dass kulturelle Prägungen hauptsächlich auf die Tribschicksale der frühen Kindheit zurückzuführen seien und zeigt auf, dass die Bedeutung der Adoleszenz für die Entwicklung der Kultur kaum Beachtung findet (Erdheim 1984, S. 279). Für Erdheim sind „die Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung und der Antagonismus zwischen Familie und Gesellschaft die Basisannahmen, um die Bedeutung der Adoleszenz für die Kultur zu erkennen“ (Erdheim 1984, S. 281). Diese Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung führt mit dem ersten Tribschub im Alter von zwei bis fünf Jahren „zur Anpassung an die stabile, konservative Familienstruktur“. Erdheim geht dabei, wie Freud, von einem antagonistischen Verhältnis zwischen Familie und Kultur aus, was bedeutet, dass die Familie als reproduzierender Bereich angesehen wird, dem die Kultur als progressive, auf Veränderung ausgelegte Kraft entgegenwirkt. Der zweite Tribschub, der in der Pubertät beginnt, hat die Anpassung an die dynamische Kulturstruktur zur Folge. Der Kulturbegriff wird dabei als etwas Dynamisches, als Bewegung aufgefasst, die sich im Laufe der Zeit verändert. Dem gegenüber steht das starre Konstrukt der Familie, das seine Mitglieder daran hindert, sich der kulturellen Bewegung hinzugeben. Stattdessen werden die inneren Abhängigkeiten durch die Vermittlung von Geborgenheit und Gewohnheit verstärkt (Erdheim 1984, S. 277-278). Nach Erdheim steht die „Adoleszenz zwischen diesen progressiven, auf Veränderung drängenden, und den konservativen, die Familie reproduzierenden Bereichen der Gesellschaft“. Seiner Ansicht nach entscheidet der Verlauf der Adoleszenz, „ob die Distanzierung von der Familie gelingt und die progressiven Tendenzen weiter vorangetrieben und subjektiv

angeeignet werden können“ (Erdheim 1984, S. 278). Die Wichtigkeit der Adoleszenz liegt nach Erdheim in der Möglichkeit, in der Kindheit erworbene Schäden bis zu einem gewissen Teil in dieser Umbruchphase zu beheben und als zweite Chance für „Veränderungen im Sinne von Verbesserung der individuellen und gesellschaftlichen Situation“ wahrzunehmen (Haase 1996, S.23). Jede Gesellschaft besitzt Erdheim zufolge einen eigenen kulturtypischen Ablauf der Adoleszenz der sich auf die Art und Weise, wie sich eine Gesellschaft verändert, auswirkt. Dabei verwendet er das Konzept von Lévi-Strauss, der zwei Arten von Kulturen gegenüberstellt. Auf der einen Seite stehen die „kalten Gesellschaften“, die sich durch Traditionsbewusstsein und Wiederholung auszeichnen. Durch komplexe Sozialmechanismen sind sie darauf ausgerichtet ihre Traditionen zu bewahren. Dem gegenüber stehen die „heißen Gesellschaften“, die durch Veränderung und Wandel gekennzeichnet sind, wie beispielsweise die industriellen Gesellschaften. Erdheim geht bei dieser Sichtweise davon aus, dass beide Tendenzen im Menschen verankert sind. Einerseits der Antrieb die Kultur zu verändern und andererseits die Fähigkeit, sich Kultur an zueignen und zu bewahren. Beide Momente spielen ihm zufolge eine wichtige Rolle in der Adoleszenz. Der Antrieb regt den Menschen dazu an, überlieferte Normen und Regeln in Zweifel zu ziehen und nach neuen Perspektiven Ausschau zu halten. Die Fähigkeit Kultur an zueignen und zu bewahren schützt ihn davor, in Unsicherheit und Strukturlosigkeit verloren zu gehen (Erdheim 1984, S.296).

Anhand dieser beiden Bereiche untersucht Erdheim die Problematik der gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit. Beeinflusst von Devereux, Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy haben sich Mario Erdheim sowie Maya Nadig auch der Frage nach der Subjektivität des Forschers im Forschungsprozess gewidmet und diese Sichtweise in ihre eigenen Forschungen miteinbezogen.

V.II. Maya Nadig

In ihrem Buch „Die verborgene Kultur der Frauen“ richtet die Schweizer Psychoanalytikerin und Ethnologin Maya Nadig ihr Erkenntnisinteresse auf die Lebenswelt von mexikanischen Bäuerinnen und ihren Umgang mit verschiedensten alltäglichen Problemen, wodurch „die subjektiven Lösungs- und Machtstrategien, die Frauen innerhalb gegebener Verhältnisse entwickeln“ im Mittelpunkt stehen (Nadig 1986, S.29). Um diese subjektive Sichtweise entdecken zu können, bedient sich Nadig verschiedener Theorien von Marx und Engels, sowie den Arbeiten von Edward P. Thompson, sowie ethnopsychanalytischer Konzepte. Eine wichtige Voraussetzung bei der Erforschung von Individuen in einer Gesellschaft stellt dabei das Wissen über ökonomische, politische sowie historische Verhältnisse dar. Thompson versucht in seinen

Arbeiten über die Denkweise der englischen Unterschicht im 18. Jahrhundert die subjektiven Erfahrungsweisen der damaligen Frauen und Männer sichtbar zu machen, „um ihre Bedeutung als Mitgestalter ihrer eigenen Verhältnisse zu verstehen“ (Nadig 1986,S.31). Diese Zusammenhänge sowie der Einsatz ethnopschoanalytischer Methoden halfen Nadig in ihrer Untersuchung die Ökonomie mit der Kultur und der Subjektivität der Akteure zu verknüpfen.

V.II.I. Feldforschung in Daxhó

Die Auswahl des Ortes für ihre Feldforschung fiel auf das mexikanische Dorf Daxhó, da es für diese Gegend aufgrund bereits durchgeführter Studien ausreichende Daten über die politischen und sozio-ökonomischen Verhältnisse gab. Die Ankunft und der erste Tag hinterließen einen großen Eindruck auf die Forscherin, wobei ihr der Wunsch der Bewohner nach Hilfe, sowie die ihr zugeschriebene Rolle der Helferin stark auffielen und einen hohen Erwartungsdruck in ihr auslösten (Nadig 1986, S. 14). Im Laufe des Forschungsprozesses veränderte sich das Verhalten der Dorfbewohner, sowie die unterschiedlichen Rollenzuschreibungen immer wieder.

V.II.II. Ethnopschoanalytische Erkenntnisinstrumente

Zu Beginn wurde ihr die Rolle der machtvollen Weißen zugesprochen, die der Armut und Hilflosigkeit der Daxhóaner ein Ende bereiten sollte. „Diese Verführung zum Paternalismus als einer großzügigen Haltung der Hilfeleistung an Ärmere zur Entlastung des eigenen schlechten Gewissens war ständig gegenwärtig“, was die Forscherin dazu zwang, sich mit ihren eigenen Motivationen und Reaktionsmustern auseinander zusetzen (Nadig 1986, S.42). Weitere projektive Rollenübertragungen folgten, die die Forscherin einmal als Regierungsmitglied, das zur Überprüfung der gezahlten Steuern da sei, oder die Hygiene der Menschen kontrollieren komme, erscheinen ließ. Diese gegenseitigen Rollenzuschreibungen hatten zur Folge, dass nur bestimmte Teile der Realität der Dorfbewohner erfahrbar wurden und andere Bereiche, die nicht zur Rolle gehörten, nicht sichtbar werden konnten. Im Laufe ihres Aufenthaltes im Dorf lernte Nadig diese Phantasien, die sich durch merkwürdige Verhaltensweisen äußerten, anzusprechen. Dieses Ansprechen löste einen Prozess aus, „der mich immer näher an die Realität des Dorfes heranbrachte - je weniger Bilder auf mir lasteten, um so schwächer wurde das entsprechende Rollenspiel zwischen uns und um so reicher und umfassender konnte mein Eindruck von der Alltagskultur werden“ (Nadig 1986, S. 25).

Durch das Auflösen der verschiedensten Rollenübertragungen eröffnete sich der Forscherin jedes Mal ein weiterer Zugang zu einem neuen Konflikt der Kultur, da sich in diesen Übertragungsbildern „historische und aktuelle Widersprüche, Konflikte der Gemeinde, Familie oder des Individuums“ spiegeln (Nadig 1986, S. 28). Auch die Analyse der eigenen Übertragungen stellte ein weiteres wichtiges Erkenntnisinstrument des ethnopschoanalytischen Forschungsprozesses dar.

Das Eintauchen in eine andere Kultur beschreiben Erdheim und Nadig als „soziales Sterben“. Dieser Prozess beinhaltet die Auflösung der eigenen mitgebrachten Rollenidentifikationen und bringt Wert- und Normvorstellungen des Forschers durcheinander. Das Zusammenbrechen dieses verinnerlichten Normensystems beinhaltet einen lehrreichen Prozess in Bezug auf die eigene Sozialisation sowie auf die neuen Normen (Ottomeyer 1992, S.91). Indem zuerst Schutzmechanismen in Form von Abwehrstrategien gegen diese Erschütterung der eigenen Rollenidentifikationen eingesetzt werden, „setzt der soziale Tod die Größen und Allmachtsphantasien frei, (...) und wirft das Individuum auf seinen Alltag zurück“. Diese Hinwendung zum Alltag und zur eigenen Subjektivität bewirkt eine Annäherung an die Realität der Menschen und deren Kultur (Nadig 1986, S.43-44). Erdheim und Nadig zufolge muss man sich auf diesen Prozess einlassen, um Menschen in ihrer jeweiligen Kultur verstehen zu können. In ihren Ausführungen beschreibt Nadig denselben Mechanismus der Rollenübertragung ihrerseits auf die Daxhóaner:

„Ich sah am Anfang in den Daxhóanern vorwiegend die Opfer des Imperialismus, der Entwicklungspolitik, des Rassismus oder des Machismo (ebd). Anhand ihrer affektiven Reaktionen auf die Dorfbewohner konnte sie erkennen, dass sie wieder einer Projektion unterlag:

„Wenn ich in ihnen die Opfer aller möglichen böartigen Systeme sah, nahm ich nur noch Elend und Zerstörung wahr und fühlte mich als Angehörige dieser Systeme schuldig“. Darauf reagierte sie mit Abwehr in Form von Wut, Entwertung oder Verachtung. Als ihr dieser Mechanismus klar wurde, war sie wieder in der Lage, die Menschen selber und ihre Realität wahrzunehmen. Durch dieses Auflösen der Irritationen und Projektionen konnte sie bisher nicht sichtbare Aspekte der Kultur wahrnehmen und zugänglich machen (Nadig 1986, S.45).

Während ihres mehrmonatigen Aufenthalts ging die Forscherin neben der teilnehmenden Beobachtung ethnopschoanalytische Beziehungen mit 5 verschiedenen Frauen ein, wobei sie auf drei Gespräche in ihrem Buch näher eingeht. Ihrer Meinung nach ist es unumgänglich, eine eigene psychoanalytische Ausbildung zu absolvieren, um die stattfindenden Prozesse adäquat erfassen zu können.

Anhand der psychoanalytischen Beziehung, wird die Art eines Analysanden sichtbar, mit der er auf gesellschaftliche Gegebenheiten reagiert, „und wie die Institutionen auf das individuelle Bewusstsein und Unbewusstsein einwirken“ (Nadig 1986, S 47).

Nadig übernimmt dabei das Konzept der Schweizer Ethnopsychanalytiker, die davon ausgehen, dass die Anpassung des Individuums an die Gesellschaft einen inneren Konflikt erzeugt, der alle gesellschaftlichen Widersprüche enthält. Anhand der ethnopsychanalytischen Methode ist es möglich, diese Widersprüche zu erschließen. Das Ziel einer ethnopsychanalytischen Beziehung liegt darin, „über den Bezug zum Unbewussten des Gesprächspartners die *kulturelle Dynamik* seines Handelns zu verstehen und bewusst werden zu lassen“ (Nadig 1986,S.48-49).

V.II.III. Die selbstreflexiven Gespräche und die Verarbeitung des Materials

Im Gegensatz zu den Forschungen der Schweizer Ethnopsychanalytiker, sah Nadig ihre Gespräche nicht als psychoanalytische Settings an, sondern bezeichnete ihre Art der Gesprächsführung als *selbstreflexive Gespräche*. Der Unterschied lag im Verzicht auf die Deutung der unbewussten Psychodynamik. Nur wenn der Forscherin offensichtliche Zusammenhänge oder Widersprüche klar wurden, sprach sie diese an und konnte anhand der Reaktion ihres Gegenübers die Richtigkeit ihrer Hypothesen prüfen. Als wichtiges Moment dieser Gespräche streicht Nadig die konfrontativen Fragen oder spiegelnden Feststellungen heraus. „Die Formulierung der konfrontativen Frage setzt eine Identifikation mit dem Gegenüber voraus: Die Identifikation ist notwendig, um meine Irritation verständlich zu übersetzen und dem Gegenüber empathisch zu vermitteln“ (Nadig 1986,S.52).

Nach der Rückkehr in die eigene Kultur durchlebt der Forscher erneut einen Kulturschock, der sich durch das Gefühl der eigenen Fremdheit auszeichnet. Bei der Verarbeitung des gesammelten Materials stellte sich Nadig die Frage, wie es möglich sei, eine wissenschaftliche Interpretation zu versuchen, ohne den Daxhóanern akademische Kategorien aufzuzwängen und die Komplexität ihrer Lebenswelt hinreichend darzustellen. Dies gelang ihr, indem sie den Forschungsprozess offen darlegte und die Entstehung der Interpretationen transparent machte (Nadig 1986,S.55).

Um anhand der ethnopschoanalytischen Gespräche Rückschlüsse auf unbewusste Kulturmechanismen ziehen zu können, müssen einige Punkte beachtet werden, die Nadig wie folgt zusammenfasst:

1. Es sollten mit mindestens zwei, wenn möglich aber mit mehreren Mitgliedern derselben Kultur Gespräche geführt werden, damit Vergleichsmöglichkeiten vorhanden sind.
2. Die verschiedenen Arten von Beziehung und psychischer Bewegung, die sich zwischen der Ethnologin und ihren Informantinnen ergeben, müssen miteinander verglichen und in ihrer Unterschiedlichkeit oder Ähnlichkeit benannt werden.
3. In einem parallelen Schritt wird der soziale und kulturelle Ort der Informantinnen in ihrer Gesellschaft eruiert und präzisiert.
4. Es sind gründliche Kenntnisse über die gesellschaftlichen Verhältnissen der untersuchten Kultur notwendig (Nadig 1986,S.56).

Nadig bezog sich bei der Verarbeitung des Materials auf zwei Ebenen, die einerseits die gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse in Mexiko und im Dorf, und andererseits den Mikrobereich der einzelnen Individuen ein schlossen. Ihre Kenntnisse zur Geschichte, Wirtschaft und Ethnizität der mexikanischen Bauern stellten dabei wichtige Hilfsmittel dar, um die persönlichen und gesellschaftlichen Daten in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen (Nadig 1986, S.60). Dabei konzentrierte sich die Forscherin auf drei sich überschneidende Themenkreise: den ökonomischen, den kulturellen und den subjektiven.

„Werden die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die kulturellen Institutionen, Traditionen und Normen sowie die Sozialisationsbedingungen der Lebenswelt der Erzählenden mit ihrer lebensgeschichtlichen Darstellung und ihrer Persönlichkeit in Zusammenhang gebracht, so wird deutlich, bis zu welchem Ausmaß die Autoren der Lebensgeschichte in Anpassung oder Widerspruch zu den sozio-ökonomischen Strukturen ihrer Umgebung stehen“ (Nadig 1996, S.168).

Um die Subjektivität der Frau herauskristallisieren zu können, suchte die Forscherin nach dem sozialen und symbolischen Raum, der der Frau zugeschrieben wurde und den sie sichtbar oder heimlich besetzt. Dabei entdeckte sie viele auf den ersten Blick verborgene Bereiche, die es den Frauen ermöglichten, ihr Selbstwertgefühl und eine positive Identität aufrecht zu erhalten.

Anhand dreier Gespräche mit unterschiedlichen Frauen zeichnete sie die „alltäglichen Machtstrategien“ der Frauen nach, die dazu verwendet wurden, um ihren Platz in der Gesellschaft zu sichern. Die Arbeit stellte in diesem Zusammenhang ein kulturelles Muster dar, das den Frauen

ermöglichte, „sich stark und funktionstüchtig zu erleben“. „Dieser kulturelle Raum der Frauen, der sich aus materiell konkreten Arbeitsprozessen und Beziehungsmustern, aber auch aus einer dichten dazugehörigen Symbolik zusammensetzt, bedeutet für die Frau die Möglichkeit, ihr So-sein, ihre Arbeit und ihre Position in der Gesellschaft täglich neu zu erleben, libidinös zu besetzen und damit ihre eigene Identität zu festigen“ (Nadig 1986, S.388).

Durch die hohe Besetzung der Arbeit erlangen die Frauen „innerhalb der gesellschaftlichen Bedingungen einen Freiraum im Denken und Fühlen. Dort können sie Werte und Interpretationsmuster ihrer Lebenszusammenhänge ständig neu erschaffen und sich so eine sichere, über Symbole und Tätigkeit mit der sozialen Realität verwobene Identität und Solidarität erhalten“ (Nadig 1986,S.388-389).

VI. Verschiedene ethnopsychanalytische Forschungsmethoden

VI.I. Hans Bosse und der ethno-hermeneutische Ansatz

Der Soziologe Hans Bosse versucht in seinem Werk „Diebe, Lügner, Faulenzer“ ethnopsychanalytisches Material in eine breiter angelegte Analyse gesellschaftlicher Formationen zu integrieren. Er setzt sich dabei mit den Auswirkungen der Kolonialisierung auf die Menschen in den betroffenen Gebieten auseinander, und betrachtet die daraus resultierende Abhängigkeit und Verweigerung der Menschen den neuen Systemen gegenüber auf eine ethno-hermeneutische Weise. „Die Kolonialisierung der äußeren Natur der Menschen in der Dritten Welt ist heute weitgehend abgeschlossen. Die Enteignung der Produktionsmittel Boden, Bodenschätze, Arbeitskraft usw. ist fortgeschritten. Eine von Mission und kolonialer Kulturpolitik begonnene, jedoch noch nicht abgeschlossene Arbeit der Fortschrittsbringer liegt in der Kolonisierung der „inneren Natur“, in der Enteignung des Bewusstseins“ (Bosse 1979, S. 9). Mit Hilfe der Ethno-Hermeneutik versucht Bosse die subjektive Seite der „inneren Kolonialisierung“ zu erfassen. Ansätze der deskriptiven empirischen Forschung, der Modernisierungsforschung sowie der orthodox-marxistischen Entwicklungssoziologie, greifen seiner Meinung nach bei ihren Erklärungsversuchen zu kurz, da sie entweder die handelnden Subjekte als Marionetten wahrnehmen, oder ganz übergehen (Bosse 1979,S. 9-13).

Mit der ethno-hermeneutischen Methode möchte Bosse „die historischen Veränderungen von Gesellschaftsformationen und individuellen Strukturen in ihrem Zusammenhang“ untersuchen, wobei es ihm „um den Einfluß gesamtgesellschaftlicher Veränderungen auf jene Strukturen, die

die Handlungs- und Leidenswelt des Individuums festlegen“ geht. (Bosse 1979, S. 20) „Die Ethno-Hermeneutik kann zeigen, dass zwar kulturelle Institutionen der vorindustriellen Gesellschaften vernichtet werden, die Subjekte aber ihren lebensgeschichtlichen Entwurf auch in die „modernen“ Institutionen einbringen und in ihm durchsetzen“ (Bosse 1979, S.10-11). In bestimmten Reaktionsmustern wie Faulheit oder Verweigerung gegenüber der herrschenden Besatzerkultur entdeckt Bosse den latenten Sinn von Gegenkultur zur „modernen“ Gesellschaft. Als Beispiele einer Gegenkultur bezieht sich Bosse auf eine Untersuchung Favres über die Tzotzil und Tzeltal des mexikanischen Hochlandes. Anhand dieser Gesellschaft zeigt er auf, „dass die Gewalt politisch-ökonomischer Veränderung nicht notwendig zur sozialen Zerrüttung der betroffenen Gesellschaften und Klassen führen muss, sondern dass es zu Gegenbewegungen kommen kann“ (Bosse 1979, S. 16). Während sich die Tzotzil und Tzeltal zwar in die kapitalistische Produktionsweise der mexikanischen Bourgeoisie durch Saisonarbeit integrieren, beteiligen sie sich einerseits an der kapitalistischen Wirtschaftsform, andererseits unterlaufen sie diese aber, indem sie auf eine mögliche Kapitalanhäufung verzichten. Stattdessen verwenden sie dieses Kapital um institutionalisierte Feste zu veranstalten. Dieses Nichtanhäufen von Kapital ermöglicht es den Tzotzil und Tzeltal eine egalitäre Indio-Kommunität aufrecht zu erhalten und sich dadurch nicht vollkommen in den Industrialisierungsprozess zu integrieren. Dieses Verhalten geht aber Hand in Hand mit der gleichzeitigen Aufrechterhaltung ihrer eigenen Unterdrückung, „denn die Indios können ihre Gegenkultur nur entwickeln und sicherstellen, indem sie selbst an ihrer ökonomischen Marginalisierung, an der Festschreibung ihres ökonomischen Lebensniveaus nahe dem Subsistenz-Minimum aktiv mitarbeiten und ihre soziale Abhängigkeit von den ladinos zementieren“ (ebda.). Auch das soziale Verhalten der Tzotzil und Tzeltal folgt einem ähnlichen Widerspruch. Indem sie intellektuelle und soziale Fähigkeiten auf die Ladinos projizieren, erlangen sie dadurch deren Gunst und werden von ihnen als Saisonarbeiter eingestellt. „Gleichzeitig aber unterminieren sie diese Asymmetrie durch Faulheit, Lüge und Diebstahl – eine Demonstration ihrer latenten Macht“ (Bosse 1979, S. 17). Diese Identifikationsfigur, die in der Indiokultur als Möglichkeit der psychischen Stabilisierung egalitärer Strukturen Verwendung findet, verliert innerhalb der Beziehung zu Ladinos ihren sozialen Sinn und wird ins Gegenteil gekehrt, wodurch die Abhängigkeit und Unterwerfung unter die Ladinos fortbesteht. Bosse sieht darin aber „nicht das Resultat der psychologischen Schwäche der Indios, sondern der ausbeuterischen Gewalt, der sie unterliegen“ (Bosse 1979, S. 18).

VI.II. Die Gruppenanalyse – eine Methode für das Verstehen gesellschaftlicher Veränderungen

Eine weitere methodische Innovation stellt die von Hans Bosse und Werner Knauss entwickelte Gruppenanalyse dar. In der 1984 durchgeführten Feldstudie in Papua-Neuguinea mit Mädchen und Jungen einer Internatsschule, wendeten die Wissenschaftler das gruppenanalytische Verfahren an, um anhand dieser Methode nachzuvollziehen, wie dort lebende Jugendliche mit Adoleszenzkonflikten umgehen. Dieser Studie ging eine 1983 durchgeführte Vorstudie in Kamerun an einer vergleichbaren Oberschule voraus. Beide Forschungen verfolgten das Ziel, gemeinsam mit den Schülern zu verstehen, „wie diese in der Beziehung zu weißen Forschern ihre Adoleszenzkonflikte inszenieren und formulieren und wie sie mit der Tatsache fertig werden, daß sie in einer Stammeskultur aufgewachsen sind und in einem westlich geprägten Schulsystem ausgebildet werden“ (Bosse, Knauss 1984, S. 68).

Die Gruppenanalyse folgt als Forschungsmethode der psychoanalytischen Erkenntnistheorie⁴ und stellt in der forschungszentrierten Anwendung keine Therapie dar. Statt individuelle Persönlichkeitsstrukturen zu thematisieren, richtet die Gruppenanalyse ihr Erkenntnisinteresse auf die Darstellung von Identitätskonflikten von Schülern als Gruppe (Bosse, Knauss 1984, S. 70-71). Die Erfahrungen, die Bosse und Knauss mit der gruppenanalytischen Methode sammelten, positionieren die Forscher auf zwei Problemfelder. Die erste Hürde, die die Vorbereitungsphase, die Zeit „im Feld“ sowie die Auswertung danach, begleitete, spiegelte sich in der Frage nach dem Nutzen der Feldforschung wider. Diese Forderung nach der Nützlichkeit der Forschung betrifft die Ethnopschoanalyse im Allgemeinen. Indem sich die verschiedenen ethnopschoanalytischen Ansätze aus dem therapeutischen Rahmen lösten, verschob sich damit die Bedeutung des Nutzen vom therapeutischen Kontext auf einen forschungszentrierten Rahmen. Dieser Anspruch auf Effizienz wurde auch durch den Umstand verstärkt, dass die Forschung in Zusammenarbeit mit Institutionen stattfand. Die durchgeführte Studie in Papua Neuguinea wurde in Zusammenhang mit einer Bildungsreform des Gastlandes realisiert, weshalb die Gruppenanalyse den institutionellen Druck zu spüren bekam, einen Nutzen für die Gesellschaft zu liefern (Bosse, Knauss 1984, S.70). Bosse und Knauss verorten den Nutzen der Feldstudie in der Veränderung des Verhältnisses der Gruppenteilnehmer zu sich selbst und zu den anderen. Aufgrund der geschlechtlich gemischten Zusammensetzung der Gruppen, die eine große Provokation gegen die Kultur und gegen die Identität der Jugendlichen darstellte, haben sich in der Beziehung der beiden Geschlechter erhebliche Veränderungen und Reifungsprozesse ergeben.

⁴ Die psychoanalytische Erkenntnistheorie nimmt an, dass Erkenntnis ohne eine Selbstveränderung der Forschungsobjekte, also aller Teilnehmer an dem analytischen Prozess, nicht stattfinden kann (Bosse, Knauss 1984, S. 70).

In diesem Zusammenhang weisen die Forscher nicht nur auf äußerliche Verhaltensänderungen, wie beispielsweise das Verschwinden schwerer Sprachstörungen bei einigen Jungen in Gegenwart der Mädchen, hin. Sie gehen auch auf die Wichtigkeit der innerpsychischen Veränderungen bei den Schülern ein, die durch das gemeinsame Aufdecken von unbewussten Gruppenphantasien zustande kamen. Durch die Teilnahme an den Gruppenanalysen hat sich der Eingewöhnungsprozess der Jugendlichen an die neue Schulsituation erheblich verkürzt und Gefühle wie Selbstsicherheit und inneres Gleichgewicht konnten rascher wiederhergestellt werden (Bosse, Knauss 1984, S. 72). Ein weiterer wichtiger Aspekt bei der Anwendung der gruppenanalytischen Methode spiegelt sich in der Selbstveränderung der Forscher wider. In der Auswertungsphase nach der durchgeführten Studie liegt die Herausforderung darin, das was die Forschung im Forscher ausgelöst hat, so bewusst wie möglich zu handhaben und in den Forschungsprozess mit einfließen zu lassen. Auf die Bedeutung dieser Methode der Erkenntnisgewinnung weist auch Maya Nadig in ihrer Feldforschung bei mexikanischen Bäuerinnen hin (Nadig 1986). Diese Vorgehensweise wird von allen ethnopschoanalytisch orientierten Forschungsmethoden geteilt, und zeichnet den Unterschied zu anderen sozialwissenschaftlichen Verfahren aus. Bosse und Knauss beschreiben in diesem Zusammenhang die Dynamik, die sich in der Anfangsphase der Gruppenanalyse entwickelte. Sie bezeichneten den Verlauf der Gruppensitzungen als schleppend und mühsam und bemerkten, dass die gute Beziehung zwischen den beiden Wissenschaftlern abkühlte. Beide Forscher erlebten auch eine große Wut auf die Gruppen, die unterschiedliche Gründe hatte. In einem Zweiergespräch konnten sich die Forscher ihrer Ohnmacht und Wut bewusst werden, indem sie erkannten, „dass einer der Forscher wütend war, weil sich in der Forschungssituation das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Patient und Therapeut umgekehrt hatte. Hier war plötzlich er abhängig von den Schülern. Sein Kollege dagegen fühlte sich durch die unregelmäßige Teilnahme der Jugendlichen als Sozialwissenschaftler entwertet; er war gekränkt, dass die Jugendlichen das Forschungsprojekt nicht so faszinierend fanden, dass sie ihre Ängste überwinden und an den Gruppen regelmäßig teilnehmen konnten“ (Bosse, Knauss 1984, S. 74). Um diese Erkenntnisse produktiv zu nutzen, entschlossen sich die Forscher die Gruppen mit ihrer Wut zu konfrontieren und gleichzeitig ihren Widerstand zu loben. Diese Vorgehensweise bewirkte eine Wende zu einer sehr produktiven und intensiven Arbeit mit den Gruppen.

Mit ihrem gruppenanalytischen Ansatz ergänzen Bosse und Knauss auch die analytisch orientierte Gruppenforschung, die erst im Anschluss an die Gruppendiskussion mit der Analyse der Diskussionsprotokolle beginnt. Im Gegensatz zur Psychoanalyse, die die intrapsychische Welt des Individuums innerhalb einer Gesellschaft untersucht, beschäftigt sich die Gruppenanalyse mit transpersonalen Prozessen, wobei sie sich auf die unbewussten Interaktionen in einer sozialen Gruppe konzentriert. Um unbewusste Prozesse in einer Gesellschaft besser verstehen zu können, bezieht die Gruppenanalyse, gleich wie andere ethnopsychoanalytische Verfahren, „die intime Fassung sozialen Leidens“ in den Erkenntnisprozess mit ein. Das Verständnis von unbewussten Prozessen in der Gesellschaft wird erst durch das Fokussieren auf das Menschliche, seine Körperlichkeit, Triebe und Emotionalität ermöglicht (Bosse, Knauss 1984, S. 76-77). Diese Vorgehensweise setzten die Autoren in ihrer gruppenanalytischen Forschung in Papua-Neuguinea um, indem sie die Gruppenteilnehmer aufforderten, möglichst alles, was ihnen in den Sinn kam der Gruppe mitzuteilen, auch wenn die Gedanken der Person peinlich oder nicht akzeptabel erschienen. Die Forscher erklärten den Schülern, dass das Ziel dieser Methode ein gemeinsames Verständnis von Konflikten und Problemen sei, die jeder Teilnehmer in seiner gegenwärtigen Lebenssituation habe. Sie machten die Gruppenmitglieder auch darauf aufmerksam, dass sich viele emotionale Konflikte nicht bewusst, sondern in Form von „diffusen Spannungen, Unwohlsein, körperlichen Schmerzen“ oder „unverständlich erscheinenden Gedanken“ äußerten, weshalb es notwendig war, alles was einem in den Sinn kam auszusprechen, wobei das Mitgeteilte in keiner Weise be- oder verurteilt wurde. Um diese unbewussten Gruppenprozesse der bewussten Kommunikation zugänglich zu machen, setzt eine langjährige gruppenanalytische Vorerfahrung der Leiter voraus (Bosse, Knauss 1984, S. 79-80).

VI.III. Ute Meiser und die Beziehungsanalyse

In ihrem Artikel „Subjektivität und Setting im Forschungsprozess“ beschreibt Ute Meiser ihre Feldforschung in Tonga 1992 und versucht anhand der Methode der ethnopsychoanalytischen Beziehungsanalyse zu erarbeiten, wie dort lebende Menschen mit chronischen Krankheiten und Beeinträchtigungen umgehen und welche Bedeutung Heilungsprozesse haben.

Neben Gesprächen mit Individuen und Familien sowie der Zusammenarbeit mit einer sonderpädagogischen Institution und dem Zentralkrankenhaus führte Meiser regelmäßige Gespräche mit einer Tonganerin. „Eine Beziehung in einer anderen Kultur zu verstehen oder durch diese Beziehung Zugang zu fremden Menschen gewinnen zu können, bedeutet für mich eine Voraussetzung zu schaffen, in der sich diese Interaktion vertiefen und differenzieren kann“ (Meiser 1995, S. 12).

Eine strukturierte Konzeption, ein geeignetes Setting und Abgrenzungskonzept stellen für Meiser die Voraussetzungen für den Zugang zu wissenschaftlicher Erkenntnis dar. Diese Voraussetzungen setzte Meiser in ihrer Arbeit mit Melesi, einer tonganischen Mutter, um. Melesis Kind erkrankte kurze Zeit nach der Geburt an einer cerebralen Infektion und starb beinahe daran. Durch diese traumatische Erfahrung geriet Melesi in eine Krise, und war dazu bereit, mit Ute Meiser über ihre Konflikte zu sprechen. Meiser suchte Melesi in ihrem Haus auf und führte mit ihr über fünfzehn Monate regelmäßige Gespräche, die in einem klar abgegrenzten Setting stattfanden. Die ersten fünf Monate trafen sich die beiden Frauen in Melesis Wohnbereich. In den weiteren vier Monaten fanden die Gespräche im Haus der Forscherin statt.

In ihrer methodischen Herangehensweise bezog sich Ute Meiser auf das von Lorenzer und Leber formulierte Szenische Verstehen, wobei sie auch Elemente der Lebensweltanalyse, des dialogischen Wissenschaftsverständnisses, sowie ethnopsychoanalytische Ansätze von Morgenthaler und Weiss integrierte (zit. nach Meiser 1995). Auch die eigene Gegenübertragung stellte für Meiser, bezogen auf Nadig (1986) und Devereux (1988), eine wichtige Erkenntnisquelle dar, der sie besondere Bedeutung beimaß (Meiser 1995, S. 20). Im Gegensatz zum Szenischen Verstehen, welches in erster Linie die Lebensgeschichte und die Reproduktion von frühen Erfahrungen nachvollziehbar machen möchte, fokussiert die Ethnopsychoanalyse auch auf den kulturellen Kontext eines Menschen und den damit verbundenen kulturtypischen Traumen, Anpassungs- und Abwehrmechanismen. Meiser bezeichnet ihre Forschungsmethode als Beziehungsanalyse, die sich durch die „Reflexion und Aufarbeitung der spezifischen Beziehung zwischen ForscherIn und InformantIn, sowohl am Forschungsort als auch in der sich anschließenden Supervision“ auszeichnet (Meiser 1995, S.21). Meiser weist auch auf die Wichtigkeit des klar definierten Settings, einem Abgrenzungskonzept von Seiten der Forscherin und auf einen ungefähr definierten Zeitraum hin „in dem Übertragungen und psychische Bewegungen entstehen und transparent werden können“ (ebda.). Wie Maya Nadig hat sich Ute Meiser bei der Auswertung der transkribierten Gespräche auf das Konzept der gleichschwebenden Aufmerksamkeit und der Irritationen (vgl. Nadig 1986) gestützt. Die Forscherin konzentrierte sich beim mehrmaligen Lesen der Texte auf ihre auftretenden Irritationen, und versuchte ihre Bedeutung zu eruieren. Speziell wiederkehrende Irritationen erlaubten ihr, das Geschehen in der Beziehung und die darin verpackten Hinweise auf kulturtypisches Verhalten in der anschließenden Supervision herauszufiltern. In diesem Zusammenhang betont Meiser, dass Irritationen allein noch keine ausreichende Auskunft über kulturell geprägte Verhaltensmuster geben können.

Erst durch die Rekonstruktion der Beziehungsdynamik in der Supervision können anhand der Analyse der Übertragung und Gegenübertragung kulturtypische Umgangsweisen verstanden werden (Meiser 1995, S.22). Für Ute Meiser stellt diese Methodik einen geeigneten Zugang dar, um nicht nur Menschen anderer Kulturen im Rahmen einer Feldforschung besser verstehen zu können, sondern auch den „fremden“ Menschen in der eigenen Kultur in seinem kulturellen Kontext nachzuvollziehen. Beziehungen im therapeutischen oder pädagogischen Bereich, aber auch Beziehungen im Alltag, die mit Menschen einer fremden Kultur, z.B. im Arbeitsleben, eingegangen werden, erfordern die Bereitschaft, sich in den anderen einzufühlen. Diese Fähigkeit wird erst möglich, wenn es gelingt, „die eigene Angst, Unsicherheit und Abwehr zuzulassen, auszuhalten und zu verstehen (Meiser 1995, S. 47).

VI.IV. Evelyn Heinemanns ethnopschoanalytische Studie in Jamaika

In ihrem Buch „Das Erbe der Sklaverei“ stellt Evelyn Heinemann die Frage nach den psychischen Auswirkungen der Sklaverei auf die nachfolgenden Generationen in Jamaika, wobei sich ein Schwerpunkt ihres Interesses auf das Verstehen der besonderen Situation der Frauen richtet. Heinemann zufolge spiegeln sich die Auswirkungen der Versklavung in gestörten Familien- und Beziehungsstrukturen wider. „Unter der Sklaverei wurden Familien- und Sozialstrukturen systematisch zerstört. Die Frage ist, ob es in Jamaika noch immer einen Circulus vitiosus der Zerstörung von Familien- und Sozialisationsstrukturen und Gewalt gibt, der sich immer wieder aufs neue reproduziert?“ (Heinemann 1997, S.23).

Anhand ethnopschoanalytisch geführter Gespräche mit drei unterschiedlichen Personen, der Auseinandersetzung mit afrikanischen Wurzeln in den mündlich überlieferten Mythen, sowie der kritischen Beschäftigung mit den Konzepten von Krankheit und Magie versucht die Autorin die unbewussten Konflikte innerhalb der Gesellschaft zu beschreiben. Diese stehen nach Heinemann „in Jamaika im Spannungsverhältnis von überlieferten Traditionen und den durch die Gewalt der Versklavung erzeugten Strukturen“ (Heinemann 1997, S.9). Dadurch entstand eine eigene Kultur, die Heinemann in ihrer Forschung zu erfassen sucht. Methodisch bezieht sich Heinemann in ihrer Studie auf die Ethnopschoanalyse, die ihrer Ansicht nach den Blick für die gegenseitige Beeinflussung von Individuum und Gesellschaft öffnet und nach dem Unbewussten in einer Kultur fragt.

Indem die Ethnopsychanalyse nicht nur die beobachteten Phänomene beschreibt und analysiert, sondern auch deren Wirkung auf den Forscher mitreflektiert, erschließt sich der Autorin zufolge „die unbewußte Dynamik von Verhalten, die auf der manifesten Ebene des Verhaltens und des Gesprächs aufgrund von Verdrängungsprozessen beispielsweise nicht in Erscheinung treten kann“ (Heinemann 1997, S.10). Das Verstehen einer Kultur setzt nach Heinemann immer auch ein Verstehen von innen voraus. Um dieses innere Verstehen zu erreichen weist Heinemann auf die Wichtigkeit der regelmäßigen Teilnahme am Alltag der fremden Kultur und auf das emotionale Einlassen auf Beziehungen hin. Der Erkenntnisprozess erschließt sich der Forscherin in der Identifikation der unbewussten Übertragungen und deren psychoanalytischen Reflexion. Sie weist darauf hin, dass dieses Verfahren zur Veränderung der Forscherpersönlichkeit führt, weshalb eine innere Bereitschaft dafür vorhanden sein sollte, da sonst Ängste und Widerstände entstehen, die den Verstehensprozess behindern (ebd.).

Nach Heinemann übernehmen mehrheitlich Frauen in der Karibik die Mutter und Vaterrolle. Schätzungen zufolge werden vierzig Prozent aller Haushalte allein von Frauen geführt. Viele von ihnen besitzen keine Arbeit und leben meist in den ärmsten Gebieten der Städte. Das soziale Leben findet hauptsächlich im gemeinsam geteilten Hof mehrerer anliegender Häuser statt und repräsentiert den Ort materieller und emotionaler Unterstützung. Heinemann verortet in der Existenz der Frauenhaushalte den Ausdruck eines Lösungsversuchs, um die durch die Sklaverei zerstörten Familien- und Sozialstrukturen wiederherzustellen (Heinemann 1997, S. 23-24).

Orlando Patterson setzte sich in seinem Werk „Slavery and Social Death“ mit den Ursachen, die die Zerstörung des Individuums und der Familien- und Sozialstrukturen während der Versklavung zur Folge hatten, auseinander. Seiner Meinung nach waren es nicht die fehlenden sozialen Bindungen zwischen Sklaven, die die Weitergabe von kulturell erlernten Sozialstrukturen verhinderten. Viele Arbeiten zu dieser Thematik belegen die Existenz von sozialen Beziehungen zwischen Sklaven. Der entscheidende Punkt liegt Patterson zufolge darin „that these relationships were never recognized as legitimate or binding. Thus American slaves, like their ancient Greco-Roman counterparts, had regular sexual unions, but such unions were never recognized as marriages; both groups were attached to their local communities, but such attachments had no binding force; both sets of parents were deeply attached to their children, but the parental bond had no social support“ (Patterson 1982, S.6). Dieses Fehlen einer anerkannten sozialen Stellung der Beziehung zwischen Männern und Frauen, sowie die permanente Möglichkeit einer Trennung der Familie durch den Sklavenhalter stellten Patterson folgend Gründe für die Zerstörung der Familien- und Sozialstrukturen dar.

Heinemann entdeckt in der Kindererziehung Auswirkungen der Versklavung. Kinder werden sehr früh durch einen strengen, rigiden Erziehungsstil, der leichte und harte Schläge und strenge Worte beinhaltet, zu Selbständigkeit erzogen. Viele Erwachsene thematisieren in ihren Erzählungen über ihre Kindheit die Strenge und die harten, physischen Strafen der Eltern, die oft als unfair und unangemessen empfunden wurden. Dennoch werden die Eltern mit viel Respekt betrachtet und ihr Erziehungsstil als notwendig erachtet. In den Lebensgeschichten der drei Gesprächspartner Heinemanns spiegeln sich die Auswirkungen der Kindheit wieder. Die Forscherin deckt dabei folgende Reaktionen auf: „die Versuche, mit der Enttäuschung über die Väter fertig zu werden“, „den Respekt für die Leistungen der Mütter und die Erkenntnis, daß man sich selbst helfen und früh selbständig sein muß“ (Heinemann 1997, S.27).

VII. Zusammenfassung

Die Auseinandersetzung mit theoretischen Konzepten und die praktische Anwendung der Psychoanalyse in der Ethnologie, ließ im Laufe der Geschichte die Entwicklung einer eigenständigen Forschungsmethode zu. Freud lieferte mit seinem Werk „Totem und Tabu“ einen der ersten Versuche, ethnologisches Material einer psychoanalytischen Interpretation zu unterziehen. Er sah in der laufenden Wiederholung des Vaternormes den Anstoß für die Entwicklung sozialer Normen. Trotz heftiger Kritik begannen sich viele Wissenschaftler mit den Konzepten der Psychoanalyse auseinanderzusetzen und fingen an ihre eigenen Forschungsergebnisse psychoanalytisch zu betrachten. Géza Róheim, einer der ersten Ethnologen der auch eine psychoanalytische Ausbildung absolvierte, wandte gezielt psychoanalytische Konzepte in seinen Feldforschungen an. Dabei wies er auf die Bedeutung der psychoanalytischen Techniken der Übertragung, Gegenübertragung sowie auf die freie Assoziation hin, wandte diese jedoch selbst nicht zur Gänze in seinen Untersuchungen an.

Auch Vertreter der amerikanischen Cultural Anthropology orientierten sich an psychoanalytischen Theorien und bezogen diese Sichtweisen in ihre Forschungsergebnisse mit ein, woraus sich die Culture and Personality-Forschung entwickelte. Dies hatte zur Folge, dass das Verhältnis von Individuum und Kultur immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses rückte. Durch den Drang nach allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten und der generalisierenden und harmonischen Darstellungsweise des erforschten Materials, gelang es dieser Richtung aber nicht, ausreichende Erklärungen für Konflikte zu liefern, wodurch ihr Einfluss auf die psychoanalytisch orientierte

Ethnologie mit der Zeit an Bedeutung verlor.

Ausschlaggebend für die weitere Entwicklung der Verbindung von Psychoanalyse und Ethnologie waren die Arbeiten von George Devereux. Mit seiner komplementären Sichtweise, die sich gegen reduktionistische Ansätze richtet, sowie der Berücksichtigung der Subjektivität des Forschers setzte Devereux neue Maßstäbe für die praktische Anwendung der Psychoanalyse in der Ethnologie und führte als erster den Begriff Ethnopschoanalyse ein.

Diese neuen Erklärungsansätze wurden von den Schweizer Ethnopschoanalytikern Parin, Morgenthaler und Parin-Matthèy teilweise übernommen und zum ersten Mal in der Praxis umgesetzt. Das Sichtbarmachen von Zusammenhängen zwischen unbewussten Prozessen und gesellschaftlichen Institutionen bildete einen Hauptschwerpunkt ihrer Forschungen.

Marion Erdheim, ein Vertreter der zweiten Generation ethnopschoanalytischer Forscher, beschäftigte sich vor allem mit der Existenz und dem Zweck von Unbewusstheit innerhalb einer Gesellschaft. Anhand verschiedener Untersuchungen gesellschaftlicher Institutionen versuchte er die Produktion von Unbewusstheit sichtbar zu machen. Auch Maya Nadig, eine weitere Repräsentantin der zweiten Generation wandte sich in ihren Forschungen den unbewussten Prozessen innerhalb einer Kultur zu. Ihr Hauptaugenmerk legte sie dabei auf die Perspektive von Frauen.

Das dynamische Konzept der Ethnopschoanalyse erlaubt jedem Forscher eine flexible Anwendung dieser Methode, wodurch sich verschiedenste Ansätze entwickeln konnten, die alle nach einem tiefer gehenden Verständnis von kulturellen und individuellen Zusammenhängen streben. Die Bedeutung und die praktische Anwendung der Ethnopschoanalyse wird gegenwärtig neben wissenschaftlichen Feldforschungen vermehrt in der psychosozialen Beratungs- und Therapiearbeit mit Migranten erkannt und eingesetzt. Die Ausklammerung der eigenen Subjektivität im Forschungsprozess kann, meiner Meinung nach, nicht zu einem tiefer liegenden Verständnis kultureller Phänomene führen. Erst die Berücksichtigung der eigenen kulturellen Bedingtheit und das Einbeziehen dieser in den Forschungsprozess ermöglicht eine differenziertere Darstellungsweise, die das Denken und Handeln von Individuen in unterschiedlichen Gesellschaften vielschichtiger beschreibbar macht. Aufgrund der Auseinandersetzung mit der vorliegenden Literatur stellt der Bezug der eigenen Person zum Forschungsprozess ‚meines Erachtens, eine wichtige Voraussetzung dar, um den kulturellen Einfluss des Forschers transparent und dadurch fassbar zu machen. Die ethnopschoanalytische Methode ermöglicht es, Grundlegendes über Menschen anderer Kulturen zu erfahren, da der Theoriebildungsprozess nachvollziehbar dargestellt wird.

Teil 2 – Einblicke in Erfahrungen mit der Ethnopschoanalyse im Feldforschungsprozess

Der zweite Teil der vorliegenden Arbeit setzt sich mit Feldforschungserfahrungen von fünf Wissenschaftlerinnen auseinander, die in unterschiedlicher Weise mit der Ethnopschoanalyse arbeiten. Um an die im Theorieteil dargelegten Kernpunkte ethnopschoanalytischer Konzepte anzuknüpfen, widmet sich der zweite Teil der Arbeit dem tieferen Einblick in Erfahrungen, die Forscherinnen mit der ethnopschoanalytischen Methode machten. In diesem Zusammenhang soll die Sinnhaftigkeit der Beachtung der eigenen Emotionen im Rahmen einer Feldforschung aufgezeigt werden, und welche Bedeutung der ethnopschoanalytischen Methode dabei zukommt. Zu diesem Zweck entschied ich mich für die Durchführung von Experteninterviews mit Vertretern der ethnopschoanalytischen Forschungsrichtung. Die Auseinandersetzung mit den durch die Analyse der Interviews erhaltenen Erkenntnissen sowie mein eigener Versuch, die ethnopschoanalytische Methode während des Feldforschungspraktikums in Guatemala 2006 anzuwenden, werden in den nächsten Kapiteln dargestellt.

I. Forschungsfragen und methodische Herangehensweise

Die Auseinandersetzung mit psychoanalytischer und ethnopschoanalytischer Literatur während meiner Studien verband meine psychologischen und ethnologischen Interessenschwerpunkte, welche sich auf den Menschen mit all seinen zu bewältigenden Lebensaufgaben, als auch auf seine Verortung im kulturellen Kontext richten.

Verschiedene ethnopschoanalytische Arbeiten ermöglichten mir einen ersten Einblick in die Anwendbarkeit psychoanalytischer Konzepte in der Ethnologie. Dennoch blieb der Gegenstandsbereich ein abstrakter. Im Verlauf des absolvierten Feldforschungspraktikums in Guatemala 2006, erhielt ich die Möglichkeit, Ansätze ethnopschoanalytischer Methoden in der Praxis auszuprobieren, worauf in Kapitel VI. näher Bezug genommen wird.

Das Kennenlernen einer Feldforschungssituation und die vielseitigen Reaktionen der StudentInnen darauf, überzeugten mich von der Sinnhaftigkeit, sich mit der eigenen Wahrnehmung im Feldforschungsprozess näher auseinander zusetzen. La Barre (1992) bringt diese Aufforderung etwas zugespitzt im Vorwort von Devereux Werk *Angst und Methoden in den Verhaltenswissenschaften* zum Ausdruck:

„Während der hemdsärmelige Anthropologe einst annehmen durfte, er betrete das Feld unbefleckt von irgendwelchen Ideen, Motivationen, Theorien oder eigener apperzipierender Kultur, sind wir nun gehalten, im Anthropologen zugleich den *sapiens*, den Kultur-Träger und die Person zu unterscheiden, und mit der Möglichkeit zu rechnen, dass seine schlichte „Wissenschaft“, wenn sie der Gegenübertragung nicht Rechnung trägt, bloß eine schwelgerische Form lyrischer Poesie ist, die uns lediglich mitteilt, zu welchen Gefühlsprojektionen das Unbekannte ihn veranlaßt hat“ (S.11).

Warum die Beachtung der Gegenübertragung, im Sinne der Berücksichtigung der eigenen unbewussten Projektionen und Ängste im Feldforschungsprozess eine bedeutende Rolle spielen, und welche Funktion dabei die ethnopschoanalytische Forschungsmethode einnimmt, versuchte ich anhand von Expertinneninterviews mit Vertreterinnen der Ethnopschoanalyse nachzugehen. Mein Erkenntnisinteresse bezog sich einerseits auf die individuellen und gemeinsamen Strategien von ForscherInnen, die bei Problemen im Feldforschungsprozess zur Anwendung kommen, und andererseits auf die Frage, welche Rolle ethnopschoanalytische Methoden bei der Erfassung der eigenen Wahrnehmung spielen. Neben meinem Interesse daran, wie Experten die Ethnopschoanalyse selbst beschreiben und bewerten, entwickelten sich folgende Forschungsfragen:

- Welche Möglichkeit bietet die Ethnopschoanalyse die Subjektivität der Forscherinnen fassbar zu machen?
- Wie werden eigene Ängste, Unsicherheit und Abwehr im Forschungsprozess durch die Ethnopschoanalyse besser verstehbar und handhabbar?
- Wie kann die Subjektivität der Forscherinnen als Erkenntnisquelle und Erkenntnisinstrument genutzt werden?

Zur Beantwortung dieser Fragestellungen, entschied ich mich für die Durchführung von Experteninterviews, um einerseits die individuellen Zugänge der Experten im Umgang mit der ethnopschoanalytischen Methode erfassen zu können und andererseits durch den Vergleich der unterschiedlichen Interviewtexte das „Überindividuell-Gemeinsame“ (vgl. Meuser/Nagel 1991) herauszuarbeiten, um aufzuzeigen, warum die Auseinandersetzung mit den eigenen Emotionen während einer Feldforschung sinnvoll erscheint.

I.I. Erhebungsmethode „Experteninterview“¹

Da in der sozialwissenschaftlichen Literatur keine Einigkeit über die Begriffe „Experte“ und „Experteninterview“ besteht, der Begriff einen relationalen Status innehat und eine methodologische Mehrdeutigkeit des Experteninterviews vorliegt (vgl. Gläser/Laudel 2004; Bogner/Menz 2005), gehe ich auf die aktuelle Methodendiskussion ein und erörtere im Anschluss die in der vorliegenden Arbeit verwendete Definition und methodische Herangehensweise.

Obwohl Bogner und Menz zufolge das Experteninterview als Methode der Datengewinnung eine mittlerweile wichtige Rolle in verschiedenen Forschungsprojekten einnimmt, „wird die methodische Reflexion auch heute nicht zu den vordringlichen Aufgaben gerechnet“ (Bogner/Menz 2005, S.33). In der von Bogner und Menz zusammengefassten Methodendiskussion stehen sich nach wie vor entgegengesetzte Sichtweisen gegenüber. Eine Betrachtungsweise sieht in der mangelnden Anerkennung der spezifischen Stärke des Experteninterviews den Grund für die unterentwickelte Methodenreflexion (vgl. Meuser/Nagel 1991). Eine weitere Betrachtung spricht dem Experteninterview den Status einer eigenständigen Methodik mit allgemein anwendbarem Rezeptwissen überhaupt ab (vgl. Kassner/Wassermann 2005). Die Bemühung, das Experteninterview als eigenständige Methode abzugrenzen, übersieht nach Deeke die Kontextgebundenheit einer Forschung, da jeder Untersuchung ein relationaler Expertenbegriff zugrunde liegt, weshalb dieser vom Experteninterview als besondere Methode absieht (vgl. Deeke 1995). Przyborski und Wohlrab-Sahr kritisieren einen zu weit gefassten Expertenbegriff der ihrer Ansicht nach an Trennschärfe verliert und die Sinnhaftigkeit der Abgrenzung von Expertenwissen in Frage stellt. Demgegenüber ziehen die Autorinnen einen Expertinnenbegriff vor, der nur solchen Personen zugesprochen werden sollte, „die – soziologisch gesprochen – über ein spezifisches Rollenwissen verfügen, solches zugeschrieben bekommen und diese besondere Kompetenz für sich selbst in Anspruch nehmen“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.132). Kassner und Wassermann weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der methodische Sonderstatus von Experteninterviews immer mit der Frage, wer warum als Expertin betrachtet werden soll, zusammenhängt. Ihrer Ansicht nach muss diese Frage sowohl „gegenstandsbezogen theoretisch“, als auch „forschungskontextbezogen“ immer wieder neu beantwortet werden, weshalb sich Experteninterviews als eigenständige Methode schwer verallgemeinern lassen (vgl. Kassner/Wassermann 2005, S 104). Hitzler zeigt auf, dass in vielen Untersuchungen ein Expertenbegriff Verwendung findet, der ohne weiteres durch Begriffe wie

¹ In den folgenden Kapiteln wird abwechselnd die weibliche und die männliche Form für den Expertenbegriff verwendet, um eine flüssige Lesbarkeit des Textes zu ermöglichen.

Spezialist oder Professioneller ersetzt werden kann, ohne dabei die Sinnhaftigkeit zu verändern. Seines Erachtens ist der Begriff des Experten mit den beiden anderen genannten nicht ident. Der Experte erhält erst im Verhältnis zum Laien und zum Entscheidungsträger seinen besonderen Status und gilt als Experte auf einem Gebiet. „Sein Wissen umfasst typischerweise *nicht-selbstverständliche Kenntnisse*, die „man“ braucht, um auf einem Gebiet kompetent handeln zu können“ (Hitzler 1994, S.26).

Bogner und Menz verorten diese Kontroverse über die Definition des Experten wie über das Experteninterview als eigenständige Methode weniger in einem methodologischen Grundsatzstreit, sondern in der mangelnden Systematisierung der verschiedenen Erkenntnisinteressen und Forschungsdesigns, weshalb sie drei dominante Formen von Experteninterviews herausarbeiten. Ihrer Ansicht nach ist die Betrachtung des Expertinneninterviews als eigenständige Methode aber nur für „explizit im „interpretativen Paradigma“ angesiedelte Experteninterviews sinnvoll“ (Bogner/Menz 2005, S.35). Die dahinter liegende Forschungshaltung beinhaltet eine wissenssoziologische Perspektive, die den Forschungsgegenstand nicht als objektiv erfassbaren, sozialen Tatbestand wahrnimmt, sondern die Datenproduktion als sozialen Prozess auffasst. In diesem werden die der sozialen Realität innewohnenden Bedeutungen und Interpretationshandlungen als Konstruktion von Wirklichkeit angesehen und analysiert (ebd.). Folglich schlagen die Autoren eine Differenzierung der in der Methodendebatte dominanten Formen von ExpertInneninterviews vor und teilen zwischen dem „explorativen“, dem „systematisierenden“ und dem „theoriegenerierenden“ ExpertInneninterview ein:

- Das **explorative Interview** dient in erster Linie der Orientierung und Strukturierung eines thematisch noch unbekanntes Untersuchungsfeldes, wobei einerseits die befragten ExpertInnen selbst als Teil des Handlungsfeldes zur Zielgruppe des Forschungsprojektes gehören können, andererseits als ergänzende Informationsquelle für die interessierte Zielgruppe genutzt werden. Die thematische Sondierung stellt bei diesem Typ den inhaltlichen Schwerpunkt dar, wobei es nicht auf Vergleichbarkeit, Vollständigkeit oder Standardisierbarkeit der Daten ankommt.
- Das **systematisierende Interview** rückt das reflexiv verfügbare Handlungs- und Erfahrungswissen von ExpertInnen in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. ExpertInnen dienen dabei der systematischen Informationsgewinnung und liefern dem Forscher nicht zugängliches Fachwissen. Hier steht, im Gegensatz zum explorativen Interview, die thematische Vergleichbarkeit der Daten im Vordergrund.

- Als **theoriegenerierendes ExpertInneninterview** bezeichnen Bogner und Menz die von Meuser und Nagel entwickelte Methodologie, die ExpertInnen nicht nur als Lieferanten von Sachinformation auffasst, sondern gezielt auf die analytische Rekonstruktion der „subjektiven Dimension“ des Expertenwissens abzielt (Bogner/Menz 2005, S.38). Bei dieser Herangehensweise wird versucht, die von den ExpertInnen in ihrer Tätigkeit entwickelten Wissensbestände und Weltbilder herauszuarbeiten, die für das Funktionieren von sozialen Systemen ausschlaggebend sind. Wie beim systematisierenden ExpertInneninterview wird von einer Vergleichbarkeit der Daten ausgegangen, die methodisch durch einen Leitfaden und empirisch durch das gemeinsame Arbeitsfeld der interviewten ExpertInnen abgesichert wird (vgl. Bogner/Menz 2005).

Eine andere mögliche Unterteilung von Experteninterviews schlagen Przyborski und Wohlrab-Sahr vor, indem sie darauf hinweisen, dass Expertinnen über ein spezifisches Rollenwissen verfügen. Den Autorinnen folgend kann bei Experteninterviews auf drei verschiedene Formen des Expertenwissens fokussiert werden. Zum Einen kann das Betriebswissen, das über Abläufe und Regeln in verschiedenen Institutionen Aufschluss gibt, erfasst werden. Des Weiteren kann auf das Deutungswissen abgezielt werden, welches die Deutungsmacht der Expertinnen in speziellen Diskursen einschließt. Das Kontextwissen stellt die dritte mögliche Wissensebene dar, die Zusatzinformationen für eine Untersuchung liefern soll. Przyborski und Wohlrab-Sahr sprechen sich für eine analytische Unterscheidung dieser drei Wissensebenen in einer Untersuchung aus, um bei der Auswahl der Interviewpartner, diejenigen Gesprächspartner zu finden, „die tatsächlich über das gewünschte Wissen verfügen“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.134). Diese drei genannten Wissensformen erfordern den Autorinnen folgend jeweils andere Interviewstrategien, die durchaus auch innerhalb eines Interviews eingesetzt werden können.

Die in der vorliegenden Arbeit durchgeführten Expertinneninterviews können zwischen dem systematisierenden und dem theoriegenerierenden Interview verortet werden, da mein Forschungsinteresse einerseits auf das Handlungs- und Erfahrungswissen der Expertinnen abzielt, welches nicht zugängliches Fachwissen inkludiert. Diese Form des Wissens würde dem „Betriebswissen“ bei Przyborski und Wohlrab-Sahr (2008) entsprechen. Des Weiteren wird auf die Handlungsorientierungen der Expertinnen, sowie auf ihr Deutungswissen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008) fokussiert, wobei der thematische Vergleich der Daten im Vordergrund steht.

In Anlehnung an Bogner und Menz (2005) wende ich eine komparative Analyse meiner Interviews an, die durch den im Vorfeld entwickelten Interviewleitfaden sowie durch die gemeinsame Auseinandersetzung der Forscherinnen mit der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode gewährleistet wird. Da im wissenschaftlichen Diskurs keine geeinte Auffassung über das Expertinneninterview als eigenständige Methode vorliegt, erscheint mir die Auseinandersetzung mit der Frage, wer als Experte wahrgenommen wird, als hilfreich, um die eigene Verwendung des Begriffs transparent zu machen und einer bestimmten Position zuordnen zu können.

I.II. Wer wird als Expertin betrachtet?

Um den Einwand, Expertinneninterviews seien keine eigenständige Methode, da diese sich immer über den jeweiligen Forschungsgegenstand und die Gesprächspartner definieren, zu entkräften (vgl. Kassner/Wassermann, 2005), diskutieren Bogner und Menz eine methodisch orientierte Reformulierung des Expertenbegriffs. Dabei werden drei verschiedene Zugänge bei der Bestimmung von Expertinnen herausgearbeitet:

- Der *voluntaristische Expertenbegriff* geht davon aus, dass jeder Mensch für die Bewältigung des eigenen Lebensalltags über besondere Informationen und Fähigkeiten verfügt, wonach prinzipiell alle Menschen auch als Experten angesehen werden können. Dieser Auffassung ist die Kritik entgegengebracht worden, dass aus methodischer Perspektive für das Erheben des Alltagswissens auch auf fokussierte oder narrative Interviews zurückgegriffen werden kann (Bogner/Menz 2005, S.40; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.132). Dieser Sichtweise schließe ich mich in Hinblick auf mein Diplomarbeitsprojekt an, da die von mir geführten Expertinneninterviews nicht auf die Erhebung von Alltagswissen abzielen, sondern die Erfahrungen der Expertinnen in der spezifischen Feldforschungssituation im Vordergrund stehen.

- Die *konstruktivistische Definition* fokussiert auf die Mechanismen der Zuschreibung des Expertenstatus, wobei der Experte als Konstrukt eines spezifischen Forschungsinteresses wahrgenommen wird. Gleichzeitig wird die soziale Repräsentativität der Expertin ausschlaggebend für deren Ernennung. Kritik an dieser Perspektive lässt sich in Hinblick auf die Tatsache formulieren, dass die Auswahl der Expertin immer von der vorgefundenen sozialen Welt geleitet wird.

- Der *wissenssoziologische Expertenbegriff* definiert Expertinnen über die spezifische Struktur ihres Wissens und geht von einem “Sonderwissen“ aus, das komplexe Wissensbestände einschließt, die der Person jederzeit kommunikativ und reflexiv zugänglich sind (Bogner/Menz 2005, S. 40). Kritiker gehen davon aus, dass gerade das implizite Wissen der Experten, ihr Routinehandeln in ihrem jeweiligen Funktionsbereich, nicht direkt abfragbar sei, sondern erst durch eine rekonstruktive Vorgehensweise erfasst werden kann (vgl. Meuser/Nagel 1994, S.182f).

Eine weitere Definition des Expertenbegriffs liefern Przyborski und Wohlrab-Sahr (2008). Sie lehnen eine relationale Auffassung des Expertenbegriffs ab, da diese Perspektive eine klare Abgrenzung von Expertenwissen und anderen Formen des Wissens verhindere und keine eigene Erhebungsform des Experteninterviews zuließe. Demgegenüber definieren die Autorinnen Experten aufgrund ihres bereits erwähnten *spezifischen Rollenwissens*. Diese besondere Kompetenz, über spezialisiertes Wissen zu verfügen, wird den Expertinnen von außen zugeschrieben und von ihnen selbst in Anspruch genommen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.132). In diesem Zusammenhang weisen Przyborski und Wohlrab-Sahr darauf hin, „dass unterschiedliche Wissensbereiche nicht einfach objektiv bestehen, sondern dass mit dem Sonderwissen gleichzeitig Deutungsmacht zugewiesen und in Anspruch genommen wird“ (ebd.). Indem Experten eine Rolle als Gutachter einnehmen, beeinflussen sie maßgeblich die öffentliche Meinung zu bestimmten Sachverhalten. Diese unterschiedlichen Zugänge zum Expertenwissen, die einerseits auf das Wissen über institutionalisierte Zusammenhänge abzielen, und andererseits die Deutungsmacht der Expertinnen in öffentlichen Auseinandersetzungen im Fokus haben, erfordern aus Sicht der Autorinnen jeweils andere Interviewstrategien, um einmal das spezialisierte Wissen der Experten erheben zu können, und zum Anderen die Inanspruchnahme und Zuweisung von Deutungsmacht reflektieren zu können (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.132-133).

Bogner und Menz schlagen ebenfalls eine Differenzierung des Expertenwissens vor und teilen dieses in *technisches Wissen*, *Prozesswissen* und *Deutungswissen* ein. Unter dem *technischen Wissen* subsumieren die Autoren all jenes Wissen, welches sich auf fachspezifische Anwendungsroutinen und bürokratische Kompetenzen bezieht und sich dadurch noch am ehesten vom Alltagswissen unterscheiden lässt. Davon grenzen sie das *Prozesswissen* ab, das auf Informationen über Handlungsabläufe abzielt und praktisches Erfahrungswissen aus dem Handlungskontext des Experten repräsentiert.

Eine weitere Differenzierung stellt das *Deutungswissen* dar, das durch das theoriegenerierende Experteninterview die Erhebung von „subjektiven Relevanzen, Regeln, Sichtweisen und Interpretationen des Experten“ zu erfassen sucht, was die Auffassung des Expertenwissens als eine heterogene Wissensakkumulation nahe legt (vgl. Bogner/Menz 2005, S. 42ff). Deutungswissen stellt in diesem Sinne keinen für sich abgrenzbaren Wissensbereich dar, sondern wird erst durch den interpretierenden Sozialwissenschaftler als solches konstruiert, wobei der Experte immer als ganze Person im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses steht. „Schließlich erweist es sich letztlich erst in der Phase der Datenauswertung, ob die Relevanzen und Regelmuster des Experten nur über dessen Erklärungen aus dem professionellen Kontext oder aber auch über Kommentare aus der privaten Sphäre rekonstruiert werden können“ (Bogner/Menz 2005, S.44).

Zusammenfassend kann das Fazit von Bogner und Menz dahingehend verstanden werden, dass die beiden Autoren das Expertinneninterview im Fall des theoriegenerierenden Interviews als eigenständige Methode auffassen. Dennoch wenden sie sich gegen die eine richtige Interviewführung und plädieren für eine methodische Pluralität, die den Einsatz der Methode immer vom Kontext abhängig macht. Kassner und Wassermann erkennen das theoriegenerierende Experteninterview nicht als eigenständige Methode an, weshalb aber in der Praxis, ihrer Ansicht nach, nicht auf Experteninterviews verzichtet werden soll. Sie sehen in den methodischen Konzepten und Vorschlägen „hilfreiche Richtschnüre“ worauf bei eigenen Forschungsvorhaben zurückgegriffen werden kann. Die Anwendung muss ihrem Verständnis nach aber immer an den Kontext der jeweiligen Forschung angeglichen werden (vgl. Kassner/Wassermann, 2005).

I.III. Eigene Definition und Auswahl der Expertinnen

Der in der vorliegenden Arbeit verwendete Expertenbegriff kann insofern als relational angesehen werden, da meine Bestimmung der Interviewpartnerinnen als Expertinnen in Abhängigkeit von meiner Fragestellung und meinem interessierenden Untersuchungsfeld geschah. In diesem Sinne fasse ich den Begriff auch als Konstruktion auf, da meine Auswahl der Expertinnen von der vorgegebenen sozialen Welt geleitet war (vgl. Bogner/Menz 2005; Meuser/Nagel 1991). Darüber hinaus definiert sich der vorliegende Expertinnenbegriff in Anlehnung an Przyborski und Wohlrab-Sahr (2008) auch über das spezifische Rollenwissen der Interviewpartnerinnen, da diese eine besondere Kompetenz zugeschrieben bekommen und für sich selbst in Anspruch nehmen. Mein in dieser Arbeit verfolgtes Erkenntnisinteresse richtet sich auf dieses spezialisierte Wissen, das in Erfahrungen und Handlungsmustern der Forscherinnen im Feldforschungsprozess zum

Ausdruck kommt und fokussiert gleichzeitig auf die gemeinsam geteilten Wissensbestände und Relevanzstrukturen der Expertinnen bei der Anwendung der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode. Demnach gelangen sowohl fachspezifische Anwendungsroutinen (technisches Wissen), als auch praktisches Erfahrungswissen aus dem eigenen Handlungskontext (Prozesswissen), sowie subjektive Relevanzen und Sichtweisen der Expertinnen (Deutungswissen) zur Darstellung (vgl. Bogner/Menz 2005). Dabei stehen die gemeinsam geteilten Wissensbestände der Expertinnen, die das spezifische Feld der Ethnopsychoanalyse betreffen, im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, und nicht die individuellen Biographien der Interviewpartnerinnen. Somit werden die Expertinnen als Funktionsträgerinnen und Repräsentantinnen der Ethnopsychoanalyse angesehen, die unterschiedlich stark in diese Forschungsmethode involviert sind.

In einer ersten Anfrage per E-Mail kontaktierte ich vierzehn Vertreter der Ethnopsychoanalyse, worauf ich acht Rückmeldungen erhielt. Ausschlaggebende Kriterien für die Auswahl meiner Interviewpartnerinnen stellten die Erreichbarkeit und die Gesprächsbereitschaft der kontaktierten Expertinnen dar. Insgesamt führte ich fünf Interviews durch, wobei zwei auf telefonischem Wege zustande kamen. Für die Interviewführung konstruierte ich einen Frage-Leitfaden, den ich an fünf Vertreter der Ethnopsychoanalyse per E-Mail schickte, um die Sinnhaftigkeit der Fragen zu eruieren und sie gegebenenfalls zu modifizieren. Die schriftlichen Antworten machten mich auf notwendige Modifikationen einiger Fragen aufmerksam. Da manche Fragen nicht eindeutig verstanden wurden und andere Fragen sich als überflüssig herausstellten, wurde der Leitfaden überarbeitet, indem auf kurze und prägnante Fragestellungen geachtet wurde. Auf den Einsatz des Leitfadens wird im folgenden Kapitel näher eingegangen.

I.IV. Interviewleitfaden

Für die vorgesehenen Interviews bereitete ich einen Leitfaden vor und setzte diesen als Grundlage der Gespräche ein, um eine Vergleichbarkeit der Antworten zu ermöglichen, sowie eine Fokussierung auf mein Erkenntnisinteresse im Verlauf des Interviews zu erhalten. Bei der Entwicklung des Leitfadens orientierte ich mich an den vier von Hopf formulierten Anforderungen an qualitative Interviews (vgl. Hopf 1978, S.99-101). Diese Kriterien erfordern einerseits *das Ansprechen eines hinreichend breiten Spektrums von Problemen*, um die Befragten zu komplexen, von ihnen selbst gesteuerten Darstellungen anzuregen. In diesem Sinne wurde auf erzählgenerierende² Fragen abgestellt, um eine erzählende Schilderung der interessierenden

² Ein erzählgenerierender Fragestil zeichnet sich durch Fragestellungen aus, die den Interviewpartner zu freien Erzählungen anregen soll, um das gesamte Erzählpotential ausschöpfen zu können (vgl. Nohl 2006).

Themenbereiche zu ermöglichen (vgl. Nohl 2006, S22). Darüber hinaus sollte der Interviewleitfaden die *interessierenden Themen in spezifizierter Form behandeln*, da das Herausarbeiten des jeweils besonderen Gehalts von Äußerungen der Befragten den Zweck des Interviews darstellt. Der dritte und vierte Anspruch beziehen sich auf *die Tiefe* und den *personalen Kontext*, was bedeutet, dass der Befragte bei der Darstellung seiner Involviertheit unterstützt werden soll und eine ausreichende Kenntnis über den persönlichen und sozialen Kontext des Interviewpartners gegeben sein soll (vgl. Hopf 1978, S.99-101). Der Leitfaden soll die interessierenden Themen aus dem Horizont möglicher Gesprächsthemen extrahieren und die Fokussierung des Interviews auf diese Themen fördern (Meuser/Nagel 1991, S.453).

Bei der Interviewführung stimmte ich die konkreten Frageformulierungen sowie die Reihenfolge der Fragen auf den jeweiligen Gesprächsverlauf ab und setzte den Leitfaden flexibel ein. Durch diese Vorgehensweise berücksichtigte ich das Postulat von Meuser und Nagel, den Leitfaden nicht als zwingendes Ablaufmodell des Interviewverlaufs, sondern als flexibel zu handhabende Orientierung zu betrachten (vgl. Meuser/Nagel 1991). In diesem Sinne diente mir der Leitfaden als Richtschnur, welche Raum für die Selbstdarstellung der Interviewpartnerinnen zuließ und mir eine entspannte Führung der Interviews ermöglichte.

I.V. Interviewsituation

Ich gehe davon aus, dass es sich bei den Interviewsituationen jeweils um spezifische Interaktions- und Kommunikationssituationen handelt, für die meine Beteiligung als Forscherin konstitutiv ist. Deshalb schreibe ich den Vorstellungen, welche sich meine Interviewpartnerinnen anhand verschiedener Indizien und der Art der Interviewführung über meine Person machten, eine entscheidende Relevanz zu. Bogner und Menz unterscheiden in diesem Zusammenhang sechs Typen von Interviewkonstellationen, und weisen auf die jeweiligen Vor- und Nachteile der verschiedenen Interaktionssituationen hin (vgl. Bogner/Menz 2005, S.62). Dieser Typisierung folgend stellen meine Interviewsituationen asymmetrische Interaktionssituationen dar, da ich im Vergleich zu meinen Interviewpartnerinnen über eine erheblich niedrigere Fachkompetenz verfüge und mich selbst demnach als Laie positioniere. Diese Interviewsituation wird in der Methodenliteratur häufig als Ergebnis einer misslungenen Gesprächsführung gewertet, da die stark hierarchisch geprägte Kommunikationsstruktur "Paternalismuseffekte" zur Folge haben kann, indem die Befragte die Gesprächsinhalte dem unterlegen wahrgenommenen Interviewer auf diktiert.

Pfadenhauer plädiert in diesem Zusammenhang sogar dafür, nur jene Gesprächssituationen als Expertinneninterviews zu bezeichnen, in denen der Forscher als Quasi-Experte wahrgenommen wird, um mit dem Experten ein Gespräch auf gleicher Augenhöhe führen zu können. Ihre vorgeschlagene Konzeption des Expertinneninterviews geht davon aus, "dass Menschen mit anderen Menschen (...) anders reden, je nachdem, ob sie ihre Gesprächspartner eher für kompetent oder für inkompetent in Bezug auf den zu verhandelnden Gegenstand halten (Pfadenhauer 2005, S.121). Aufgrund der spezifischen Kommunikationssituation, in der der Interviewer als Laie angesehen wird, kann es aber zu einer monologartigen Gesprächsstruktur seitens des Interviewpartners kommen, die durch einen situativ erzeugten "Erzählzwang" zu "tieferen Ebenen des Expertenwissens führt" (Bogner/Menz 2005, S.55). Die Wahrnehmung des Interviewers als Laie kann zudem eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre begünstigen, in der naive Fragen interessante und ertragreiche Antworten hervorbringen können. "Ist der Befragte der Meinung, seine Sicht- und Handlungsweisen von Grund auf erklären zu müssen, kann dies gerade für Deutungswissensanalysen fruchtbar sein", wodurch auch einfache, vom Experten meist vorausgesetzte Argumentationsmuster ausführlicher dargestellt werden (Bogner/Menz 2005, S.56). Da ich in meinen Interviews vorrangig auf die Erhebung der Erfahrungen der Expertinnen abzielte, betrachtete ich diese Interviewsituation als günstige Möglichkeit, durch eine vertrauensvolle Atmosphäre die für mein Erkenntnisinteresse relevanten Wissensbestände zu erheben. Mein Interviewstil zeichnete sich primär durch, wie bereits erwähnt, erzählgenerierende Fragen aus, um lange Erzählsequenzen der Interviewpartnerinnen herauszufordern, wobei ich darauf achtete den Gesprächsverlauf weder "verhör-ähnlich" noch "non-direktiv" zu gestalten, sondern die Interviewpartnerinnen in eine möglichst vertrauensvolle Kommunikationssituation zu versetzen (vgl. Pfadenhauer 2005).

II. Auswertung

Bei der Auswertung der Expertinneninterviews orientierte ich mich an dem von Meuser und Nagel entwickelten Auswertungsverfahren (vgl. Meuser/Nagel 1991). In ihrem Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion unterscheiden Meuser und Nagel zwischen einer zentralen Stellung und einer Randstellung von Expertinneninterviews im Forschungsdesign und leiten demnach zwei unterschiedliche Vorgaben für die Auswertung ab.

Bezieht sich das Forschungsinteresse auf die Experten als Zielgruppe, wird bei der Auswertung versucht, die jeweilige Wissens- und Handlungsstrukturen der Interviewpartnerinnen theoretisch zu generalisieren. Dienen Experteninterviews lediglich dazu, Kontextwissen über andere im Zentrum der Untersuchung stehende Bereiche zu erheben, und werden dementsprechend als eines von mehreren Instrumenten zur Datenerhebung eingesetzt, genügt eine partielle Auswertung der Interviews. Sie kann als abgeschlossen betrachtet werden, sobald die notwendigen Informationen gewonnen wurden (Meuser/Nagel 1991, S. 449). In der vorliegenden Arbeit stehen die Expertinnen als Zielgruppe im Zentrum und die Interviews verfolgen den Zweck, Auskünfte der Expertinnen über ihr eigenes Handlungsfeld sowie über die darin gemachten Erfahrungen zu erhalten. Im Unterschied zu Meuser und Nagel zielen ich nicht auf eine theoretische Generalisierung der Wissens- und Handlungsstrukturen meiner Expertinnen ab, sondern fokussiere auf Gemeinsamkeiten von Feldforschungserfahrungen mit einem ethnopsychoanalytischen Zugang. Bei der Auswertung des Datenmaterials halte ich mich an die Auswertungsstrategie der beiden genannten Autoren, die ihre Strategie als Modellvorschlag präsentieren, „an dem sich die Auswertung des Datenmaterials orientiert und der flexibel an die jeweiligen Untersuchungsbedingungen angepasst werden kann“ (Meuser/Nagel 1991, S.452). Der gemeinsam geteilte institutionell-organisatorische Kontext der Expertinnen sowie der Einsatz eines Leitfadens sichern, Meuser und Nagel zufolge, weitgehend die Vergleichbarkeit der Interviewtexte. Im Fall meiner Expertinnen besteht kein gemeinsam geteilter institutionell-organisatorischer Kontext, sondern ein gemeinsam geteilter Erfahrungsraum die ethnopsychoanalytische Forschungsmethode betreffend. Alle interviewten Expertinnen führten Feldforschungen durch, in denen die ethnopsychoanalytische Forschungsmethode in unterschiedlichem Ausmaß zur Anwendung kam. Diese gemeinsam geteilten Erfahrungen mit der Ethnopsychoanalyse innerhalb der Feldforschung, sowie der eingesetzte Interviewleitfaden sollen eine Vergleichbarkeit der Interviewtexte ermöglichen. Das Ziel der Auswertung stellt das Herausarbeiten des „Überindividuell-Gemeinsamen“ dieser Erfahrungen und des Forschungshandelns im Feld dar (Meuser/Nagel 1991, S.452). Mein Erkenntnisinteresse bezog sich darauf, wie Feldforschungssituationen erlebt werden, welche Herausforderungen und Probleme auftreten und welche Rolle ein ethnopsychoanalytischer Zugang dabei spielt. Darüber hinaus sollte festgehalten werden, wie die auftretenden Herausforderungen mit Hilfe eines ethnopsychoanalytischen Zugangs konstruktiv für die Forschung genutzt werden können. (Insofern fokussiere ich auf gemeinsam geteilte Erfahrungen und Interpretationen meiner Interviewpartnerinnen, als auch auf unterschiedliche Sichtweisen.)

II.I. Die interpretative Auswertungsstrategie

Bei der von Meuser und Nagel entwickelten Auswertungsstrategie werden die Interviewtexte der Expertinnen als Ganzes zum Objekt der Interpretation erhoben, und es wird nach dem “Typischen” des Objekts geforscht. Jede einzelne Expertin wird dabei als Vertreterin ihrer “Zunft” betrachtet. Durch den thematischen Vergleich soll das „Überindividuell-Gemeinsame“ herausgearbeitet werden, um Aussagen über gemeinsam geteilte Wissensbestände und Relevanzstrukturen treffen zu können (Meuser/Nagel 1991, S 452). Dieser Vorgehensweise folgend suche ich in meinen Interviewtexten ebenfalls nach den “typischen” aber auch unterschiedlichen Feldforschungserfahrungen, gemeinsam geteilten Wissensbeständen und der Rolle der ethnopschoanalytischen Forschungsmethode.

Um der besonderen Beweislast, die an interpretative Verfahren herangetragen wird, einigermaßen standhalten zu können, weisen Meuser und Nagel auf die Angabe von Prüfkriterien hin, die für die Gültigkeit der Interpretationen stehen. Diese Prüfkriterien stellen die “kontextabhängige Bedeutungsinterpretation von Äußerungen” einerseits und die “sequentielle Textrekonstruktion” andererseits dar (Meuser/Nagel 1991, S.453). In diesem Sinne erhalten Äußerungen erst innerhalb eines Kontextes ihre Bedeutung und werden in Bezug auf diesen interpretiert. Die Auswertung von Experteninterviews orientiert sich, im Gegensatz zu Einzelfallanalysen, an thematischen Einheiten, die über die Interviewtexte verstreut zu finden sind, und nicht an der Sequenzialität von Äußerungen je Interview (ebd.). Diese Lockerung des Kriteriums der sequentiellen Textrekonstruktion sowie der Einsatz eines Leitfadens bei der Interviewführung sind Meuser und Nagel zufolge Gründe für die Randstellung des Experteninterviews. Um eine Vergleichbarkeit der Interviewtexte zu gewährleisten werden die Äußerungen der Interviewpartnerinnen von Beginn an im Kontext ihrer institutionell-organisatorischen Handlungsbedingungen verortet und erhalten vor diesem Hintergrund ihre Bedeutung. Auch der Einsatz des Leitfadens ermöglicht den Vergleich des Interviewmaterials.

Wie bereits erwähnt teilen meine Interviewpartnerinnen keinen institutionell-organisatorischen Handlungskontext, sondern sind durch die Annahme gemeinsam geteilter Forschungserfahrungen miteinander verbunden. Bei der Auswertung der Expertinneninterviews fokussiere ich auf die thematischen Schwerpunkte des verwendeten Leitfadens, die in allen Interviews, dem Gesprächsverlauf angepasst, zur Sprache kamen. In Anlehnung an Meuser und Nagel stellt das Ziel der Auswertung in der vorliegenden Arbeit die Gewinnung empirischen Wissens dar, das aus den gemeinsam geteilten Wissensbeständen der Interviewpartnerinnen besteht (vgl. Meuser/Nagel 1991 451-452).

II.II. Paraphrasieren des Textmaterials, Überschriften finden

Um das Interviewmaterial einer Auswertung unterziehen zu können, transkribierte ich die auf Tonband aufgezeichneten Gespräche. Dabei verzichtete ich auf die Kennzeichnung von Stimmlagen und Pausen, da diese nonverbalen Elemente im Fall von Experteninterviews nicht Gegenstand der Interpretation sind (vgl Meuser/Nagel 1991).

In einem ersten Schritt paraphrasierte ich das transkribierte Interviewmaterial dem Verlauf des Textes folgend, um eine Verdichtung des Materials zu erreichen. Darüber hinaus hielt ich mich an den Vorschlag von Meuser und Nagel und teilte den Text entlang thematischer Einheiten in Sequenzen ein. Der Text wurde in der Absicht verfolgt, “die Gesprächsinhalte der Reihe nach wiederzugeben und den propositionalen Gehalt der Äußerungen zu einem Thema explizit zu machen” (Meuser/Nagel 1991,S 456). Um der Anforderung einer gültigen Paraphrase gerecht zu werden, versuchte ich, so wenig selektiv wie möglich vorzugehen und eine unnötige Reduktion von Komplexität zu vermeiden, damit jede Person, die das Interview mit der Paraphrase vergleicht, zu der Einsicht gelangt, dass nichts unterschlagen oder verzerrt wiedergegeben wurde. In der weiteren Bearbeitung des Materials versah ich die paraphrasierten Passagen mit Überschriften, wobei ich textnah vorging und die Terminologie der Interviewpartnerinnen aufgriff. Diese Handhabung diente der weiteren Verdichtung des Textes. Im Gegensatz zur Einzelfallanalyse, bei der der gesamte Lebenszusammenhang der interviewten Person im Mittelpunkt der Auswertung steht, wird bei Expertinneninterviews auf eine bereichsspezifische Analyse abgezielt, weshalb das Aufbrechen der Textsequenz eine notwendige Vorgehensweise darstellt, um das relevante Wissen der Expertinnen herausarbeiten zu können (Meuser/Nagel 1991, S.458).

II.III. Thematischer Vergleich

Der nächste Schritt im Auswertungsprozess fokussiert auf den thematischen Vergleich der einzelnen Interviewpassagen. Um einen Vergleich der verschiedenen Interviewtexte zu ermöglichen, wurden acht Kategorien gebildet, unter die gleiche oder ähnliche Textpassagen subsumiert wurden. Die zu einer Kategorie gehörenden Textpassagen wurden auf einzelne Sätze bzw. Stichwörter reduziert, was eine weitere Verdichtung des Materials zur Folge hatte und einen besseren Überblick gewährleistete. Da bei diesem Schritt eine große Menge von Textmaterial komprimiert wurde, überprüfte ich die vorgenommenen Zuordnungen auf ihre Stimmigkeit und revidierte gefundene Unstimmigkeiten.

Die Resultate des thematischen Vergleichs wurden kontinuierlich an den einzelnen Interviewpassagen auf Vollständigkeit und Gültigkeit überprüft, wobei vorrangig auf das „Überindividuell-Gemeinsame“ abgezielt wurde, um im Gegensatz dazu Unterschiede und Abweichungen festzustellen (Meuser/Nagel 1991, S.461).

III. Die paraphrasierten Interviews

Im folgenden Kapitel gelangen die fünf paraphrasierten Interviews mit den ausgewählten Überschriften zur Darstellung, um einen inhaltlichen Zugang zu den angesprochenen Themen und eine nähere Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der Expertinnen zu ermöglichen.

III.I. Interview 1

Persönlicher Zugang

Auf die einleitende Frage des persönlichen Zugangs zur Ethnopschoanalyse nennt die Interviewpartnerin das Buch von Maya Nadig „Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko“ als ersten Kontakt mit ethnopschoanalytischer Literatur. Es wurde in einem selbst initiierten Arbeitskreis, der sich mit feministischer und ethnologischer Literatur auseinandersetzte, behandelt. Während ihrer ersten Feldforschung in der Türkei erkannte die Interviewpartnerin das Potential dieser Literatur, als sie gemeinsam mit ihrer Kollegin auf ein Phänomen stieß, welches sich mit rein ethnologischem Fachwissen nicht erklären ließ: „(...) junge Frauen sind in bestimmten Situationen in Ohnmacht gefallen. Wir haben das beobachtet und haben uns nur sehr gewundert und ja also ethnologisch das zu verstehen war irgendwie schwierig“ (Anhang, Interview 1, Z 20-22). Daraufhin setzte sich die Interviewpartnerin erneut mit der Arbeit von Maya Nadig auseinander, die ein ähnliches Phänomen auch in Mexiko beobachten konnte. Diese Auseinandersetzung ermöglichte der Befragten einen neuen Zugang zum Verständnis des beobachteten Phänomens. Nach ihrer Rückkehr begann die Interviewpartnerin mit einer eigenen Psychoanalyse, um das Erlebte nicht nur auf der wissenschaftlichen Ebene besser zu verstehen, sondern um auch die eigene Involviertheit und Betroffenheit bewusster verstehen zu können. Die zusätzliche Beschäftigung mit ethnopschoanalytischer Literatur kennzeichnete den weiteren Verlauf ihrer Auseinandersetzung mit der Ethnopschoanalyse.

“Sprachschwierigkeiten und die Suche nach dem richtigen Ort”

Ein Problem, das die Befragte betonte, war das mangelhafte Beherrschen der Lokalsprache, was unter anderem ausschlaggebend für die Wahl des Untersuchungsortes war. Der Feldzugang wurde durch Migrantinnen vermittelt, die die Interviewte im Rahmen ihrer Arbeit als Beraterin kennen gelernt hatte und die für sie Kontakt zu ihren Herkunftsdörfern herstellten. In diesem Zusammenhang hebt die Interviewpartnerin das Finden des „richtigen“ Ortes hervor und weist auf die Wichtigkeit hin, einen Platz zu suchen, wo man sich wohl fühlt. Die Tatsache, dass in dem ersten Ort aufgrund der hohen Abwanderung fast ausschließlich alte Menschen lebten, die kein Türkisch sprachen und die allgemeine depressive, traurige Atmosphäre bewogen die Interviewte dazu, einen anderen Ort für ihre Untersuchung zu finden. Diese Vorgehensweise betont die Interviewpartnerin als wichtigen ersten Schritt, da es ihrer Meinung nach sehr darauf ankommt, einen Ort zu wählen, der das eigene Wohlbefinden unterstützt und ein Gefühl des Willkommenseins ermöglicht.

“Die Fremdheit auf die Reihe kriegen”

Als weitere Herausforderung thematisiert die Interviewpartnerin das Erleben des Fremdseins und beschreibt an einem Beispiel, wie sehr die Erfahrung des Fremdseins Gefühle von Angst auslösen können. Die Befragte vergleicht die Erfahrung der Fremde mit einer weißen Leinwand, die als Projektionsfläche für die eigenen Ängste dient. Die Interviewpartnerin erinnert sich an eine Situation, in der sie gemeinsam mit ihrer Kollegin paranoiden Ängsten ausgeliefert war. Bevor die beiden Ethnologinnen ihren Zielort erreichten, übernachteten sie im einzigen Hotel in der Hauptstadt, in dessen Erdgeschoss ein Männerkaffeehaus eingerichtet war. Die beiden Frauen erhielten einen Schlüssel, der aber die Zimmertüre nicht abspernte. Im Bewusstsein, dass sie die einzigen Gäste waren, erschrakten die Frauen, wann immer draußen im Gang das Licht anging. Diese Ängste hatten zur Folge, dass beide Forscherinnen kaum erholsamen Schlaf fanden. Im Nachhinein konnten beide Frauen über ihre Reaktionen lachen und ihre Ängste auf die fremde, ungewohnte Umgebung und die Tatsache, niemanden zu kennen, zurückführen.

Erst durch die Auseinandersetzung mit psychoanalytischer und ethnopschoanalytischer Literatur konnte die Forscherin diese Vorgänge bewusst erfassen und erklären. Ihrer Meinung nach erweist sich die Ethnopschoanalyse gerade in diesem Zusammenhang als besonders hilfreich, um solche Phänomene, wie das Fremdsein oder eigene und fremde Rollenzuschreibungen besser verstehen zu können, sowie den Umgang mit den eigenen Ängsten für die Forschung nutzbar zu machen:

“Hätt ich mich damals schon etwas besser damit ausgekannt, hätts sehr geholfen (...) weils dann einfach auch leichter zu reflektieren gewesen wäre und wir wahrscheinlich beide nicht in diese paranoide Angst hineingekippt wären” (Anhang, Interview 1, Z 106-109).

“In Ohnmacht fallen” – ein Verständnisdilemma?

Die Interviewpartnerin führt das bereits erwähnte beobachtete Phänomen des In-Ohnmacht-fallens von Frauen als ein weiteres Beispiel einer spezifischen Forschungssituation an, in der ihrer Ansicht nach ethnopschoanalytisches Wissen für das Verstehen der spezifischen Situation hilfreich gewesen wäre. Sie schildert hierzu ein Erlebnis während ihrer ersten Feldforschung, als sie gemeinsam mit ihrer Kollegin und einer jungen Frau aus dem Dorf mit dem Bus in die Hauptstadt fuhren. Die junge Frau stammte aus einer Familie, die aufgrund des Todes des Vaters sozial schlechter gestellt war. Sie musste in die Hauptstadt, um Besorgungen zu erledigen. Für eine junge Frau stellte diese Situation aber eine unüberwindliche Hürde dar, da es im dortigen kulturellen Kontext Frauen nicht gestattet war, ohne männliche Begleitung in der Öffentlichkeit aufzutreten. Der Sonderstatus der beiden europäischen Forscherinnen erlaubte es den drei Frauen, alleine in die Hauptstadt zu fahren, auch wenn dies, der Interviewpartnerin folgend, stark an der Grenze dessen, was sozial akzeptiert war, lag. Als der Bus die Dorfgrenze überfuhr, fiel die junge Frau in Ohnmacht, worüber die beiden Forscherinnen sehr erschrocken. Sie wussten nicht, wie sie reagieren sollten. Als die junge Frau wieder zu sich kam, bagatellierte sie das Ereignis, und versicherte den Forscherinnen, dass alles in Ordnung sei. Dieses Erlebnis löste zuerst Verwirrung und Ratlosigkeit bei den Forscherinnen aus. Die Auseinandersetzung mit der ethnopschoanalytischen Untersuchung von Maya Nadig half der Forscherin aus einem Verständnisdilemma, indem sie die Ohnmachtsanfälle als Möglichkeit der Frauen erkannte, um die erlebte Unterdrückung im Rahmen der dort herrschenden Geschlechterordnung auf eine sozial akzeptierte Art und Weise zu bewältigen. Der ethnopschoanalytische Zugang ermöglichte der Interviewten ein tieferes Verständnis des Erlebten und die Möglichkeit, das beobachtete Phänomen als ein soziales und kulturelles Phänomen wahrzunehmen.

Ein Rucksack an Zuschreibungen – Übertragungen und Gegenübertragungen

Die Forscherin erwähnt des Weiteren Gegenübertragungsphänomene, die ohne ethnopschoanalytisches Wissen nicht deutbar waren. Sie erinnert sich an plötzlich auftretendes Fieber, Schwächegefühle und Isolationsbedürfnisse, die sie damals noch nicht als Gegenübertragungsreaktionen deuten konnte. Klassische Zuschreibungen seitens der Dorfbewohner bestanden in der Vorstellung, Europäer seien prinzipiell reich. Umgekehrt gingen

die beiden Ethnologinnen, die sich als überzeugte Feministinnen verstanden, davon aus, „lauter geknechtete, unterworfenen Frauen“ vorzufinden. Die Realität präsentierte den Forscherinnen allerdings ein anderes Bild. Um einen konstruktiven Umgang mit diesen Übertragungen zu erreichen, betont die Befragte die Notwendigkeit der genauen Analyse der eigenen Gegenübertragungsreaktionen, indem man darauf achtet in welcher Situation welche Gefühle auftreten. Diese Analyse dient ihrer Ansicht nach dazu, erkennen zu können, ob es sich bei den wahrgenommenen Ängsten um real begründbare Ängste handelt, oder ob diese Gefühle vor dem persönlichen Hintergrund erklärbar sind. Sie stellen weiters eine zentrale methodische Möglichkeit dar, um wesentliche Schlüsse über die zu erforschende Soziodynamik ziehen zu können. Die Fähigkeit zwischen den eigenen und fremden Anteilen unterscheiden zu können, ist, der Befragten zufolge erst durch eine eigene Psychoanalyse realisierbar.

“Das Tor schließen zu können, im offenen Haus” - Nähe, Distanz, Abgrenzung

Die Interviewpartnerin beschreibt die Lebensweise der untersuchten Gesellschaft als eine sehr öffentliche, was bedeutet, dass das Leben sechzehn Stunden am Tag in der Öffentlichkeit stattfindet. Diese Gegebenheit empfand die Forscherin als sehr anstrengend und sie führt ihre psychosomatischen Reaktionen im Nachhinein auf das Bedürfnis nach Rückzug und Privatsphäre zurück. Ihre regressiven Tendenzen äußerten sich darin, sich am liebsten ins Bett zu legen, die Decke über den Kopf zu ziehen, um nichts von der Außenwelt wahrnehmen zu müssen:

„(...) und ein Mechanismus sich abzugrenzen war die Krankheit, also krank zu werden und sich damit Rückzugsraum zu verschaffen, das Tor schließen zu können im offenen Haus“ (Anhang, Interview 1, Z 296-298). Rückblickend betrachtet vermutet die Befragte einen Zusammenhang zwischen ihren Symptomen und den Symptomen der dort lebenden Frauen, da sowohl durch Ohnmachtsanfälle als auch durch Schwächegefühle ein sozial akzeptierter Rückzug in die Privatsphäre möglich wurde. Die Ohnmachtsanfälle stellten der Interviewpartnerin zufolge einen sozialen Gewinn für die Frauen dar, da sie mit dieser Möglichkeit in der Lage waren, nicht nur Dorfgrenzen oder räumliche Grenzen, sondern auch soziale Grenzen zu überwinden. Hätte die Interviewpartnerin damals schon einen ethnopschoanalytischen Zugang gehabt, wäre dies ihrer Meinung nach sehr hilfreich gewesen, um gezielter nach diesem sozialen Phänomen fragen zu können.

Rückblickend betrachtet hatte die Interviewpartnerin den Eindruck, dass sie zu viel Nähe zuließ und zu wenig Grenzen setzte. Eine klare Grenze zog die Befragte allerdings, als es darum ging, bei einer Willkommensfeier ein Kopftuch zu tragen. Das Kopftuch besitzt, der Forscherin folgend, einen hohen Symbolwert und wird in erster Linie bei festlichen Anlässen oder beim

Aufsuchen einer Moschee getragen. Im Alltag verwendeten die dortigen Frauen nur ein kleines, bäuerliches Kopftuch und im Allgemeinen wurde das Tragen des Tuches nicht sonderlich genau genommen. Die Interviewpartnerin schildert anhand eines Beispiels, wie sie aufgrund der Verweigerung, ein Kopftuch zu tragen, ihre Grenze festlegte, um ein Stück Identität zu behalten. Die beiden Forscherinnen waren auf einen Empfang für ein Paar, welches gerade von dem Hadsch zurückgekehrt war, eingeladen. Sie bekamen die Anweisung bei der Feier ein Kopftuch zu tragen, was die Interviewpartnerin verweigerte. Diese Verweigerung löste eine Diskussion aus, nach der letztlich der Standpunkt der Forscherin respektiert und akzeptiert wurde. Das Akzeptieren ihrer Verweigerung gab der Befragten ein gutes Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit und das Gefühl aufgenommen und akzeptiert worden zu sein. Ihre Kollegin und sie hatten das Privileg auch bei Männerrunden dabei sein und zuhören zu dürfen. In diesen Gesprächen wurden viele Fragen an die beiden Frauen gerichtet, welche diese teilweise sehr empörten und als abwertend auffassten. Die Verweigerung, ein Kopftuch zu tragen, stellte der Interviewten zufolge ihre Abwehr der kränkenden Fragen der Männer dar. Im Nachhinein betrachtet die Forscherin ihre Reaktion als Gegenübertragung.

Eine weitere Strategie, für das Gleichgewicht von Nähe und Distanz zu sorgen, stellten die regelmäßigen Ausflüge in die Hauptstadt dar, wo sich die beiden Frauen ein Hotelzimmer nahmen und beim Essen in einem Restaurant und dem Trinken von Alkohol der persönliche Freiheitsbegriff ausgelebt werden konnte: “(...) Eine gewisse Distanz auch herzustellen und unser Eigenes auch irgendwie wieder zu finden. Is zwar komisch, dass das übern Alkohol rennen muss, aber das hama braucht” (Anhang, Interview 1, Zeile 306-309).

Auch die körperliche Nähe beschrieb die Forscherin als teilweise zu nah. Sie schilderte Situationen, in denen die Frauen bei Tee und Musik unter sich waren, ihre Schleier fallen ließen, ihr Haar offen trugen und Bauchtänze vorführten. Dabei kam es auch zu körperlichen Annäherungen, die in der Befragten Gefühle der Scham und des Ärgers auslösten, weshalb sie sich verbal von diesen Handlungen distanzierte und abgrenzte.

Strategien für Studenten in der Feldforschung

Um als Student konstruktiv mit den unterschiedlichsten Verunsicherungen im Rahmen einer Feldforschung umgehen zu können, hält die Interviewpartnerin ausreichendes Wissen über den Kulturschock und die Migrationskrise für notwendig. Wenn man ihrer Ansicht nach über mögliche Symptome solcher Verunsicherung Bescheid weiß und sich selbst beobachtet, kann dies vorhandene Ängste reduzieren.

Die Ethnopschoanalyse als Werkzeug

“(…) ich hab das damals ganz stark bemerkt in dieser ersten Feldforschung, mir fehlt da ein Werkzeug, ich weiß nicht, wie ich tun soll” (Anhang, Interview 1, Z 360-361). Die Ethnopschoanalyse lieferte der Interviewpartnerin zufolge das Werkzeug, das ihr aus dem Verständnisdilemma half, welches im Rahmen einer reinen teilnehmenden Beobachtung aus ihrer Sicht nicht aufzulösen war. Das Beobachten, Erleben und Beschreiben des Wahrgenommenen beinhaltet der Befragten nach viele Möglichkeiten des Missverständnisses, die mit Hilfe der Analyse von Übertragung und Gegenübertragung aufgedeckt werden können.

Die Ethnopschoanalyse könne das Unbewusste mit Hilfe der Analyse der Übertragung und Gegenübertragung im kulturellen Kontext erfassen. Diese Technik stelle ein wichtiges Instrumentarium dar, um das „Eigene“ vom „Anderen“ trennen zu können, was als Methode in keinem anderen Forschungsdesign Anwendung fände.

Grenzen der Ethnopschoanalyse

Die Interviewpartnerin weist auf die klassische Kritik hin, die im psychoanalytischen Konzept des ödipalen Konflikts einen starken Eurozentrismus ortet. Die klassischen Ethnopschoanalytiker Parin und Morgenthaler hätten jedoch versucht, den Ödipuskonflikt als ein kulturübergreifendes Phänomen zu beweisen, wobei sie aber anerkannt hätten, dass die Lösung dieses Konfliktes kulturell massiv differenzieren kann. Die Interviewpartnerin betont eine Weiterentwicklung der Psychoanalyse und eine differenziertere Sichtweise derselben.

III.II. Interview 2

Persönlicher Zugang – Motivation durch die “68er”

Eine eigene Psychoanalyse sowie die politischen Bewegungen nach 1968 nennt die Interviewpartnerin als ausschlaggebende Motivation, Psychologie zu studieren und sich mit psychoanalytischer Literatur auseinander zu setzen. Durch das ethnopschoanalytische Angebot an der Züricher Universität lernte sie Paul Parin kennen, bei dem sie ihre Analyse fortsetzte und beschloss, zusätzlich Ethnologie zu studieren. Auf diesem Weg lernte sie Mario Erdheim kennen, der als ausgebildeter Ethnologe auch eine Psychoanalyse absolviert hatte. Gemeinsam lehrten sie die Ethnopschoanalyse an der Züricher Universität, wobei sie sich stark auf die Arbeiten und Erkenntnisse von Devereux, Marx und Parins bezogen, sowie auf jene Werke der Ethnologie, die von einem Subjektbezug in der Kulturerforschung ausgingen.

Vorbereitung der ersten Feldforschung – ein “analytischer Anspruch”

Während ihrer ersten großen Feldforschung in Mexiko wollte die Interviewpartnerin eine Ethnographie über die dort lebenden Frauen erarbeiten und anhand geführter Gespräche den Kontext ihrer Welt verstehen, der die politische und ökonomische Situiertheit der Frauen mit einschloss. Um sich dieses komplexe Feld zu vergegenwärtigen, sei eine intensive Vorbereitung notwendig gewesen.

Ihr Anspruch, etwas über die Psychodynamik der Frauen vor Ort zu begreifen, sowie etwas darüber zu erfahren, wie sie ihr Leben gestalteten, motivierte sie, sich an der Vorgehensweise Paul Parins, Goldy Parin-Matthéys und Fritz Morgenthalers zu orientieren. Sie beschloss, eine Sequenz von Gesprächen mit den selben Frauen über einen längeren Zeitraum zu führen. Durch diesen Ablauf von Gesprächen und die Zentrierung auf bestimmte Personen habe sich eine Psychodynamik entwickelt, die sie erst nach und nach mit einer angemessenen Legitimität interpretieren konnte. Diese Herangehensweise spiegelte ihren analytischen Anspruch wider, die Gefahr zu minimieren, durch vorgefertigte Sichtweisen einzelne Aussagen der Gesprächspartner zu verzerren. Durch ihre eigene Psychoanalyse und ihre psychotherapeutische Arbeit benennt die Interviewpartnerin ihren Zugang als Mittelweg der ethnopschoanalytischen Methode, im Vergleich zu den Arbeiten von Paul Parin, Goldy Parin-Matthèy sowie Fritz Morgenthaler, die auf lange Felderfahrung zurückgreifen konnten.

Das “Alleinsein” im Feld – eine Herausforderung

Eine große Herausforderung stellte für die Interviewpartnerin ihre Situation im Feld dar, da sie allein forschte und dadurch auf keinen regelmäßigen Austausch zurückgreifen konnte. Um mit dieser Situation umgehen zu können konzentrierte sie sich darauf, den Verlauf und die Dynamik in diesen Gesprächsstunden, sowie ihre persönliche Reaktionen schriftlich in einem Forschungstagebuch festzuhalten. Als Hilfestellung während ihrer Feldforschung dienten ihr Supervisionen in Mexiko-City, wobei diese Fahrten vom Dorf in die Stadt, ihrer Aussage nach, einem Kulturschock gleichkamen. Erst in der Distanz zum Feldforschungsumfeld konnte die Interviewpartnerin weitere spezifischere Erkenntnisse aus dieser Forschung erarbeiten.

Aus gegenwärtiger Sicht rät die Interviewpartnerin in einer Feldforschung als Gruppe von zwei oder drei Personen zu arbeiten, um einen regelmäßigen Austausch zu gewährleisten, da das Alleinsein im Feld extrem fordernd sei. Der Vorteil einer Gruppenarbeit liege in der Aneignung eines rascheren Überblicks über die der fremden Kultur innewohnenden Dynamik.

Das Forschungstagebuch, welches die Befragte immer wieder an Freunde zu Hause schickte, stellte für sie eine wichtige Strategie dar, um mit dem Alleinsein adäquat umgehen zu können.

Der Kulturschock und seine vielseitigen Reaktionen

Ein wichtiges Element in der Feldforschung sieht die Forscherin im Erleben eines Kulturschocks, der ihrer Ansicht nach immer eine Verunsicherung auslöst, da man sich nicht mehr auf eingetübte Schutzmechanismen zurückziehen kann und ein Gefühl der Ohnmacht erlebt. Dieses Ohnmachtserlebnis setze eine Reihe verschiedener Abwehrmechanismen in Gang. Die Forscherin erinnert sich in diesem Zusammenhang an verschiedene Ausdrucksformen dieser Ohnmacht und Unsicherheit bei Studenten einer Feldforschungsgruppe in Mexiko, die die dortigen Menschen als „Stink-Mexis“ bezeichneten und damit entwerteten. Diese Reaktion führt die Forscherin auf die Verunsicherung zurück, die durch Armut und die Lebensumstände in einer Mega-City ausgelöst wurden. Ein anderer reagierte auf die Verunsicherung mit dem Wunsch auf den Popokatépetl zu steigen, um den Überblick zu bekommen. Andere wiederum schlossen sich in kleinen Gruppen zusammen, feierten und tranken viel oder versanken ganz in der Auseinandersetzung mit sich selbst, wodurch die Feldforschungsdaten auf der Strecke blieben. Der Umgang mit diesen unterschiedlichsten Ausdrucksformen der erlebten Unsicherheit sei eine der ersten und wichtigsten Aufgaben, „um zu verhindern, dass eben diese kulturspezifischen und ethnozentrischen Schutzmechanismen in Gang kommen, wie Abschottung und Entwertung usw., weil sonst ist man für das Feld nicht mehr da, nicht mehr offen und sensibel mit seiner Wahrnehmung“ (Anhang Interview 2, Z. 94-97).

Als persönliche Abwehrformen nennt die Interviewpartnerin ihren Hang zur Idealisierung, d.h. Ihre Tendenz alles als „ganz toll“ wahrzunehmen. Auch eine starke Identifizierung mit den dortigen Frauen konnte die Befragte an sich feststellen. Indem sie sich zum Teil sehr auf die Frauen einließ, merkte sie erst später, dass manche Frauen ihr nicht freundlich gesinnt waren. Der Supervisor in der Hauptstadt wies die Interviewpartnerin auch auf ihren paternalistischen Ansatz hin, der sich in der Vorstellung, den dort lebenden Menschen helfen zu können, ausdrückte. Eine Möglichkeit damit fertig zu werden, dass man selbst nicht so arm ist, wie die untersuchten Menschen, und das damit verbundene schlechte Gewissen zu bewältigen, war für die Forscherin eine asketische Lebensführung. Indem sie sich an das Leben der dortigen Bewohner anpasste und sich keinen Luxus gönnte, sondern ernst und stringend immer da war, konnte sie sich von ihrem schlechten Gewissen distanzieren. Die Interviewpartnerin sah darin ihre persönlichen Anpassungsmechanismen, die verhinderten, mehr auf sich zu achten. Heute würde die Befragte auf den Widerspruch, eine „Weiße“ zu sein, eingehen und die Unterschiedlichkeit zwischen

Europäern mehr diskutieren. Im Nachhinein betrachtet hätte eine offenere Auseinandersetzung mit ihrer Position vielleicht ein weniger strenges Leben erfordert, wobei die Forscherin ihre gelebte Askese nicht bereut und die Zeit als eine Schöne in Erinnerung hat.

Nähe – Distanz, Abgrenzung

Da die Interviewpartnerin allein im Feld forschte, sandte sie ihre Tagebuchaufzeichnungen immer wieder zu Freunden nach Europa und erhielt gelegentlich Rückmeldungen. Auch ihre persönliche Idealisierung der Ethnopschoanalyse unterstützte die Forscherin mental bei der Bewältigung des Alleinseins. Mit der Zeit entwickelte die Befragte Freundschaften zu einigen Frauen im Dorf, die sie abends besuchte und mit denen sie sich austauschen konnte. Auch der Kontakt zu einer Gruppe von Entwicklungshelfern im Nachbardorf, das sie zu Fuß erreichte, verschaffte der Befragten ein ausreichendes Maß an Nähe und Austausch.

“Die Gringa, die alles besser weiß” - Ängste, Übertragungen und Gegenübertragungen

Die Angst, als Ausbeuterin wahrgenommen zu werden, oder als “Gringa”, die alles besser weiß, beeinflusste die Eingliederung der Forscherin in die dörfliche Gesellschaft. Ihrer Ansicht nach hing dies stark mit der damals vorherrschenden Einstellung, alle Europäer seien Ausbeuter, zusammen. Dies verstärkte den Druck, sich von dieser Sichtweise zu distanzieren. Die Interviewpartnerin erzählt von ihren verschiedenen Rollen, die ihr die Dorfbewohner zuschreiben. Beispielsweise wurde sie eine Zeit lang als Kommunistin angesehen, die den Dorfbewohnern alles wegnehmen will, oder als Protestantin, die sie missionieren möchte. Der Befragten zufolge löste ihre Anwesenheit die Erinnerung an Erfahrungen der Dorfbewohner, die sie mit Europäern gemacht hatten, aus. Diese Erfahrungen aus der Geschichte wurden von den Dorfbewohnern auf die Forscherin übertragen. Auf diese Übertragungen reagierte die Forscherin in ihrer Gegenübertragung mit ihrer Bemühung zu beweisen, dass sie keine bösen Absichten habe.

Strategien für Studenten

Als wichtige Strategie hebt die Interviewpartnerin die Auseinandersetzung mit dem Kulturschock hervor. In diesem Zusammenhang ist es ihrer Meinung nach wichtig, sich mit der eigenen Verunsicherung und den damit zusammenhängenden Abwehrmechanismen auseinander zusetzen.

Stärken, das Besondere der Ethnopschoanalyse

Als Stärke der Ethnopschoanalyse sieht die Befragte den Versuch, die Subjektivität in den Forschungsprozess mit einzubeziehen. Der Fokus auf die Träger der jeweiligen Kultur, ihre

Motivationen die vorhandene Kultur zu gestalten und zu verändern, bezeichnet die Forscherin als ein spannendes Moment der ethnopsychoanalytischen Sichtweise. Da die Menschen immer wieder Ausdrucksformen für die eigenen unverarbeiteten oder halbbewussten Wünsche und Erfahrungen benötigen, um diese gestalten zu können, kann sich die Befragte ein Überleben ohne Kultur nicht vorstellen. Dieser Drang zu gestalten manifestiert sich in kulturellen Objekten, die wiederum etwas über den Menschen aussagen. „Das finde ich spannend, dass immer wieder auch der Mensch mit seinen Grundbedürfnissen derjenige ist, der Kultur ein Gesicht gibt. Auch mit seinen Abwehrbedürfnissen“ (Anhang, Interview 2, Z 173-175). Ihrer Ansicht nach geht bei einem Kulturstudium, das nur noch anhand von Gegenständen abgehandelt wird, gerade das verloren, was den Erkenntnissuchenden dabei hilft zu begreifen, wie eine Gesellschaft mit den dazugehörigen Menschen funktioniert. Die grundsätzliche Orientierung der Ethnopsychoanalyse auf den Menschen als Träger einer Gesellschaft hebt die Befragte als ein großes Potential dieser Forschungsrichtung hervor. Des weiteren sieht sie auch in der Technik der Ethnopsychoanalyse eine Besonderheit, indem immer wieder das Verhältnis zwischen dem Forscher und dem Feld und den Gesprächspartnern reflektiert wird, was „eine Art Transparenz im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess erzeugt, der sonst sehr selten da ist“ (Anhang, Interview 2, Z.184-185).

Das Offenlegen des Prozesses, in dessen Rahmen die präsentierten Daten entstanden sind, und der Art und Weise, wie die Subjektivität des Forschers in diesen Prozess miteinging, stellt ihrer Meinung nach eine weitere Stärke der Ethnopsychoanalyse dar.

Grenzen der Ethnopsychoanalyse

Grenzen sieht die Befragte in der Tatsache, dass die Ethnopsychoanalyse eine Wissenschaft darstellt, die nicht in großen Makro-Zusammenhängen denkt, sondern diese immer als Rahmen wahrnimmt, innerhalb dessen das Zwischenspiel von Subjekt und Gesellschaft untersucht wird. Im Vergleich zur Soziologie oder Politologie, die mehr die strukturellen Zusammenhänge einer Gesellschaft reflektieren, knüpft die Ethnopsychoanalyse an deren Einsichten an und situiert die menschlichen Aktionen inklusive Forscher darin.

III.III. Interview 3

Persönlicher Zugang

Zum ersten Kontakt der Interviewpartnerin mit der Ethnopschoanalyse kam es an der Züricher Universität durch Mario Erdheim und Maya Nadig. Die Befragte hatte großes Interesse an der Freudschen Psychoanalyse und studierte damals Psychologie und im Nebenfach Ethnologie. Am ethnologischen Institut lehrten Erdheim und Nadig, die die Interviewpartnerin dazu bewogen die Hauptstudienrichtung zu wechseln, da die Ethnopschoanalyse dem Interesse der Befragten an der Psychologie viel näher kam, als das Psychologiestudium in Zürich Anfang der 80er Jahre. Die Forscherin setzte sich intensiv mit der Methode der Psychoanalyse und ihrer möglichen Anwendung in der Feldforschung auseinander.

Bei ihrer ersten großen Feldforschung führte sie Gespräche mit Frauen, wobei die Forscherin nur das Element der Tagebuchaufzeichnung aus der ethnopschoanalytischen Methode einsetzte. Dabei setzte sie sich intensiv mit der eigenen Wahrnehmung auseinander und hielt diese Beobachtungen jeden Tag möglichst detailliert im Tagebuch fest. Aus Sicht der Befragten ist die Ethnopschoanalyse für ihre weitere berufliche Laufbahn in den Hintergrund getreten. Ihrer Meinung nach ist es nicht sehr sinnvoll in der Schweiz zu sehr auf diese Methode hinzuweisen, da es keinen Lehrstuhl gibt, der die Ethnopschoanalyse fördert.

“...einigermaßen im Lot sein”- eine Strategie der Abgrenzung

Der Ansicht der Befragten nach kann die Ethnopschoanalyse dabei helfen, Erlebnisse vor allem im Nachhinein zu reflektieren. Die ethnopschoanalytische Sichtweise ermöglichte der Forscherin Störungen und Irritationen, wie beispielsweise Probleme mit der eigenen Abgrenzung, für den Forschungsprozess nutzbar zu machen.

Bei ihrer ersten Feldforschung hatte die Befragte keine Gelegenheit zur Supervision, weshalb sie auch die Methode der Gegenübertragung nicht einsetzte. Ihrer Ansicht nach ist es nur dann möglich eine Gegenübertragung festzustellen, wenn diese in einer Supervision gedeutet, danach in der Beziehung bestätigt wird und eine Veränderung mit sich bringt. Da die Interviewpartnerin in ihrer Feldforschung zunächst den Untersuchungskontext besser kennen lernen wollte, erhob sie keinen Anspruch darauf, Expertin für psychische Prozesse zwischen Informantin und Forscherin zu sein.

Darauf zu achten, dass es einem selbst gut geht und man sich im Feldforschungsprozess wohl fühlt, stellt für die Interviewpartnerin eine wichtige Strategie dar, um eine positive Ausgangssituation und eine passende Abgrenzung im Feld zu erreichen. Diesen Hinweis erhielt sie von ihrer damaligen Betreuerin, die keinen ethnopschoanalytischen Zugang hatte.

Im Nachhinein erachtet die Befragte diese Position als sehr ethnopsychanalytisch, ihrer Meinung nach wäre es aber falsch zu behaupten, dass es dafür die Ethnopsychanalyse benötige. Ihrer Ansicht nach müsste jeder erfahrene Forscher diese Grundhaltung vertreten. Aufgrund der von ihr festgestellten starken Tabuisierung psychoanalytischer Zugänge in der Wissenschaft, betrachtet sie die Aussage ihrer Betreuerin als "Glücksfall". Die persönliche Strategie der Interviewpartnerin war darauf zu achten, "dass man selber einigermaßen im Lot ist", um offen auf die Informanten zugehen zu können (Anhang, Interview 3, Z 74-75). Wie man sich abgrenzt und mit anderen Menschen umgeht, sei stark persönlich geprägt und ein Teil der eigenen Biographie, weshalb es keine bestimmte Methode dafür geben könne. Die Ethnopsychanalyse ist der Forscherin zufolge dazu da, die Erkenntnisse in Hinblick auf die eigene Involviertheit bei der Bewertung der Forschungsergebnisse mit einzubeziehen.

Ängste im Forschungsprozess

Eine der schlimmsten Ängste während der Feldforschung, stellte für die Forscherin die Angst nichts herauszufinden dar. Wird die eigene Forschung von einem Geldgeber finanziert, steigt der Druck, Rechenschaft ablegen zu müssen noch mehr.

Eine wichtige Strategie, um ethnopsychanalytisch arbeiten zu können, stellt für die Forscherin die Möglichkeit der Supervision dar. Die Befragte konnte während ihrer ersten Feldforschung nicht auf diese Gelegenheit zurückgreifen, erhielt jedoch durch ihren in Ethnologie ausgebildeten Kollegen die Möglichkeit des Austausches, den sie als „extrem wichtig“ beschreibt: „also, dass man über die Dinge spricht, die man erlebt. Das wäre für mich ein wichtiger Aspekt, wenn man keine Supervision zur Verfügung hat, immerhin ein Gegenüber hat“.(Anhang Interview 3, Z.174-176) Ihrer Meinung nach ist es nicht möglich, ohne jeglichen Austausch - also ganz allein - ethnopsychanalytisch zu arbeiten.

Geben und Nehmen

Die Interviewpartnerin erinnert sich an eine unangenehme Erfahrung im Zusammenhang mit dem Thema des Gebens und Nehmens. Sie wurde auf einer Feldforschung von einer späteren Informantin mit Geschenken überhäuft, was der Befragten sehr unangenehm war, da sie wusste, dass diese Frau nicht viel Geld besaß. Unmittelbar konnte die Interviewpartnerin nicht viel mit ihrer Irritation anfangen und es hätte ihrer Ansicht nach einer Supervision bedurft, um mit dem erlebten Gefühl methodisch arbeiten zu können. Durch das ausführliche schriftliche Festhalten des Erlebten war es der Forscherin aber im Nachhinein möglich zu erkennen, dass dieses gebende Verhalten eine von vielen unterschiedlichen Arten in der untersuchten Kultur war, Beziehungen

zu knüpfen. Auch wurde der Befragten ihr eigener biographisch geprägter Umgang mit dem Thema des Gebens und Nehmens bewusst. Sie betont, wie wichtig es ist, während der Feldforschung unangenehme Gefühle wahrzunehmen, zu hinterfragen, was genau unangenehm erscheint und diese Gefühle exakt festzuhalten.

Nähe und Distanz

Bei ihrer zweiten Forschung untersuchte die Interviewte gemeinsam mit einer Ethnologin, die auch als Therapeutin tätig war, eine Gruppe von Müttern mit ihren Kindern aus einem Krisengebiet. Während dieser Zusammenarbeit fiel der Interviewpartnerin auf, wie sehr sich ihr Umgang mit Nähe und Distanz von jenem ihrer Kollegin unterschied. Ihre Kollegin, die auf therapeutische Erfahrung zurückgreifen konnte, brachte sehr wenig von sich selbst mit ein und hielt sich mit ihrer Person zurück. Dagegen gab die Interviewpartnerin, die keine therapeutischen Erfahrungen hat, durch ihre Erfahrungen aus der Feldforschung durchaus Persönliches preis. Sie tat dies mit der Intention, interessante Geschichten vom Gegenüber zu erfahren. Diese unterschiedlichen Herangehensweisen erzeugten Konflikte zwischen den beiden Forscherinnen. Für die Befragte ist das angemessene Gleichgewicht von Nähe und Distanz nicht einfach theoretisch vorgegeben, sondern entwickelt sich aus der jeweiligen Situation heraus. Durch ihre Motivation als Forscherin, so viel wie möglich vom Gegenüber zu erfahren, verwendete die Befragte verschiedene Mittel, um ihre Gesprächspartner zum Erzählen anzuregen. Darüber hinaus betont sie die Wichtigkeit, diese Beziehungen als soziale Beziehungen zu definieren, die auch immer stark von einem Machtverhältnis geprägt sind. Im Vergleich zu therapeutischen Beziehungen, muss in diesem Kontext die Regel der Abstinenz nicht berücksichtigt werden.

Strategien für Studenten

Die Interviewpartnerin lernte die Ethnopschoanalyse selbst als Studierende kennen und wendete diese ansatzweise in einer Feldforschung an. Ihrer Meinung nach wäre es wichtig, Studierende allgemein darauf hinzuweisen, dass sozialwissenschaftliches Forschen mit sozialen Beziehungen einhergeht, die Ängste auslösen können. Die Studenten müssten der Forscherin zu folge dafür sensibilisiert werden, dass die eigenen unbewussten Haltungen in diesen Interaktionen eine wichtige Rolle spielen, um eine Schärfung der Wahrnehmung der Studenten für ihre Emotionen zu erreichen. Ihrer Ansicht nach wäre es notwendig, allgemein anzuerkennen, dass die Wahrnehmung der eigenen Emotionen und der Umgang mit diesen eine wissenschaftliche Grundfähigkeit darstellt.

Während ihrer eigenen Lehrtätigkeit machte die Befragte die Erfahrung, dass Studierende, die die Psychoanalyse nicht kannten, im Rahmen eines zweistündigen, vierzehntägig stattfindenden Seminars überfordert waren, als sie mit der ethnopsychoanalytischen Methode konfrontiert wurden. Der Forscherin nach wäre es sinnvoll, im Zuge des Ethnologiestudiums auf die Bedeutung der persönlichen Emotionen hinzuweisen und sie so für den wissenschaftlichen Forschungsprozess nutzbar zu machen. Dennoch ist die Interviewpartnerin nicht der Meinung, dass man ohne Ethnopsychoanalyse schlechter forscht. Sie erkennt in diesem Zugang eine interessante Methode, deren Potential für die Sozialforschung sicher noch nicht ausgeschöpft ist.

Psychoanalytische Art der Wahrnehmung – “nicht mehr wegzubringen”

Die Forscherin berichtet von einer Zusammenarbeit mit zwei Kolleginnen, einer Geographin und einer Pädagogin, die beide keine Kenntnis über die Ethnopsychoanalyse hatten und dieser Richtung kritisch gegenüberstanden. Für die Interviewpartnerin war es sehr interessant festzustellen, dass sie durch ihre psychoanalytisch orientierte Art der Wahrnehmung ihre beiden Kolleginnen irritierte. Sie schildert eine Situation, in der die Forscherinnen ein Gruppeninterview in einer Schulklasse durchführten, wobei ihr Interesse auf die Perspektive der Kinder im Zusammenhang mit religiöser Pluralisierung gerichtet war.

Verschiedene Kinder betonten, dass sie es „normal“ finden, Muslime zu sein. Die beiden Kolleginnen nahmen diese Aussagen, im Gegensatz zur Interviewpartnerin, als Tatsache an. Die Befragte blickte jedoch, aufgrund ihrer psychoanalytisch orientierten Herangehensweise, hinter die manifeste Aussage der Kinder, „normal“ zu sein. Die Interviewpartnerin wies darauf hin, „(...) dass es sehr typisch ist, gerade für Kinder die stigmatisiert werden, dass sie dann ihre Normalität zunächst zu retten versuchen in einer solchen Situation“ (Anhang Interview 3, Z 165-.167). Die Kolleginnen reagierten auf diese Wahrnehmung irritiert und warfen der Forscherin vor, dass dies lediglich eine Annahme sei. Die Interviewpartnerin betont selbst die Schwierigkeit der Feststellung, ob solche Aussagen berechtigt sind. Der Befragten zufolge würde sich im Laufe der Forschung herausstellen, ob diese Sichtweise gerechtfertigt wäre.

Stärken der Ethnopsychoanalyse - “Zensurverringering”

Als eine Stärke der Ethnopsychoanalyse führt die Interviewpartnerin eine Vernachlässigung von Verhaltenszwängen, also die Verringerung der wissenschaftlichen Zensur an, was jedoch nur unter bestimmten Voraussetzungen, wie einer eigenen Analyse, möglich ist. Die Befragte bezieht sich auf einen Artikel von Erdheim und Nadig, in welchem die Widerstandsmöglichkeiten der Ethnopsychoanalyse gegenüber wissenschaftlichen Tabus hervorgehoben wird.

Ein großes Potential der Ethnopschoanalyse liegt der Forscherin zufolge auch darin, dass sich mit dieser Methode unterdrückte Meinungen oder Wahrnehmungen Platz schaffen können und neue Sichtweisen ermöglichen. Die Stärke der Ethnopschoanalyse liegt ihrer Ansicht nach auch in der Bewusstmachung von gesellschaftlichen und kulturellen Zwängen: „Das man weiß, dass es diese Zwänge gibt und dass man weiß, was es bedeutet, zum Beispiel stigmatisiert zu sein und, dass es dann Strategien gibt damit umzugehen“ (Anhang, Interview 3, Z 196-198). Die Ausrichtung der ethnopschoanalytischen Forschungsmethode auf das Individuum führt die Befragte als einen weiteren positiven Aspekt an.

Grenzen der Ethnopschoanalyse

Die Grenzen der Ethnopschoanalyse setzt die Interviewpartnerin mit den Grenzen der Psychoanalyse gleich. Eine fachgerechte Anwendung ist, nach Ansicht der Befragten, sehr kosten- wie zeitaufwändig. Eine weitere Grenze sieht die Forscherin in der allgemein wenig anerkannten Position der Psycho- wie der Ethnopschoanalyse innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses.

III. IV. Interview 4

Persönlicher Zugang

Die Interviewpartnerin studierte Psychologie und suchte, inspiriert von einer längeren Reise, nach einem ethnologisch ausgerichteten Thema für die Diplomarbeit. In einem angebotenen Seminar, welches die Ethnopschoanalyse behandelte, setzte sich die Befragte mit klassischer ethnopschoanalytischer Literatur auseinander. Die Arbeit von Maya Nadig über mexikanische Bäuerinnen weckte ihr Interesse und half der Interviewpartnerin bei ihren eigenen Forschungsvorbereitungen. Die ethnopschoanalytische Forschungsmethode kristallisierte sich für die Befragte als bedeutendste Methode heraus, um an der Schnittstelle von Ethnologie und Psychologie zu arbeiten. Auch die Sichtweisen von George Devereux waren für das Interesse der Interviewpartnerin an der ethnopschoanalytischen Methode ausschlaggebend. Geprägt durch eine positivistische Psychologie mit ihren standardisierten Methoden, die der Befragten zufolge den Menschen zu sehr ausklammert, war die Einsicht, dass vor allem in den Sozialwissenschaften immer auch der subjektive Einfluss des Forschers vorhanden ist und beachtet werden muss, eine anregende neue Betrachtungsweise. Die ethnopschoanalytische Methode ermöglicht ihrer Meinung nach diesen subjektiven Einfluss wissenschaftlich nutzbar zu machen. In diesem Zusammenhang erwähnt die Interviewpartnerin Maya Nadigs Methode der ethnopschoanalytischen Begleitung, auf die sie selbst in ihrer Feldforschung zurück griff.

Allein im Feld - Unterstützung durch die ethnopsychanalytische Begleitung

Die Gesprächspartnerin berichtet von ihrer ersten Feldforschung, die sie im Rahmen ihrer Diplomarbeit durchführte. Krankheitsbedingt musste ihr Kollege abreisen, weshalb sie ein Jahr allein im Feld forschte. In dieser Situation arbeitete sie mit der Methode der ethnopsychanalytischen Begleitung, indem sie ihre Irritationen und Erlebnisse in ihrem Feldtagebuch festhielt und diese Texte einer befreundeten Psychoanalytikerin per Post schickte. Die Antworten erhielt die Interviewpartnerin meist erst nach einem Monat, was dennoch von der Forscherin als Unterstützung erlebt wurde, da ihrer Meinung nach eine gewisse zeitliche Distanz fördernd auf die Reflexion der eigenen Irritationen wirkte. Die Befragte sieht in dieser Vorgehensweise eine große Hilfe, um sich den Einfluss der eigenen Subjektivität und Emotionen bewusst machen zu können. Während ihrer Feldforschung beschränkte sich die Interviewpartnerin auf diese Möglichkeit der ethnopsychanalytischen Methode, da es ihr zu diesem Zeitpunkt an der nötigen Kompetenz für die Durchführung von ethnopsychanalytischen Gesprächen fehlte. Die Interviewpartnerin absolvierte eine mehrjährige psychoanalytische Therapie und besuchte diverse psychoanalytische Seminare, schloss die Ausbildung zur psychoanalytischen Therapeutin aber nicht ab. Für ihre Forschungszwecke stellte das angeeignete psychoanalytische Wissen allerdings eine ausreichende Basis dar, um methodisch mit der ethnopsychanalytischen Begleitung arbeiten zu können. Die Befragte weist darauf hin, dass diese Herangehensweise von allen Sozialwissenschaftlern angewendet werden kann. Je nachdem wie viel psychoanalytische Erfahrung vorliegt, sollte die Analyse der eigenen Irritationen von erfahrenen Kollegen in der Supervision vorgenommen werden. Wird die Anwendung der ethnopsychanalytischen Methode allein den umfassend ausgebildeten Ethnopsychanalytikern vorbehalten, besteht laut Interviewpartnerin die Gefahr, dass diese Forschungsmethode "ausstirbt". In diesem Zusammenhang weist sie darauf hin, wie wichtig es ist, in einer Gruppe zu arbeiten, in der man sich gegenseitig ergänzt, und mit erfahrenen Analytikern in Supervision den eigenen Einfluss herauszuarbeiten, um blinde Flecken im Forschungsprozess so gut wie möglich zu reduzieren.

Ängste

Für die Interviewpartnerin spielen Ängste in der Feldforschung eine wichtige Rolle. Diese Gefühlsregungen werden ihrer Ansicht nach meist durch das Fremde an Sich ausgelöst sowie durch den Umstand, dass in anderen Kulturen andere Dinge Angst - besetzt oder tabuisiert sind. Die Forscherin führt dazu das Beispiel an, dass Schweine in Papua Neuguinea auf offener Straße geschlachtet wurden. Diese Tätigkeit wird in unserer Kultur in für die Allgemeinheit nicht

sichtbarer Weise praktiziert, weshalb ein solches Erlebnis Angst erzeugen kann. Auch die Beobachtung der Situation, wie eine Schildkröte lebend aus ihrem Panzer geschnitten wurde, löste in der Forscherin Ängste aus. Der Umgang mit Gewalt stellt für die Befragte ebenfalls ein Thema dar, das Irritationen hervorrufen kann. Die Forscherin erinnert sich dabei an einen auf sie verübten Überfall, auf den sie mit Verdrängung reagierte. Ihrer Erfahrung nach sei dies auch notwendig, da man im Feld nicht für alles offen sein, und jegliche Wahrnehmung bearbeiten kann. Als persönliche Angst nennt die Befragte die Angst vor Krankheiten, die sie mit Hilfe einer großen Reiseapotheke bewältigte. In dieser Angst erkannte die Forscherin Berührungängste, die sich auf die Nähe der untersuchten Menschen oder auf das fremde Essen bezogen. Die Interviewpartnerin erzählt von ihrem Kollegen, der erkrankte und deshalb abreisen musste. Krankheiten und der Umgang damit würden insofern auch häufig auf Rückzugsbedürfnisse hinweisen, die wiederum durch Krankheit ausgelebt werden können. Der Forscherin fiel auch ihre Angst vor Hautkrankheiten und Läusen ein. Sie bekam auch tatsächlich Läuse, was ihr aber als nicht weiter tragisch in Erinnerung war. Sie fuhr jedoch einmal in die Stadt zu deutschen Entwicklungshelfern und in dieser Umgebung empfand sie ihren "Lausbesitz" als unangenehm.

Weitere Ängste, die die Forscherin erwähnt, sind die Angst, zu versagen und keine brauchbaren Daten liefern zu können, sowie die Angst vor dem Unbekannten und die Angst, von den dort lebenden Menschen nicht akzeptiert zu werden. Da Ängste schon vor Reiseantritt vorhanden seien, sollte ihrer Meinung nach ab dem Zeitpunkt der Feldforschungsentscheidung mit den Tagebuchaufzeichnungen begonnen werden. So ließen sich die unbewussten Projektionen und Ängste bewusst machen, damit diese nicht verzerrend auf die Wahrnehmung der zu untersuchenden Kultur wirken.

Die Fremde und der Popstar - zwischen Allmacht und Ohnmacht

Die Interviewpartnerin weist darauf hin, dass in verschiedenen Situationen Allmacht und Ohnmacht eng nebeneinander liegen. Einerseits erlebte die Forscherin eine gewisse Ohnmacht als Fremde, die sich allein in einer ungewohnten Umgebung mit einer ihr nicht vertrauten Kultur zurechtfinden musste, andererseits werden gerade Fremde oft wie Stars behandelt, was wissenschaftlich wenig thematisiert werde. Diese bevorzugte Behandlung löste in der Forscherin verschiedene Gefühle aus, die ihrer Meinung nach ebenfalls erörtert werden müssten. „Also man geht wohin und wird wie ein Popstar behandelt. Und das löst natürlich etwas in einem aus. Zum Teil genießt man es, zum Teil findet man es total unangenehm und es geht einem auf die Nerven. Aber ich finde auch diesen Teil, dass man auch einmal ein Star sein darf, (...) ein spannendes Thema, was ein bisschen ein Tabuthema ist.“ (Anhang Interview 4, Z 146- 148)

Die Interviewpartnerin erwähnt die Anforderung an Ethnologen immer bescheiden und zurückhaltend zu sein und nicht aufzufallen. Ihrer Ansicht nach steht diese Anforderung aber im krassen Gegensatz zur Realität, die einem oft erst auf Fotos bewusst wird, wenn man sich selbst zwischen den anderen Menschen heraus stechen sieht.

Uhrzeit – Ereigniszeit, Klima

Eine weitere Schwierigkeit stellte für die Interviewpartnerin der andere Umgang mit der Zeit dar. Sie berichtet von einer Situation, in der ihr gesagt wurde, eine bestimmte Veranstaltung beginnt um neun Uhr. Die Forscherin erschien pünktlich vor Ort und wartete Stunden bis alle Menschen nach der Reihe eintrafen und die Veranstaltung schließlich begann. Diesen Umgang mit der Zeit empfand die Befragte als sehr zehrend, da es schwierig war, ihre Arbeitspläne so durchzuführen, wie sie es sich vorgenommen hatte. Diese Umstände machten die Interviewpartnerin nervös. Ihre Ungeduld und Nervosität belustigten einige Einheimische, weshalb sie einen speziellen Namen erhielt, der sie als jemanden bezeichnete, der auf etwas wartet, was nicht kommt. Diesen ungewohnten Umständen versuchte die Forscherin in ihrer Arbeit mit halbstandardisierten Interviews zu begegnen.

Auch klimatische Unterschiede stellen nach Meinung der Befragten eine Herausforderung an die untersuchende Person dar, weshalb sie es als wichtig erachtet, sich selbst nicht zu sehr unter Druck zu setzen und sich Pausen zu gönnen. Die Interviewpartnerin sieht in dem selbst auferlegten Druck eine Form von Abwehr. Sie bezieht sich hierbei auf George Devereux, der postulierte, dass auch Methode an sich eine mögliche Abwehr darstellen kann.

“Das Gefühl, aufgegessen zu werden” - Die Thematik des Gebens und Nehmens

Während ihrer Feldforschungen fielen der Interviewpartnerin immer wieder bestimmte Erwartungen und Forderungen der untersuchten Gesellschaften auf, die an sie herangetragen wurden. Diese Erwartungen hingen meistens stark mit der Kolonialgeschichte und dem Verhältnis zwischen Europäern und Einheimischen zusammen. Die Forscherin beschreibt die wahrgenommene Emotion in manchen Situationen als „Gefühl, aufgegessen zu werden“, da man oft mit der Erwartung konfrontiert wird, alles zu teilen. Diese Anforderungen empfand die Befragte oft als schwierig, fand aber mit der Zeit ihren Weg, um damit umzugehen. Sie achtete darauf, ob gewisse Forderungen ihrer Ansicht nach gerechtfertigt waren. Während ihrer Feldforschung wurde der Interviewpartnerin die Wichtigkeit des Gebens und Nehmens immer mehr bewusst, wobei sie eine ausgeglichene Situation anstrebte: “Ich habe dann auch geschaut bei diesem Geben und Nehmen, dass das nicht so einseitig ist. Also wenn mir jemand was bringt,

dann hab ich auch geschaut, dass ich etwas habe” (Anhang Interview 4, Z 222-224). Die Forscherin betont, dass Personen, die nur Forderungen stellten auch in der untersuchten Kultur nicht anerkannt waren.

Die ethnopschoanalytische Methode der Tagebuchaufzeichnungen half der Befragten, ihre negativen Gefühle bewusst wahrzunehmen, zu reflektieren und zuzuordnen, um in der weiteren Untersuchung adäquat mit ihnen umzugehen. Viele Entwicklungsprojekte fördern ihrer Ansicht nach eine einseitige Struktur der Geber- und Nehmerhaltung, insofern als die Helfer nur Geben und die Hilfsbedürftigen dadurch immer in die Rolle der Nehmenden gedrängt werden, ohne sich auf ihre Eigenständigkeit beziehen zu können. Auf diese Weise würden Abhängigkeitsverhältnisse aufrechterhalten.

Nähe – Distanz, Abgrenzung

Um sich genügend abzugrenzen, weist die Befragte auf die Möglichkeit hin, kulturelle Unterschiede zu thematisieren. „Also manchmal ist es ganz gut sich selbst und den Leuten bewusst zu machen, dass man anders ist. Also zu sagen, tut mir leid, aber das ist mir jetzt zu eng, oder wenn man da zu zwanzigst zusammen sitzt und du tätest gern spazieren gehen“ (Anhang Interview 4, Z 325-3127). Die Forscherin sieht in dem von Erdheim und Nadig vorgeschlagenen „Pendeln zwischen den Kulturen“ eine geeignete Strategie, um ein Gleichgewicht von Nähe und Distanz zu erhalten. Demnach ist es wichtig, zwischen Nähe und Distanz zu wechseln, um einerseits am Leben der untersuchten Kultur teilzunehmen, und andererseits sich einen Rückzug zu erlauben. Die Forscherin erzählt von einer Situation, in der sie an einem Tanz teilnahm, bei welchem sie durch das Tragen eines Kostüms nicht mehr von den anderen Beteiligten unterscheidbar war. Dieses „mitten drinnen sein“ empfand die Befragte als eine spannende Erfahrung. Möglichkeiten, um wieder ausreichende Distanz zu erhalten seien etwa ein Ausflug in eine Stadt, ein Restaurantbesuch, ein Treffen mit Kollegen, ein Einkauf oder einfach eine heiße Dusche. Eine weiter entscheidende Strategie der Abgrenzung sei gewesen, Orte aufzusuchen, an denen man zur Ruhe kommt und Zeit zum Nachdenken und zum Aufzeichnen des Erlebten findet. Im Zuge ihrer Feldforschung entdeckte die Interviewpartnerin auch bestimmte Symbole, welche eine Regelung von Nähe und Distanz ermöglichten. Beispielsweise fördere das Kauen von Betelnüssen Verbundenheit zu den Mitmenschen und schaffe Nähe, während das Ablehnen des Konsums der Nüsse Rückzug und Distanz signalisiert.

Strategien für Studenten

Studenten empfiehlt die Interviewpartnerin, sich schon im Vorfeld der angehenden Feldforschung mit den eigenen Vorstellungen und Phantasien über das Land und die zu untersuchenden Bewohner auseinanderzusetzen. Diese Vorstellungen beinhalten schon Störfaktoren, die durch das bewusste Niederschreiben erkannt werden können. Die Befragte erinnert sich an die Worte ihrer früheren Professorin, die die zu untersuchenden Menschen als “so lieb, wie die Kinder” bezeichnete, was in ihr bestimmte Bilder hervorrief. Auch der Austausch innerhalb einer Gruppe und die gemeinsame Auseinandersetzung mit Literatur wäre nach Meinung der Forscherin eine gute Strategie für Studenten, sich auf einen Feldforschungsaufenthalt vorzubereiten.

Südseeklischees und Steinzeitmenschen - Rollenbilder und Projektionen

Auf ihrer Feldforschung in Papua Neuguinea kamen der Interviewpartnerin typische Südseeklischees von Paul Gauguin in den Sinn. Das freizügige, bunte Leben mit freier Liebe auf der einen Seite und die Bilder von Wilden aus der Steinzeit, mit denen meist Populärwissenschaftler und Reisebüros arbeiten, auf der anderen Seite. Auch die Wahrnehmung der untersuchten Bevölkerung als Opfer und Ausgebeutete des Kolonialismus führt die Befragte als typische Projektionen an. Je nachdem, welche Erfahrungen die Menschen mit Europäern hatten, fielen die Rollenzuschreibungen der untersuchten Menschen unterschiedlich aus. Die durch die Kolonialisierung geprägte Anrede als Master oder Missis und die bevorzugte Behandlung, sowie das Bild der Lehrerin, das durch die Missionsschwestern institutionalisiert wurde, führt die Befragte als Beispiele für Rollenbilder an. Die Forscherin erinnert sich auch an eine spezielle Projektion, welche im Zusammenhang mit den Kavakulten, die im gesamten pazifischen Raum vertreten sind, verständlich wurde. Bei diesen Kulturen steht die Verarbeitung der Kolonialisierung und Missionierung im Mittelpunkt. Die Menschen haben gewisse Heilserwartungen, die sich in bestimmten Assoziationen ausdrücken. Es werden Schiffe erwartet, die, voll beladen mit Gütern aus Amerika, von Verwandten aus dem Jenseits gebracht werden. Diese Erwartungen stellen der Forscherin zufolge eine Mischung aus der Sehnsucht nach dem Paradies, dem Einfluss der Missionierung sowie der amerikanischen Befreiung dar. Als die Forscherin eines der für ihre Forschung relevanten Dörfer besuchte, Geschenke mitbrachte und freundlich in der dort gesprochenen Sprache auf die Dorfbewohner zuzuging, wurde sie von einigen älteren Menschen als eine Verwandte aus dem Jenseits betrachtet. Diese Wahrnehmung der älteren Bewohner lösten in der Interviewpartnerin Ängste aus. Sie wusste nicht, wie sie auf die ihr entgegengebrachten Erwartungen reagieren sollte und ob sie das Missverständnis klären sollte.

Sie erkannte jedoch schnell, dass diese Projektion im Denken der untersuchten Gesellschaft mehr Sinn machte und im alltäglichen Umgang mit den Menschen nicht weiter relevant war.

Stärken der Ethnopschoanalyse

Für die Interviewpartnerin liegen die Stärken der Ethnopschoanalyse in der Berücksichtigung des Sozialen wie Individuellen bei der Erforschung einer Kultur sowie in der Verbindung von Ethnologie und Psychologie. Ihrer Meinung nach fokussiert die Ethnologie zu sehr auf die Gruppe und blendet das Individuum aus. Diese einseitige Sichtweise wird aus der Perspektive der Befragten durch den ethnopschoanalytischen Ansatz erweitert, der neben der Auseinandersetzung mit dem Individuellen auch das Bewusste und Unbewusste einer Kultur thematisiert.

Grenzen der Ethnopschoanalyse

Aus Sicht der Befragten müsse der hohe Ausbildungsanspruch der Ethnopschoanalyse „heruntergeschraubt werden“, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Dies sei bei dem derzeitigen finanziellen Aufwand jedoch schwer umsetzbar. Auch die fehlenden Angebote an den Universitäten verhindern ihrer Meinung nach das Fortbestehen der Ethnopschoanalyse. Die Interviewpartnerin erachtet eine Grundausbildung als wichtig, um das Potential der Ethnopschoanalyse weiterzugeben.

III.V. Interview 5

Persönlicher Zugang

Die Interviewpartnerin studierte Soziologie, Pädagogik und Psychologie und absolvierte eine gruppenanalytische Ausbildung. Während ihrer Arbeit mit cerebral beeinträchtigten Kindern und Jugendlichen stieß sie auf das Buch „Gespräche am sterbenden Fluß“ von Morgenthaler und Weiß, das sie begeisterte: „Ich war fasziniert, dass es möglich war, mit Menschen aus außereuropäischen, fremden Kulturen intensiv zu kommunizieren und sich in einen nahen Kontakt, in eine sich vertiefende Beziehung einzulassen“ (Anhang, Interview 5, Z 3-5). Daraufhin realisierte die Befragte im Rahmen ihrer Doktorarbeit eine eigene Feldforschung, im Rahmen derer sie ethnopschoanalytische Gespräche mit Adoleszenten und Erwachsenen führte.

Feldforschung – Abgrenzung, Nähe und Distanz

Die Befragte skizziert die Durchführung einer Feldforschung als markanten Einschnitt im Leben, der das Verlassen des gewohnten Umfeldes sowie das Hinter-sich-lassen der eigenen sozialen Rolle beinhaltet. Diese Umstände lösten bei der Forscherin Gefühle des Fremdseins, der Einsamkeit und der Unsicherheit aus. Gleichzeitig war ihr bewusst, dass eine gewisse Abgrenzung wichtig ist. Daher grenzte sie sich räumlich ab, indem sie sich ein kleines Haus mietete. Durch diese Situation war sie keinem Gastgeber verpflichtet und konnte selbst das für sie angemessene Gleichgewicht von Nähe und Distanz bestimmen.

Das konsequente Führen eines Forschungstagebuches und der briefliche Austausch mit Analytikern und Professoren ermöglichten der Interviewpartnerin die erlebten Ängste und Irritationen zu verarbeiten und ansatzweise zu verstehen. Eine Supervision wäre für sie sehr hilfreich gewesen, was jedoch in ihrer Situation leider nicht realisierbar war, da keine entsprechenden Möglichkeiten vor Ort vorhanden waren.

Aggressionen und Ängsten

Eine weitere Herausforderung stellte für die Forscherin ihr Umgang mit der eigenen Aggression dar. Sie wurde öfter mit ihr nicht vertrauten Verhaltensweisen oder Provokationen konfrontiert, die ihr nicht nur fremd, sondern auch übergriffig erschienen. Sie führt folgendes Beispiel an: „So war es üblich, dass Frauen sich manchmal gegenseitig an die Brust fassten, und nachdem ich nicht mehr ganz als Fremde erlebt wurde, machte man das auch mit mir. Ich habe mich jedesmal geärgert und hatte große Mühe, meinen Zorn zurückzuhalten.(...) Es war wichtig, diese widerstrebenden Gefühle konsequent festzuhalten.“ (Anhang Interview 5, Z 37-42) Nach Ansicht der Interviewpartnerin löst eine Feldforschung immer regressive Prozesse aus, die auch Ängste mobilisieren. Angst verspürte die Interviewpartnerin häufig dann, wenn sie mit Verhaltensweisen konfrontiert wurde, die sie nicht verstand, wie beispielsweise groben Umgang miteinander oder die Konfrontation mit kranken Menschen und großem Elend. Zu Beginn der Feldforschung löste der Umgang der Eltern mit ihren kranken Kindern in der Forscherin Gefühle des Ärgers aus und sie nahm die Behandlung der Kinder als grob und befremdend wahr. Gedanken wie „Wie kann man mit Kindern so umgehen?“ gingen ihr durch den Kopf.

Die Gefahr, die Realität im Sinne einer Angstabwehr zu verzerren, das heißt, Rituale als grausam wahrzunehmen oder andere Umgangsweisen als nachlässig zu interpretieren, ist in solchen Situationen besonders hoch. So fiel es ihr schwer zu akzeptieren, dass in der untersuchten Gesellschaft Kindern mit einer niedrigen Lebenserwartung bereits ein Grab vorbereitet wurde.

Aus der Sicht der befragten Kulturträger stellt diese Vorgehensweise eine wichtige und wertschätzende Maßnahme dar und hilft mit einem bevorstehenden Tod fertig zu werden. Erst mit der Zeit konnte die Forscherin ihre wertende Sichtweise modifizieren, indem sie die eigenen Ängste vor Krankheiten, die durch diese Situationen mobilisiert wurden, erkannte und die Interaktion der Eltern mit ihren Kindern aus einer anderen Perspektive betrachtete.

“Das Fremde auf sich wirken lassen”- Umgangsstrategien

Das Einüben in die Fähigkeit, das Fremde auf sich wirken zu lassen ohne es zu bewerten, war für die Forscherin eine wichtige Strategie, um mit den unvertrauten Verhaltensweisen besser umzugehen. Wenn die Angst akzeptiert werden kann und nicht als unangenehmer Affekt verdrängt werden muss, könne diese als Quelle der Erkenntnis genutzt werden.

Durch das konsequente Führen des Forschungstagebuches erhielt die Befragte die notwendige innere Distanz und Abgrenzung. Ihrer Ansicht nach ist es aber wichtig, „sich nicht in ein Glashaus zu verschanzen, sondern einen intensiven aber geregelten Kontakt zu den Menschen zu haben, besonders, wenn man eine lange Forschung macht.“ (Anhang Interview 5, Z 76-78). Der Kontakt zu einer deutsch-tonganischen Familie zu Beginn der Feldforschung stellte für die Interviewpartnerin eine große Hilfe dar, um einen ersten Zugang zur fremden Kultur zu erhalten. Neben den Aufzeichnungen der Irritationen sei das genaue Beobachten und Festhalten der Gegenübertragungen sehr wichtig gewesen, um die eigenen wertenden Sichtweisen zu erkennen, die das Wahrgenommene verzerren. Dazu zählte es auch, festzuhalten, wie man eine Situation oder eine Person erlebt und welche Ängste, Aggressionen oder Abwehrformationen dabei ausgelöst werden. Im Laufe der Feldforschung lernte die Interviewte Wissenschaftler vor Ort kennen, mit denen sie immer wieder darüber diskutierte.

Der wachsende zeitliche Abstand zur durchgeführten Feldforschung eröffnete der Befragten auch eine neue Sichtweise auf die Mechanismen in der eigenen Kultur, sowie einen anderen Zugang zum Fremden.

Strategien für Studenten

Zentrale Strategien für Studenten in Feldforschungsprozessen bestünden darin, ein Forschungstagebuch zu führen und die Fähigkeit zu trainieren Ängste auszuhalten sowie der Austausch in einer Gruppe mit Supervision.

Stärken der Ethnopschoanalyse

Das Besondere der Ethnopschoanalyse liegt nach Sicht der Befragten im intensiven Zugang zum Fremden und zur Subjektivität der Individuen in der fremden Kultur. Ihrer Meinung nach gibt es keine vergleichbare Methode, um das subjektive Erleben vor dem Hintergrund kultureller Muster zu erforschen: „Wie wichtig die kulturelle Prägung für die Entwicklung einer „ethnischen Identität“ ist, wurde mir immer wieder transparent.“ (Anhang Interview 5, Z94-95)

Grenzen der Ethnopschoanalyse

Die Grenzen dieser Forschungsmethode verortet die Interviewpartnerin in der aufwändigen Aneignung der notwendigen Kompetenzen. Ihres Erachtens benötigt man die Erfahrung einer langen Feldforschung, ein intensives Einarbeiten in die fremde Sprache, in Ethnologie, Soziologie und Entwicklungspsychologie, was mehrere Jahre in Anspruch nehmen kann. Auch eine Auswertung der gesammelten Daten kann nicht in kurzer Zeit stattfinden. Die Fehlerquellen lägen in der Kompliziertheit des Unterfangens: „wie schwer ist es schon, das Unbewusste der Menschen in der eigenen Kultur zu verstehen – und wie viel komplexer ist dies auf dem Hintergrund einer fremden kulturellen Umgangsweise“ (Anhang Interview 5, Z 102-104).

Für die Interviewpartnerin stellt die immense Bereicherung, die mit der Anwendung dieser Methode einhergeht, eine Entschädigung für den hohen Arbeitsaufwand dar. Diese könne aber nur erfahren werden, wenn eine Faszination für das Fremde vorhanden ist.

IV. Der thematische Vergleich der Interviews

Im nächsten Schritt der Auswertung wurden die zusammengefassten Textpassagen der verschiedenen Interviews acht Kategorien zugeordnet und miteinander verglichen, um Erfahrungen, Beobachtungen und Interpretationen der Interviewten in Feldforschungsprozessen und das ihnen „Überindividuell-Gemeinsame“ herauszuarbeiten. Die gebildeten Kategorien decken sich zum großen Teil mit den im Interviewleitfaden behandelten Themengebieten. Da im Prozess des thematischen Vergleichs eine große Menge an Textmaterial verdichtet wird, wurden die Resultate kontinuierlich an den Passagen der Interviews auf Vollständigkeit und Triftigkeit überprüft (vgl. Meuser/Nagel 1991, S. 461).

IV.I. Kategorie 1 – Persönlicher Zugang

Die erste Kategorie umfasst den persönlichen Zugang der Interviewpartnerinnen zur Ethnopschoanalyse. Sie wurde in den Interviews im Rahmen der Einstiegsfrage thematisiert. Hier wird auf die verschiedenen Gründe, die für die Beschäftigung mit der Ethnopschoanalyse ausschlaggebend waren, eingegangen.

Alle Interviewpartnerinnen fanden den Zugang zur Ethnopschoanalyse über ethnopschoanalytische Literatur, wobei Autoren wie Devereux, Parin, Morgenthaler, Weiss, Erdheim und Nadig genannt wurden. Diese Auseinandersetzung mit ethnopschoanalytischer Literatur sowie der direkte Kontakt mit Vertretern der Ethnopschoanalyse, regte alle interviewten Frauen an, sich eingehender mit dieser Forschungsmethode zu befassen. Die weiteren Folgen dieser Auseinandersetzung fanden sich unter anderem in der Verwirklichung eigener Feldforschungen sowie dem Entschluss eine eigene Psychoanalyse zu absolvieren wider.

Die Forscherinnen verband des weiteren ein gemeinsames Interesse an sozialen Themenbereichen, was sich in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Studien und Arbeitsfeldern der Befragten widerspiegelt (Psychologie, Ethnologie, Soziologie, Pädagogik). Der ethnopschoanalytische Zugang ermöglichte allen Interviewpartnerinnen ein tieferes Einlassen und Verständnis sozialer Phänomene, indem sie die eigene Wahrnehmung reflektierten und als Werkzeug einsetzten. Mehrere Interviewpartnerinnen teilten die Sichtweise, dass die Ethnopschoanalyse ihrer Auffassung von Psychologie viel näher kam, als das Angebot des absolvierten Psychologiestudiums. Diese Auffassung kann als Hinweis gedeutet werden, dass der Rolle der Subjektivität im etablierten Psychologiestudium wenig Beachtung zukommt.

Bei dem Vergleich der positiv genannten Aspekte der Ethnopschoanalyse kann insgesamt eine erlebte Bereicherung durch die genannte Forschungsmethode konstatiert werden, da sich durch diese Forschungsmethode neue psychische Perspektiven auf untersuchte soziale Erscheinungen eröffneten.

IV.II. Kategorie 2 – Die Feldforschung, eine Herausforderung

Die zweite Kategorie “Die Feldforschung, eine Herausforderung” subsumiert mehrere Leitfragen, die Themenbereiche wie Probleme und Ängste in der Feldforschung ansprechen (vgl. Anhang, Interviewleitfaden).

Alle Interviewpartnerinnen thematisieren verschiedene Herausforderungen, die in psychische und umweltbedingte Gegebenheiten eingeteilt werden können.

Auf der psychischen Ebene wird das Erleben der Fremdheit und der Umgang damit während einer Feldforschung von den Interviewpartnerinnen als große Herausforderung angeführt.

Die fremde Kultur und das eigene Fremdsein kann, den Forscherinnen folgend, Gefühle von Unsicherheit und Angst auslösen und allgemein als Kulturschock zusammengefasst werden. Diese Verunsicherungen und Ängste schwingen in der eigenen Wahrnehmung mit und lassen, wenn sie unreflektiert bleiben, fremde Verhaltensweisen als „grob“ oder „fahrlässig“ erscheinen: „Ängste entstanden bei mir häufig dann, wenn ich mit Verhaltensweisen konfrontiert war, die ich nicht verstehen konnte, z.B. wenn grob miteinander umgegangen wurde (...). Sehr schnell neigt man dann dazu (...) andere Umgangsweisen als nachlässig zu interpretieren und Rituale als grausam zu erachten.“ (Anhang Interview 5, Z 48-54) Die ungewohnten Verhaltensweisen und die fremde Umgebung werden so zu Projektionsflächen für eigene Ängste und Verunsicherungen: „Aber diese Angst, wenn man niemanden kennt und alles irgendwie Neuland ist, eine schöne weiße Leinwand, wo man dann die ganzen eigenen Ängste draufprojiziert, das kann ganz schön arg sein.“(Anhang Interview 1, Z 98-100)

Neben dem Erleben des Fremden und Ungewohnten wird der Verlust bzw. das Zurücklassen der eigenen sozialen Rolle als weiterer Grund für die eigene Verunsicherung thematisiert. Dieser Verlust kann in Zusammenhang mit einem Fremdheitsgefühl regressive Prozesse in Gang setzen, indem auf vereinfachende Erklärungsmuster zurückgegriffen wird, oder verschiedene Abwehrmechanismen zum Einsatz kommen.

Die von den Gesprächspartnerinnen berichteten Ängste geben einen Einblick in die facettenreichen Möglichkeiten, welche unterschiedlichen Ängste während einer Feldforschung auftreten können. Die erfahrenen Ängste reichten von paranoider Angst fremden Männern gegenüber, über die Angst, keine brauchbaren Daten liefern zu können, über die Angst vor Krankheiten sowie vor anderen Verhaltensweisen bis zur Angst, als Ausbeuterin wahrgenommen zu werden. Alle Interviewpartnerinnen sahen sich zu Beginn der Feldforschung mit Verhaltensweisen konfrontiert, die sie nicht verstehen konnten. Dieses „nicht-verstehen-können“ von fremden Verhaltensweisen, Werten und Normen führte bei allen Frauen zu Verunsicherungen und Ängsten, worauf sie mit verschiedenen Abwehrmechanismen reagierten, die verschiedene Ausdrucksformen aufwiesen. Eine Ausdrucksform findet sich in einer entwertenden Haltung den untersuchten Kulturträgern gegenüber wider, indem andere Verhaltensweisen oder fremde Normen negativ bewertet werden. Diese entwertende Perspektive schafft eine gewisse Distanz und verhindert ein zu starkes Einlassen auf die Forschungsobjekte. Die Abwertung des Gegenübers dient in diesem Zusammenhang der Reduktion der eigenen Verunsicherung und begrenzt den verstehenden Zugang zum Forschungsgegenstand. Eine weitere mögliche Abwehrreaktion auf die erlebte Verunsicherung und Angst stellt die Idealisierung der untersuchten Menschen dar.

In diesem Sinne werden der fremden Kultur vorrangig positive Aspekte zugeschrieben, wodurch der Blick für die der Kultur innewohnenden Konflikte und Widersprüche getrübt wird. Weitere Formen der Abwehr von Verunsicherung und Angst können in einer paternalistischen Haltung zum Ausdruck gelangen, als Phantasie, den untersuchten Menschen helfen zu können. Auch psychosomatische Reaktionen können als Antwort auf die erlebte Verunsicherung gedeutet werden und auf die Abwehr der fremden Realität hinweisen. Werden diese Abwehrmechanismen nicht reflektiert, verhindern sie einen offenen und sensiblen Zugang zum Forschungsfeld, indem sie dazu benutzt werden, die im Rahmen der Feldforschung erlebten Erfahrungen unbewusst zu machen (vgl. Erdheim/Nadig 1991). Allen Forscherinnen half das regelmäßige Führen eines Forschungstagebuches, um sich diese unbewussten Abwehrmechanismen bewusst zu machen. Auch das Allein-Sein im Feld und der Mangel an regelmäßigem Austausch mit Kollegen verstärken die eigene Verunsicherung und werden als weitere, beanspruchende Herausforderungen genannt. Darüber hinaus stellen auch umweltbedingte Erfahrungen, wie das ungewohnte Klima, das andere Essen oder ein anderer Tagesrhythmus nicht zu unterschätzende Anforderungen dar.

IV.III. Kategorie 3 – Bewältigungsstrategien

Diese Kategorie bezieht sich auf den konstruktiven Umgang mit den verschiedenen, von den Forscherinnen thematisierten Herausforderungen und auf die Rolle, die die Ethnopschoanalyse in diesem Zusammenhang einnimmt.

Die Interviewpartnerinnen besaßen mehrheitlich bereits vor ihrer ersten Feldforschung psychoanalytisches Wissen oder waren als Analytikerinnen tätig und konnten diese Erfahrungen in den Feldforschungsprozess einfließen lassen. Das Führen eines Forschungstagebuches wurde als eine der wichtigsten Strategien hervorgehoben, um sich der eigenen unterschiedlichen Gefühlen und Ambivalenzen bewusst zu werden. Die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Wahrnehmung in Form einer detaillierten und konsequenten Niederschrift der eigenen Eindrücke, Irritationen und Gefühle stelle eine wichtige Maßnahme dar, um die eigene Subjektivität und kulturelle Prägung im Forschungsprozess erfassen zu können. Fragen wie: „was ist da gelaufen, was hat das in mir ausgelöst“ helfen, den wahrgenommenen Irritationen auf den Grund zu gehen und ansatzweise zu verstehen. Die ethnopschoanalytische Methode der selbstbeobachtenden Begleitung im Forschungsprozess dient, neben der inneren Abgrenzung und der Verarbeitung des Wahrgenommenen, auch dem bewussten Erkennen der eigenen Abwehrmechanismen und verschiedenen gegenseitigen Rollenzuschreibungen.

Das Bewusstmachen dieser Phänomene anhand der Tagebuchtexte kann bei einer psychoanalytischen Ausbildung ansatzweise selbst erfolgen, wobei ein gewisser Abstand zum Text notwendig ist. Darüber hinaus kann die Zusammenarbeit mit Kollegen oder die Supervision bei erfahrenen Psychoanalytikern Aufschluss über unbewusste Reaktionen geben. Dieser Austausch mit Forscherkollegen wird von den Interviewpartnerinnen als hilfreich und unterstützend angeführt, um die erlebten Irritationen, unangenehmen Gefühle und Abwehrmechanismen erkennen zu können, sowie unverstandene Situationen oder Verhaltensweisen einem Verstehen zugänglich zu machen. Neben dem Verarbeiten der Gefühle und Ambivalenzen, diene das regelmäßige Führen des Forschungstagebuchs, auch dazu, einen Überblick über die der fremden Kultur innewohnende Dynamik zu erhalten.

Die Tagebücher wurden teilweise an Psychoanalytiker daheim geschickt, die Rückmeldungen gaben. Dieser Austausch wurde von den Forscherinnen als unterstützende Maßnahme erlebt. Auch der Hinweis, bereits vor Reiseantritt mit Tagebuchaufzeichnungen zu beginnen, streicht die Bedeutung des Forschungstagebuches heraus, um unbewusste Projektionen bereits im Vorfeld erfassen zu können. Beispielsweise erinnert sich eine Interviewpartnerin an eine Aussage ihrer damaligen Betreuerin, die die untersuchten Menschen als „so lieb, wie die Kinder“ bezeichnete (vgl. Anhang, Interview 4). Diese Behauptung rief bestimmte Erwartungen in der Forscherin hervor.

Das Forschungstagebuch

Neben den bereits erwähnten Strategien wird die Wichtigkeit betont, darauf zu achten, dass es einem selbst gut geht und man sich nicht zu sehr unter Druck setzt. Um solche Voraussetzungen zu schaffen wird unter anderem auf das Auffinden des „richtigen Ortes“ verwiesen, sowie die Berücksichtigung der eigenen Bedürfnisse hervorgehoben. Eine strenge, asketische Lebensweise kann in diesem Zusammenhang einen Lösungsversuch darstellen, mit dem schlechten Gewissen fertig zu werden, wohlhabender als die untersuchten Menschen zu sein. Auch der Einsatz von halbstandardisierten Forschungsmethoden war eine Strategie, um mit den relativ unstrukturierten Tagesabläufen und dem anderen Zeitverständnis der untersuchten Menschen zurecht zu kommen. Das Einüben in die Fähigkeit, das Fremde auf sich wirken zu lassen und die Angst aushalten zu können, ohne den Affekt verdrängen zu müssen stellt eine weitere wichtige Bewältigungsstrategie dar, um diese Gefühle als Quelle der Erkenntnis nutzen zu können.

IV.IV. Kategorie 4 – Nähe, Distanz, Abgrenzung

Die folgende Kategorie bezieht sich auf eine Interviewleitfrage, die der Thematik von Nähe und Distanz im Feldforschungsprozess nachging und auf die Art und Weise der Abgrenzung der Forscherinnen fokussierte.

Die äußere und innere Abgrenzung zu den Forschungsobjekten und eine ausgewogene Regelung von Nähe und Distanz wird von den Interviewpartnerinnen als ein weiteres wichtiges Element im Feldforschungsprozess angesehen, um das eigene Wohlergehen sicherzustellen. Wird diesem Bedürfnis nicht nachgegangen, kann dies zu psychosomatischen Reaktionen führen. Während einer Feldforschung auftretende Krankheiten geben oft Hinweise auf nicht befriedigte Rückzugsbedürfnisse und können Abgrenzungsversuche darstellen, die nicht verbal geäußert werden konnten bzw. dem Bewusstsein nicht zugänglich waren.

Um sich die nötige Distanz zu den Forschungsobjekten zu verschaffen wird auf die Option hingewiesen, eine örtliche Entfernung im Sinne eines Ausflugs vorzunehmen. Der Besuch eines Restaurants, eine kurze Reise in eine nahe gelegene Stadt, die Übernachtung in einem Hotel, oder das Aufsuchen einsamer Plätze können die erforderliche Distanz schaffen. Auch die Wahl einer eigenen Unterkunft zu Beginn der Feldforschung kann eine hilfreiche Strategie darstellen, um die notwendige Distanz festzulegen. Dem Bedürfnis nach Distanz wird in allen skizzierten Möglichkeiten durch räumliche Abgrenzung entgegengekommen.

Die Schaffung von Distanz und Abgrenzung kann auch auf einer Verhaltensebene zum Ausdruck gebracht werden, indem beispielsweise gewisse Verhaltensaufforderungen verneint werden. So kann das Ablehnen von Tanzaufforderungen, die Verweigerung ein Kopftuch zu tragen, oder das Zurückweisen von Essensangeboten als Abgrenzungsstrategie verstanden werden.

Weitere Möglichkeiten, sich auch einen inneren Abstand zu verschaffen werden im Austausch mit Kollegen oder im regelmäßigen Führen des Forschungstagebuches gesehen. Darüber hinaus wird auch auf den Kontakt mit Bezugspersonen in der Heimat Bezug genommen, um Abgrenzung zu den Forschungsobjekten zu gewinnen.

Die Neugier am Gegenüber und die Intention, so viel wie möglich herauszufinden, erzeugt wiederum Nähe, die immer wieder neu verhandelt werden muss. Nähe wird auch durch das Teilnehmen am Leben der der erforschten Kulturträger hergestellt. Das empathische Einlassen auf das fremde Gegenüber stellt dabei eine wichtige Voraussetzung dar.

Um ein angemessenes Gleichgewicht von Nähe und Distanz zu erhalten wird unter anderem auf das von Erdheim und Nadig vorgeschlagene „Pendeln zwischen den Kulturen“ zurückgegriffen.

Dabei wird auf eine ausgeglichene Balance abgezielt, indem am Leben der untersuchten Gesellschaft teilgenommen und gleichzeitig darauf geachtet wird, sich immer wieder einen Rückzug daraus zu erlauben. In der ethnopsychoanalytischen Literatur wird dieser Prozess der „empathisch-identifikatorischen Annäherung“ und des „reflexiv-abgrenzenden Rückzugs“ als Voraussetzung thematisiert, um die kulturspezifischen Umgangsweise des Gegenübers wahrnehmen zu können (vgl. Erdheim/Nadig 1991, S.192).

IV.V. Kategorie 5 – Rollenprojektionen und Übertragungen

Da in allen Interviews Bezug auf die Dynamik von Rollenprojektionen und Übertragungen genommen wurde und diese Thematik eine große Rolle in der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode spielt, wird in einer eigenen Kategorie näher darauf eingegangen.

Der thematische Vergleich der Interviewtexte verdeutlichte, dass es während einer Feldforschung unweigerlich zu gegenseitigen Zuschreibungen und Projektionen kommt, die in der Psychoanalyse auch als Übertragungen bezeichnet werden (vgl. Laplanche/Pontalis 1991). Die Interviewpartnerinnen thematisierten verschiedene Zuschreibungen, die an sie im Laufe der Feldforschungen herangetragen wurden. Beispielsweise tauchte die Vorstellung auf, alle Menschen aus Europa seien reich und könnten auf einen großen Wohlstand zurückgreifen, wodurch sie viel zu geben hätten. Auch die Phantasie einer übertriebenen Auffassung von freier Sexualität in den westlichen Kulturen wurde an eine Forscherin herangetragen. Andere Übertragungen beinhalteten die zugeschriebene Rolle der Kommunistin, die gekommen war, um den Menschen alles wegzunehmen, oder der Evangelistin, die da war, um zu missionieren. Eine weitere Interviewpartnerin wurde als Verwandte aus dem Jenseits betrachtet. In allen geschilderten Übertragungen spiegeln sich von den untersuchten Menschen gemachte konkrete und historische Erfahrungen mit Europäern wider, die mit bestimmten Erwartungshaltungen verbunden sind. Die Übertragungen von kulturellen Rollen und Interaktionsmustern können bei der Forscherin, da sie nicht Teil dieser spezifischen Kultur ist, Irritationen auslösen und sie auf Widersprüche und Konflikte in der erforschten Kultur aufmerksam machen (vgl. Erdheim/Nadig 1991). Beispielsweise spiegelte die bevorzugte Behandlung, die manche Interviewpartnerinnen erfuhren, die Verhaltensweise wider, die die untersuchten Menschen den ehemaligen Kolonialherren zukommen ließen.

Auch die Interviewpartnerinnen brachten ihren eigenen „Rucksack an Zuschreibungen“ mit (vgl. Anhang, Interview 1). So wurden die untersuchten Menschen zum Teil als Opfer des Imperialismus oder des Rassismus wahrgenommen, oder mit Wilden aus der Steinzeit verglichen.

Frauen wurden als geknechtet und unterworfen phantasiert, oder der Ort der Untersuchung wurde als paradiesisch wahrgenommen, und das Leben als freizügig, bunt und mit freier Liebe assoziiert. Diese gegenseitigen Rollenprojektionen und Übertragungen schränken die Wahrnehmung der Realität ein und verhindern „die Begegnung von Subjekten“ (Nadig 1986, S44), da nur bestimmte Bereiche der Realität der untersuchten Gesellschaft sichtbar werden. Der Abbau der eigenen Übertragungen und der gegenseitigen Rollenprojektionen ist notwendig, um eine Annäherung an die untersuchte Kultur zu ermöglichen. Das Führen eines Tagebuchs hilft in diesem Zusammenhang sich der verschiedenen Übertragungen bewusst zu werden, wodurch die eigenen Projektionen erkannt und abgebaut werden können. Indem sie die untersuchten Menschen mit ihren Rollenzuschreibungen konfrontierte, erhielt sie einen tieferen Einblick in die Lebensrealität der Dorfbewohner.

IV.VI. Kategorie 6 – Strategien für Studenten

Diese Kategorie entspricht wieder einer konkreten Frage aus dem Interviewleitfaden, die bei jedem Gespräch thematisiert wurde und auf die Möglichkeiten der Vorbereitung auf eine Feldforschung für Studenten fokussierte.

Das Wissen über den Kulturschock und über den Umgang damit wird als hilfreich angeführt, um sich als Studentin oder Forscher auf die erste Feldforschung schon im Vorfeld vorzubereiten. Darunter wird das Wissen über die psychischen Vorgänge verstanden, die durch die Interaktion mit der fremden Kultur ausgelöst werden können. Die Selbstbeobachtung und die Auseinandersetzung mit der eigenen Verunsicherung und den eigenen Abwehrmechanismen werden dabei als wichtige Strategie für Studenten angesehen, um mit der Feldforschungssituation besser umgehen zu können. In diesem Zusammenhang wäre eine Auseinandersetzung mit Texten in einem Seminar als Vorbereitung für Studenten förderlich, da auch Texte Verunsicherungen und Gegenübertragungen auslösen können, die dann erkannt und analysiert werden können. Darüber hinaus wird die Auseinandersetzung mit den eigenen Vorstellungen und Phantasien, die bereits im Vorfeld der Forschung entstehen, angeraten, um erkennen zu können, mit welchen Projektionen und Erwartungen das Forschungsfeld betreten wird. Auch ist die Bewusstmachung, dass sozialwissenschaftliches Forschen mit sozialen Beziehungen einhergeht, die Ängste auslösen können, ein wichtiger Hinweis der während der Ausbildung gegeben werden kann. Die Wahrnehmung der Studierenden für die eigenen unbewussten Haltungen, die in den sozialen Interaktionen entstehen und eine wichtige Rolle spielen, müsste dabei geschärft werden.

Aus eigener Erfahrung weist eine Interviewpartnerin allerdings darauf hin, dass die Konfrontation mit der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode in einem zweistündigen Seminar oft überfordernd auf Studenten wirkt, wenn davor noch nie eine Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Denkweisen stattgefunden hat.

Auch der Austausch in einer Gruppe und die Beschäftigung mit ethnopsychoanalytischer Literatur, sowie das Führen eines Tagebuchs bereits vor Reiseantritt wird als gute Vorbereitung auf eine Feldforschung thematisiert.

IV.VII Kategorie 7 - Stärken der Ethnopsychoanalyse

Neben den persönlichen Erfahrungen, die die Interviewpartnerinnen während ihrer Feldforschungen sammelten, sowie dem unterschiedlichen Einsatz der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode, interessierte mich die allgemeine Einschätzung der Ethnopsychoanalyse durch die Gesprächspartnerinnen, weshalb eine Kategorie auf die genannten Stärken der Methode eingeht und eine weitere die Grenzen dieser Forschungsrichtung aus Sicht der Befragten thematisiert.

Eine der meistgenannten Stärken der Ethnopsychoanalyse stellt die Berücksichtigung des Subjekts bei der Erforschung einer Kultur dar. Indem die Subjektivität der Individuen in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses gerückt wird, kann der Mensch als Träger einer Gesellschaft wahrgenommen werden, wodurch auch unterdrückte Meinungen und Wahrnehmungen erkannt werden können. Die Berücksichtigung sozialer wie individueller Themengebiete ermöglicht eine konstruktive Verbindung von Psychologie und Ethnologie. Es wird hervorgehoben, dass keine vergleichbare Methode bekannt sei, die das subjektive Erleben auf dem Hintergrund kultureller Muster erforscht und gleichzeitig das Verhältnis zwischen Forscher und Feld reflektiert, wodurch eine Transparenz im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess erzeugt wird.

Auch der Fokus auf unbewusste Prozesse in einer Kultur wird als weitere Stärke der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode angeführt. Indem eine Auseinandersetzung mit unbewussten Vorgängen in der untersuchten Kultur vorgenommen wird, können daraus gesellschaftliche Zwänge und neue Sichtweisen resultieren. Diese Auseinandersetzung findet mit Hilfe der Analyse von Übertragungen und Gegenübertragungen statt, die im Kontakt mit den erforschten Kulturträgern zum Ausdruck kommen. In diesem Zusammenhang stellt die Ethnopsychoanalyse ein wichtiges Instrument dar, um das Eigene vom Fremden trennen zu können und ein tieferes Verständnis von Phänomenen zu erlangen .

IV.VIII. Kategorie 8 - Grenzen der Ethnopschoanalyse

Die letzte Kategorie beinhaltet die von den Interviewpartnerinnen thematisierten Grenzen dieser Forschungsmethode.

Eine Grenze der Ethnopschoanalyse wird in ihrer fachgerechten Aneignung und Anwendung verortet. Der hohen Anspruch an eine qualifizierte Ausbildung erschwert den Zugang zu dieser Forschungsmethode. Die kosten- und zeit intensive Ausbildung, die im Optimalfall eine eigene Psychoanalyse, das Studium der Ethnologie sowie analytische Praxis beinhaltet, stellt für viele Interessierte eine Barriere dar. Diese Bedingungen erschweren eine methodisch breitere Anwendung der Ethnopschoanalyse und schränken ihr Wirkungsfeld ein.

Eine weitere Grenze wird der Ethnopschoanalyse wird in der Tatsache gesehen, dass diese Methode nicht in großen Makrozusammenhängen denkt. Die Makrozusammenhänge stellen immer den Rahmen dar, innerhalb dessen die Ethnopschoanalyse das Zwischenspiel zwischen Subjekt und Gesellschaft untersucht. Die Ethnopschoanalyse übernimmt das Wissen der Soziologie oder Politologie, die die strukturellen Zusammenhänge einer Gesellschaft reflektieren, und situiert darin die menschlichen Aktionen inklusive der Person der Forscherin.

Auch die fehlenden Angebote an den Universitäten sowie die allgemein wenig anerkannte Position der Ethnopschoanalyse werden als Grenzen angesprochen.

V. Schlussfolgerung

Bei der Analyse der Interviews zu beachten war, dass die Interviewpartnerinnen unterschiedlichen Generationen angehören. So war Interviewpartnerin 2 in einer frühen Phase an der Entwicklung der Ethnopschoanalyse beteiligt und schuf mit ihrer Arbeit Grundlagen für die nachfolgenden Gesprächspartnerinnen. Diese griffen auf unterschiedliche Weise auf die bereits entwickelte Methode zurück. Auch der persönliche Kontakt zu Vertretern der Ethnopschoanalyse, speziell an der Universität Zürich, spielte für die Auseinandersetzung mit dieser Forschungsrichtung eine wichtige Rolle.

Alle Interviewpartnerinnen teilen, abgesehen von ihren unterschiedlichen Ausgangspositionen, das gemeinsame Interesse an fremden Kulturen, sowie den Anspruch, durch die Berücksichtigung der eigenen kulturellen Prägung ein tieferes Verständnis der zu erforschenden Kultur zu erreichen.

Warum die Berücksichtigung der eigenen kulturellen Prägung und der eigenen Subjektivität ausschlaggebend im Feldforschungsprozess sind und in welcher Form die Ethnopschoanalyse

dazu beiträgt, die psychischen Phänomene fassbar zu machen und sie als Quelle der Erkenntnis zu nutzen, sollten die verschiedenen Herausforderungen verdeutlichen, mit denen sich die Forscherinnen während ihrer Untersuchungen konfrontiert sahen. Die angesprochenen Schwierigkeiten, denen die Interviewpartnerinnen in ihren Feldforschungen begegneten, spiegeln verschiedene Bereiche wider, die auf einer psychischen und/oder physischen Ebene erlebt werden können, oder durch fremd erscheinendes Verhalten sowie einem fremden Umfeld ausgelöst werden können. Psychische Belastungen, wie das Erleben des Fremden, Ohnmachtsgefühle, Ängste oder das Allein-sein stellen bedeutende Empfindungen dar, die auf die Wahrnehmung der Forscherinnen wirken und diese beeinflussen. Der Schritt, ein Feldforschungsprojekt in einer fremden Umgebung zu realisieren, wird oft als Einschnitt in das bisherige Leben wahrgenommen. Schon das Verlassen des gewohnten Umfeldes und die Veränderung der eigenen sozialen Rolle sind Ausgangspunkte für erste Verunsicherungen, die sich zu Ängsten und Ohnmachtsgefühlen ausweiten können. Diese unter dem Begriff Kulturschock zusammengefassten Emotionen wirken vor allem zu Beginn einer Untersuchung und lösen unbewusste Abwehrreaktionen aus, die auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck gelangen (vgl. Erdheim/Nadig 1991). Je nachdem, mit welcher Form der Abwehr auf die Verunsicherung reagiert wird, werden die Menschen der untersuchten Kultur von Forschern unterschiedlich wahrgenommen. Beispielsweise kann es zu einer Idealisierung der untersuchten Gesellschaft kommen, wodurch nur positive Aspekte der erforschten Kultur wahrgenommen werden und konflikthaltige Bereiche ausgespart bleiben. Oder der Abwehrmechanismus der Entwertung wird herangezogen, im Zuge dessen andere Umgangsweisen als nachlässig oder grausam interpretiert werden. Diese Mechanismen beeinflussen in besonderer Weise die Wahrnehmung der Forscherin und verhindern einen offenen und sensiblen Zugang zum Feld, wenn diese nicht bewusst gemacht werden.

Auch fremde Verhaltensweisen können Auslöser für Irritationen sein, die das Erleben der jeweiligen Situation beeinflussen. Bleiben diese Irritationen unreflektiert, finden sie oft als eurozentristische Sichtweisen Eingang in ethnographische Beschreibungen.

Die Bewusstmachung der eigenen Ängste und Verunsicherungen stellt einen wesentlichen Schritt dar, um mit diesen Herausforderungen konstruktiv umgehen zu können. Zu diesem Zweck wird das Führen eines Feldforschungstagebuchs von allen Interviewpartnerinnen empfohlen, um den Einfluss der eigenen Subjektivität und kulturellen Prägung im Forschungsprozess fassbar zu machen. Werden die erlebten Emotionen und Irritationen konsequent schriftlich festgehalten, können diese entweder in zeitlicher Distanz oder unter Supervision analysiert werden, wodurch das bewusste Erfassen der eigenen Subjektivität möglich wird.

Die Analyse der Tagebuchaufzeichnungen fördert aber nicht nur die Bewusstmachung der eigenen Involviertheit, sondern kann auch Hinweise auf die der erforschten Kultur innewohnenden Dynamiken liefern.

Das Beispiel der In-Ohnmacht-Fallenden Frauen von Interviewpartnerin 1 veranschaulicht die Möglichkeit eines tieferen Verständnisses sozial existierender Dynamiken und Phänomenen.

Auch die vielfältigen Beispiele gegenseitiger Rollenübertragungen zeigen die Bedeutsamkeit auf, sich als Forscherin mit dem psychoanalytischen Konzept von Übertragung und Gegenübertragung auseinander zusetzen. So übertrugen die untersuchten Kulturträger ihre Erfahrungen aus der Geschichte mit Weißen auf die Forscherinnen, denen spezifische Erwartungshaltungen zu Grunde lagen. Anhand der Analyse der Tagebuchaufzeichnungen können die Rollenzuschreibungen erkannt und dadurch in der Kommunikation mit den erforschten Menschen angesprochen werden. Das Ansprechen führt nicht nur zur Auflösung der attribuierten Rollen, sondern geht auch mit einer Änderung im Verhalten der Dorfbewohner einher, oder führt zu einer Bewältigung der eigenen Unsicherheit, wie es das Beispiel von Interviewpartnerin 4, die von älteren Dorfbewohnern als Verwandte aus dem Jenseits wahrgenommen wurde, veranschaulicht. Die bewusste Auseinandersetzung mit dieser Übertragung ermöglichte der Interviewpartnerin den Zugang zu Erklärungsansätzen der älteren Dorfbewohner. Dabei erkannte sie, dass diese kein besonderes Verhalten von ihr erwarteten und ihre Erklärung für die Anwesenheit der Forscherin in ihrem Lebenszusammenhang mehr Sinn ergab, als die von der Interviewpartnerin vorgeschlagene.

Die kritische Auseinandersetzung mit den eigenen und fremden Rollenzuschreibungen fördert nicht nur das Verstehen von zwischenmenschlichen Dynamiken und die Enthüllung von Erwartungshaltungen. Die Auflösung der gegenseitigen Übertragungen anhand der Analyse der Tagebuchtexte ermöglicht darüber hinaus einen direkteren Zugang zu den untersuchten Kulturträgern und ihrer Realität. Zusätzlich zum Forschungstagebuch ist der verbale Austausch in Form von Supervisionen oder Gruppengesprächen eine weitere Strategie, unbewusste Dynamiken zu erkennen, sowie das eigene Wohlbefinden zu fördern und im Lot zu bleiben, um offen auf die zu untersuchende Gesellschaft zugehen zu können. In diesem Zusammenhang wird der persönliche Rückzug, die Auswahl des geeigneten Ortes für die Feldforschung, sowie eine nicht überfordernde Zeiteinteilung als hilfreiche Strategien genannt, um möglichst optimale Bedingungen für ein Feldforschungsprojekt zu schaffen.

Um sich als Studentin auf die vielseitigen Herausforderungen einer Feldforschung adäquat vorzubereiten, wird eine Auseinandersetzung mit ethnopsychoanalytischer Literatur vorgeschlagen. Das Wissen über mögliche Verunsicherungen und den damit zusammenhängenden Ängsten kann die Wahrnehmung der eigenen Emotionen schärfen. Beginnt man ab dem Zeitpunkt der Feldforschungsentscheidung mit den Tagebuchaufzeichnungen, können die bereits im Vorfeld entstandenen Erwartungen und persönlichen Projektionen und Vorurteile anhand der Analyse der Texte sichtbar gemacht werden. Dennoch kann eine professionelle Analyse der eigenen Übertragungen und Projektionen nur von psychoanalytisch geschulten Personen durchgeführt werden, was in Form einer Supervisionsmöglichkeit während der Feldforschung beziehungsweise danach realisiert werden kann.

Indem die Ethnopsychoanalyse auf Irritationen und unbewusste Übertragungen und Projektionen fokussiert, trägt diese Methode maßgeblich dazu bei die Subjektivität im Feldforschungsprozess sichtbar und verstehbar zu machen. Die Analyse der Übertragungen und Gegenübertragungen stellt eine wesentliche Methode der Ethnopsychoanalyse dar, die es ermöglicht Projektionen und Missverständnisse aufzudecken und die Subjektivität des Forschers transparent zu machen.

Die Subjektivität der Individuen und die Interaktion mit der Gesellschaft steht im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses der Ethnopsychoanalyse bei der Erforschung fremder Kulturen, sowie der eigenen Kultur. Dadurch wird ein tieferes Verständnis sozialer und kultureller Phänomene ermöglicht. Die Randstellung der Psychoanalyse im wissenschaftlichen Diskurs, sowie fehlende Angebote an den Universitäten setzen der vorgestellten Forschungsmethode Grenzen. Zudem stellen die verschiedenen Qualifizierungsansprüche an einen professionellen Umgang mit dieser Methode weitere Begrenzungen dar, die die Verbreitung dieser Forschungsrichtung erschweren. Der relativ hohe finanzielle und zeitliche Aufwand, der die Aneignung der ethnopsychoanalytischen Methode fordert, beschränkt die Möglichkeit eines breiteren Zugangs für künftige Sozialwissenschaftlerinnen.

VI. Die persönliche Auseinandersetzung mit der ethnopsychanalytischen Forschungsmethode während des Feldforschungspraktikums in Guatemala 2006

Nach der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der interviewten Expertinnen und der Frage nach der Sinnhaftigkeit der Berücksichtigung der Subjektivität im Feldforschungsprozess, soll im letzten Kapitel veranschaulicht werden, wie man als Studentin die Technik der ethnopsychanalytischen Begleitung in der Feldforschung anwenden kann, welcher Nutzen daraus resultiert, und wie psychische Mechanismen durch eine ethnopsychanalytische Betrachtungsweise sichtbar und dadurch verstehbar gemacht werden können. Um das Argument, ethnopsychanalytische Methodik erfordere eine eigene Ausbildung und spiele deshalb für die meisten Studierenden und Ethnologen bei einer ersten Feldforschung keine Rolle (vgl. Beer 2003, S. 10), zu entkräften, gelangen eigene während des Feldforschungspraktikums in Guatemala verfassten Tagebuchauszüge zur Darstellung. Im Anschluss daran folgen die in der Selbstreflexion und Supervision gewonnenen Erkenntnisse.

I. Feldforschung in San José, Guatemala

Ende November 2006 trafen siebenundzwanzig Ethnologiestudenten aus Wien im Dorf San José im Petén in Guatemala ein. Die gesamte Gruppe wurde in der Feldforschungsstation eines Professors am Rand des Dorfes untergebracht. Um einen raschen Zugang zu den notwendigen Informanten zu bekommen, erhielt die Gruppe die unverzichtbare Unterstützung eines Einheimischen, der die erforderlichen Kontakte zu den verschiedenen Dorfbewohnern herstellte.

I.I. Forschungsschwerpunkte und Forschungsfragen

Im Vorfeld des Feldforschungspraktikums wurden unterschiedliche Fragestellungen in Kleingruppen bearbeitet. Das Erkenntnisinteresse meiner Kleingruppe galt den verschiedenen Heilsystemen Lateinamerikas, wobei sich der Fokus auf traditionelle Heilsysteme am Beispiel der Itza-Maya von San José, richtete. Schon im Vorfeld ergaben sich in unserer Kleingruppe verschiedene, interessante Fragestellungen:

- Existiert ein eigenständiges, abgrenzbares „traditionelles Heilsystem“ in San José?
- Wie sieht im Gegensatz dazu die Verwendung von „schulmedizinischem Wissen“ aus?

- Gibt es eine Person, die unserer Vorstellung nach einem schulmedizinischen Arzt gleichkommt?
- Welche Stellung hat diese in der Dorfgemeinschaft?
- Wer verkörpert das „traditionelle Heilsystem“?

Diese Fragen versuchten wir anhand von Interviews mit Heilern aus dem Dorf, sowie mittels teilnehmender Beobachtung zu beantworten. In diesem Zusammenhang spielte der Begriff des Schamanen eine wichtige Rolle, dessen Bedeutung unserer Ansicht nach in der Anwendung der traditionellen Medizin lag.

Weitere Fragestellungen bezogen sich auf die Art und Weise, wie geheilt wird. Welche Methoden kommen zur Anwendung (Pflanzen, Rituale)? Bestehen Unterschiede zwischen den verschiedenen Heilern? Welche Klientel sucht sie auf und wann werden sie in Anspruch genommen? Stellt die Tätigkeit des Heilers eine lebenserhaltende Maßnahme dar, oder wird sie nur nebenbei ausgeübt? Ein weiteres Interessengebiet stellte die Bedeutung von Heilpflanzen innerhalb des „traditionellen Heilsystems“ dar. Werden Heilpflanzen überhaupt verwendet und wenn ja, wobei?

Mein persönlicher Interessenschwerpunkt lag, neben den bereits genannten, darin, den ethnopschoanalytischen Zugang im Feld anzuwenden. Dafür griff ich auf die Methode der ethnopschoanalytischen Begleitung zurück, die in der genauen und konsequenten Aufzeichnung der in der Auseinandersetzung mit den Forschungsobjekten erlebten Irritationen und Assoziationen bestand. Anhand der Selbstbeobachtung und meiner Tagebuchaufzeichnungen versuchte ich meine eigene in das Feld mitgebrachte kulturelle Prägung, sowie persönliche Ängste und Phantasien zu erfassen. Die Tagebucheinträge wurden in der Gruppenreflexion sowie unter Supervision gemeinsam mit zwei Vertreterinnen des Instituts für Ethnopschoanalyse, Sigrid Awart und Susanne Ogris, analysiert. Die daraus erlangten Erkenntnisse sollen aufzeigen, wie durch Nichtberücksichtigung der eigenen kulturellen Prägung, fremde Menschen und ihre Kultur eingeschränkt wahrgenommen werden können.

Nachfolgend gelangen verschiedene Tagebuchauszüge zur Darstellung, die in kursiver Schrift verfasst sind, um eine optische Abgrenzung zu der im Anschluss erfolgenden Reflexion zu erhalten.

I.II. Ankunft im Dorf

Der folgende Auszug thematisiert meinen ersten Eindruck des Dorfes, der einen Einblick in die verschiedenen Erwartungshaltungen der Gruppe, inklusive der eigenen, geben soll:

Gestern unternahmen wir einen ersten Rundgang durch das Dorf, wobei uns unser Hauptinformant F. begleitete und uns zu unseren Kontaktpersonen brachte. Aufgrund der Größe der Gruppe schienen wir gleich eine Kontaktperson verschreckt zu haben, die für meine Kleingruppe wichtig gewesen wäre. Sie lies uns ausrichten, dass sie den Beruf der Heilerin nicht mehr ausübte. F. riet uns, morgen maximal zu zweit wieder zu kommen und sie erneut zu fragen. Auf dem Weg durch das Dorf kamen wir an vielen Häusern vorbei, die hauptsächlich aus Ziegel gebaut und in unterschiedlichen Farben angestrichen waren. Die meisten Häuser machten einen wohnlichen und soliden Eindruck und viele von ihnen besaßen Satellitenschüsseln. Das gesamte Dorf vermittelte ein wohlhabendes und fortschrittliches Bild, was sich aufgrund des angelegten Parks in der Mitte des Ortes, sowie den asphaltierten Straßen, des modernen Schulgebäudes und der Kirche bei mir einstellte. Aufgrund der Hanglage des Dorfes spazierten wir auf sehr steilen Straßen, vorbei am neu gebauten Stadion, dem dahinter gelegenen Friedhof, zu einer weiteren Informantin. Der Friedhof unterschied sich von „unseren“ Friedhöfen durch seine auffallenden, in verschiedenen Farben gehaltenen Gräbern. Hinter dem Friedhof lag das Haus einer unserer Informantinnen, Dona Alicia, die wir gleich für einen Termin am nächsten Morgen gewinnen konnten. Als wir wieder in unserer Unterkunft ankamen, fragten uns unsere Kollegen nach unserem Eindruck des Dorfes. Mir fiel auf, dass wir alle mehr oder weniger enttäuscht waren, so ein „normales“ Dorf vorzufinden (...)

In der Gruppenreflexion besprachen wir unsere unterschiedlichen Reaktionen auf das Dorf, die sehr anschaulich unsere verschiedenen Erwartungshaltungen widerspiegeln. Einige Studenten waren regelrecht „schockiert“ über die „Modernität“ des Dorfes. Auf andere wirkte es wieder „eh ganz normal“. Diese „Normalität“ war es, die viele, mich eingeschlossen, nicht erwartet hatten. Es schien, als hätten wir das lehrbuchhafte Bild des Ethnologen, der indigene Völker in ihrer „ursprünglichen“ Kultur studiert, so verinnerlicht, dass wir automatisch davon ausgingen, auch eine „ursprünglich“ erhaltene Kultur der Itza-Maya vorzufinden. Hinter dieser Annahme versteckte sich der Hinweis einer eurozentrischen Sichtweise, dass alle nicht industrialisierten Gesellschaften unseren Vorstellungen entsprechend „traditionell“ zu leben hätten.

Begriffe wie „modern“ oder „fortschrittlich“ wiesen in diesem Zusammenhang auf eine hierarchische Logik im Denken hin, die wenig industrialisierte Kulturen als Vorstufe in der Entwicklung zu modernen, westlichen Gesellschaftsformen konstruierte, was zu einer Bewertung verschiedener kultureller Entwürfe führte. Diese Erwartungshaltungen verdeutlichten in anschaulicher Weise unsere eigene Sozialisation.

I.III. Das erste Treffen mit Dona Alicia (02.12. 2006)

Der nächste Abschnitt bezieht sich auf das erste Treffen mit einer Informantin, von der wir uns, aufgrund ihrer Funktion als Heilerin, Antworten auf unsere Forschungsfragen erhofften. Er gibt ein Beispiel dafür, wie die Realität im Sinne einer Angstabwehr wahrgenommen werden kann. Im Anschluss erfolgen die in der Supervision erarbeiteten Erkenntnisse.

Heute sprachen wir das erste Mal mit einer Heilerin aus dem Dorf. Wir machten uns zu viert auf den Weg zu Dona Alicias Haus, das am Hügel hinter dem Friedhof lag. Unsere Aufregung und Neugier, was uns erwartete, stand uns zwischen den Regentropfen ins Gesicht geschrieben. Dona Alicia, eine kleine, elegant gekleidete Frau mit schwarzen, kurzen lockigen Haaren empfing uns in einem kleinen, dunklen Raum, der durch Vorhänge von einem weiteren, größeren Raum getrennt war. Im Zimmer standen vier Stühle und an den Wänden hingen Bilder von Babies und Heiligenfiguren, die ich als sehr kitschig empfand. Diese Bilder stellten Grußkarten dar, die sie als Dankeschön von ihren Klienten erhielt. Auch ein größeres Bild des früheren Papstes, Johannes Paul dem II, zierte die Wand. Im Hintergrund hörten wir lautstark Popmusik aus dem Radio, die Dona Alicia nicht zu stören schien, mich aber irritierte. Der Raum machte auf mich einen kargen, sauberen Eindruck. Wir nahmen Platz, stellten uns alle vor und Dona Alicia begann gleich auf unsere Fragen einzugehen und erzählte uns, wie sie dazu kam, Heilerin zu werden (...). Sie bezeichnete sich selbst als „Curandera“, übersetzt Heilerin, und wies darauf hin, dass sie nur mit guten Kräften, also mit weißer Magie, arbeitete. Damit grenzte sie sich von dem negativ besetzten Begriff „brujo“, Hexer, ab, der sowohl weiße, als auch schwarze Magie verwendete. Der Begriff des Schamanen war ihr nicht geläufig, was mich irritierte. Sie gab uns einen ersten Einblick in ihre Heilpraktiken, beschrieb Rituale, die ihr zeigten, ob der Patient unter einer normalen Krankheit, oder unter einer übernatürlichen Krankheit litt. Diese Fragestellung beantwortete sie mit Hilfe eines rohen Eis, welches sie am Körper des Patienten entlang gleiten ließ und anschließend in ein Glas mit Wasser zerschlug. In den Schlieren des Eiklars erkannte sie dann die Ursache der Krankheit.

Eine übernatürliche Krankheit bedeutete, dass der Patient von einer anderen Person verhext war. Auf die Frage, ob es noch weitere Heiler außer ihr gab, erzählte sie uns von Dona Flora, die ihrer Meinung nach einen Pakt mit dem Teufel eingegangen war und mit schwarzer Magie arbeitete. Laut Dona Alicia war sie selbst die einzige Heilerin, die ausschließlich mit der Hilfe Gottes arbeitete und dabei die drei guten Farben gelb, weiß und violett verwendete.

Dona Alicia hinterließ in mir einen eigenartigen Eindruck. Ich merkte, dass mir im ersten Moment die Worte fehlten, zu beschreiben, was sie in mir auslöste. Sie wirkte geheimnisvoll und mystisch auf mich und im ersten Moment empfand ich sie als sympathisch. Diese Sympathie wich während des Gesprächs jedoch einem Gefühl des Misstrauens. Ihre Art zu erzählen kam mir übertrieben vor, und ich bemerkte, dass es mir schwer fiel ihren Schilderungen zu glauben. Vielleicht war ihre übertriebene Art die Reaktion auf meine Ungläubigkeit? Die Überbetonung ihrer Fähigkeiten und Praktiken verstärkten meine misstrauische Einstellung und Begriffe wie „esoterische Hochstaplerin“ kamen mir in den Sinn. Ich hatte auch das Gefühl, Dona Alicia spürte diese Ungläubigkeit und belächelte uns dafür. Für mich wirkten auch die wiederholten Hinweise darauf, dass sie ausschließlich mit der Hilfe Gottes heile, irritierend. Es kam mir wie eine Doppelbotschaft vor, in der sie uns indirekt mitteilen wollte, dass sie selbstverständlich auch die schwarze Magie beherrschte und einsetzte.

Nach dieser ersten Begegnung fiel mir sehr stark meine Schwierigkeit auf, unserem gesamten Thema, das in San José durch die „Curanderos“ verkörpert wurde, mit einer adäquaten Ernsthaftigkeit entgegen zu treten. Ich hatte das Gefühl, diese Informationen würden keinen wirklichen Beitrag zu unseren Forschungsfragen liefern, da sie ja „nicht ernst zu nehmen waren“. Wir besprachen das Erlebte in der Kleingruppe, wobei wir uns über unsere Informantin lustig machten und ihre Glaubwürdigkeit in Frage stellten (...)

Die Supervision der dargelegten Textstelle lies mich meinen persönlichen Abwehrmechanismus erkennen, der in Form der Entwertung zum Ausdruck kam. Die von Dona Alicia dargebotenen magischen Heilpraktiken und Rituale passten nicht mit meiner naturwissenschaftlich geprägten Sichtweise zusammen und riefen ein Gefühl der Verunsicherung in mir hervor, da sie meinen logischen Bezugsrahmen in Frage stellten. Die Konfrontation mit diesen fremden Erklärungsansätzen und der Glaube an das Übernatürliche irritierten mich. Bis zu diesem Zeitpunkt bestand mein Wissen über magische Ritualen und Praktiken der Verhexung ausschließlich aus Büchern, wodurch immer eine ausreichende Distanz zu dieser Thematik gegeben war. Die plötzliche, reale Konfrontation mit Verhexungspraktiken und anderen Ritualen löste Gefühle der Angst aus, die mir aber nicht bewusst waren.

Um die Angst nicht wahrnehmen zu müssen, reagierte ich auf die Person Dona Alicias mit einer abwertenden Haltung, indem ich ihre Ernsthaftigkeit in Frage stellte und ihre Heilrituale mit rationalen Argumenten abtat. Die entwertende und rationalisierende Sichtweise ermöglichte mir, eine sichere Distanz zu diesen „anderen“ Erklärungsansätzen, sowie zu meiner Angst, herzustellen. Der Zweifel an der Glaubwürdigkeit Dona Alicias wehrte meine unbewusste Angst vor der Möglichkeit, selbst verhext zu werden in dem Sinne, „wenn ich nicht an ihre Erklärungsansätze glaubte, konnte sie mir nichts tun“, ab. Diese Erkenntnisse überraschten mich, da ich von mir angenommen hatte, relativ offen und angstfrei auf neue Situationen zu zugehen und neugierig auf fremde Menschen zu reagieren.

Da wir im Rahmen des Praktikums über wenig Zeit verfügten, konnten wir den Kontakt zu Dona Alicia leider nicht weiter vertiefen, weshalb wir sie nur für ein weiteres Gespräch aufsuchten. Meine entwertende Sichtweise hätte im Fall einer sich vertiefenden Beziehung den offenen Zugang zu ihr sehr erschwert und stellte eine typische Abwehrreaktion auf meine Verunsicherung und unbewussten Ängste dar.

I.IV. Der Besuch beim Dorfarzt (03.12. 2006)

Die folgende Passage gibt die Begegnung mit dem schulmedizinisch ausgebildeten Dorfarzt wieder, der einen erheblichen Gegensatz zur ersten Heilerin darstellt, und soll veranschaulichen, welche Reaktionen eine kulturell vertraute Umgebung hervorrufen kann.

Am Samstag hatten wir einen Termin beim Arzt des Dorfes. Er empfing uns eine halbe Stunde nach der vereinbarten Zeit in seinem kleinen, dunklen Behandlungszimmer, welches gleich neben der Dorfapotheke am Fuße des Hügels im Zentrum des Dorfes lag. Das Zimmer beinhaltete ein Behandlungsbett, einen Schreibtisch sowie drei Stühle. An der Wand hingen mehrere Diplome. Uns begrüßte ein jung und sympathisch wirkender Mann, der uns gleich in sein Behandlungszimmer bat. Der Arzt erzählte uns von seinem Studium auf der Universität und beschrieb seine Ausbildung als Schulmediziner. Er berichtete über zwei unterschiedliche Gesundheitssysteme, die neben einander im Ort bestehen. Auf der einen Seite repräsentierte er als Arzt die „schulmedizinische“ Position. Ihm gegenübergestellt waren die „Curanderas“, die HeilerInnen, die, vereinfacht ausgedrückt, die traditionelle Medizin verkörperten. Die Einwohner von San José nahmen je nach Bedarf, beide Angebote in Anspruch. Auch innerhalb seiner Familie wandten sich seine Familienmitglieder einmal an ihn und ein anderes Mal an eine Heilerin. Der Arzt stand diesen Praktiken nicht prinzipiell negativ gegenüber, wies aber auf die

Gefahr hin, die durch alleiniges in Anspruch nehmen von Heilern bestehen konnte. Seiner Meinung nach mussten zuerst die Symptome behandelt werden, um anschließend auf deren Ursachen eingehen zu können. Oft starben Kinder an Lungenentzündungen oder an Durchfall, weil sie „nur“ von Heilern mit diversen Kräutern behandelt wurden. Seiner Sichtweise nach konnten solche Krankheiten aber nur mit „richtiger“ Medizin geheilt werden. Bei lebensgefährlichen Krankheiten stellte seiner Ansicht nach die Konsultierung eines Arztes statt eines Heilers die sinnvollere Maßnahme dar. Es kam auch vor, dass Patienten, nach einer erfolglosen Behandlung beim Arzt, eine Heilerin aufsuchten, oder umgekehrt.

Der Arzt machte einen sympathischen Eindruck auf mich und mir fiel auf, dass ich von Anfang an von seiner Ehrlichkeit überzeugt war. Seine nüchterne Art und Weise über die verschiedenen Krankheiten und deren Ursachen zu sprechen, beeindruckte mich. Seine Erklärungsansätze waren mir vertraut. Es haftete nichts Mystisches an ihm, und es fiel mir leicht seine Sicht der Dinge als wahr anzunehmen. Es fiel mir auf, wie sehr ich doch an der naturwissenschaftlichen Sichtweise hing, obwohl ich mich selbst als eher offen für alternative Erklärungsansätze beschreiben würde. Ich merkte, dass mich seine Einstellung der traditionellen Medizin gegenüber überraschte. Von österreichischen Schulmedizinern war ich eine abwertende Haltung gegenüber zB. Homöopathen gewohnt. Doch diese abwertende Haltung nahm der Arzt von San José gegenüber den „Curanderas“ keinesfalls ein. Ich hatte den Eindruck, dass die Position des Arztes eine stark ambivalente Sichtweise erforderte. Auf der einen Seite musste er das „traditionelle“ Heilsystem der „Curanderas“ akzeptieren, da es einen zentralen Stellenwert innerhalb der Dorfgesellschaft einnahm. Andererseits musste er es teilweise kritisieren, wenn beispielsweise viele Kinder, die ausschließlich mit traditionellen Methoden zu heilen versucht wurden, an den Folgen von Durchfall oder Lungenentzündungen starben. Diese Diskrepanz zu vereinen stellte meiner Meinung nach eine schwierige Aufgabe dar (...)

Die gesamte Einrichtung des Behandlungszimmers, sowie die Hinweise auf die wissenschaftliche Ausbildung des Arztes riefen ein vertrautes Gefühl in der sonst fremd wirkenden Umgebung hervor. Seine Ausführungen und Sichtweisen entsprachen meinem kulturellen Hintergrund und wir teilten ähnliche Erklärungsansätze, wodurch ein Gefühl der Verbundenheit entstand. Die erlebte Vertrautheit bewirkte eine dem Arzt von vornherein zugesprochene Glaubwürdigkeit. Seine Position eines „westlichen“ Mediziners und die Ähnlichkeit des Behandlungsraumes mit einer österreichischen Arztpraxis gab mir das Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit, die der Angst vor dem Unerklärlichen, Magischem keinen Platz lies.

Dieses Beispiel sollte verdeutlichen, wie sehr gewohnte (Arztpraxis) bzw ungewohnte (Behandlungszimmer der Heilerin) Situationen die Wahrnehmung beeinflussen können, indem kulturelle Gemeinsamkeiten entscheidend auf die Meinungsbildung einwirken. Die Identifizierung mit der medizinischen Sichtweise des Arztes verhinderte eine wertfreie Betrachtung seiner Person.

I.V. Dona Floras „Vortrag“ (04.12.06)

Das letzte Beispiel beschreibt die Begegnung mit einer weiteren Heilerin aus dem Dorf und die vielen Faktoren, welche in dieser Situation eine Rolle spielten und meinungsbildend auf die Wahrnehmung einwirkten.

Wir besuchten ein weiteres Mal Dona Flora, die uns eine genaue Einführung in die Anwendung und Wirkungsweise der verschiedensten Heilkräuter gab. Ich stieß ein wenig verspätet dazu, da ich nicht auf Anhieb den richtigen Weg fand. Als ich in den Innenhof ihres Hauses eintrat, sah ich die übrige Gruppe vor Dona Flora unter einem Wellblechdach sitzen, die gerade mit ihrem Vortrag begann. Wir befanden uns im Innenhof ihres Hauses der von verschiedenen Tieren beheimatet war. Ich beobachtete neben Enten, Hühnern und kleinen Katzen auch Hunde und eine Ziege. Alle Tiere, bis auf die Ziege, die als Kuscheltier den kleinen Kindern der Tochter Dona Floras diente, zeigten Merkmale von Unterernährung auf und befanden sich in einem verwahrlostem Zustand. Das Haus Dona Floras war aus Wellblech gebaut. Neben dem Haus befand sich eine überdachte Kochstelle. Die gesamte Wohnsituation machte auf mich einen desolaten und chaotischen Eindruck.

Wir gingen alle von einem Gespräch mit Dona Flora aus, wobei wir auch vor hatten zu Wort zu kommen. Durch Dona Floras Engagement und Eifer gestaltete sich die Gesprächssituation aber zu einem Monolog ihrerseits, wodurch sich die Assoziation der „Showmasterin“ bei mir einstellte. Dona Flora wurde bei ihrem Vortrag von ihrem Mann und ihrer Tochter unterstützt. Ihr Mann reichte ihr die verschiedenen Pflanzen und ihre Tochter schrieb alle Namen auf eine Tafel auf. Zwei kleine Buben und ein kleines Mädchen standen abwechselnd hinter Dona Flora und beobachteten die Situation. Nur selten ließ sie Zwischenfragen unsererseits zu, um dann wieder auf ihren Vortrag zurück zukommen.

Schon beim Betreten des Innenhofes Dona Floras überkamen mich viele negative Gefühle. Als erstes fiel mir ein Hund auf, der rechts neben dem Eingang auf einem Stein saß. Er bestand nur noch aus Haut und Knochen und ich fragte mich, wie dieser Hund überhaupt noch leben konnte. Dann fielen mir die Enten und Hühner auf, die wild im Innenhof umher liefen und mehr von

kahlen Stellen, als von Federn bedeckt waren. Auch junge Katzen und Hunde streunten herum und waren mit Ausschlügen übersät und offensichtlich unterernährt. Das einzige Tier, das auf mich einen gesunden Eindruck machte, war die junge Ziege, die von den Kindern herum getragen wurde. Gefühle wie Ekel und Entsetzen machten sich in mir breit und ich merkte, dass es mir sehr schwer fiel, diese Gefühle nicht auf Dona Flora zu übertragen, was mir in dieser Situation auch nicht ganz gelang. Moralische Fragen wie „wie kann man nur seine Haustiere in so einem Zustand belassen?“ und Wertungen wie „was muss das für ein Mensch sein, der seinen Tieren so etwas antut?“ kamen mir in den Sinn. Der zusätzliche Gestank und das allgemeine Chaos im Hof verstärkten meinen negativen Eindruck von Dona Flora. Und als es noch zu regnen anfang, war die gesamte Situation schon fast unerträglich. Auch die Tatsache, dass Dona Flora nicht auf unsere Fragen einging, sondern einen reinen Vortrag hielt, verärgerte mich und trug zu meinem Gefühl der Abneigung ihr gegenüber bei. Die Assoziation einer typischen Schulsituation kam mir in den Sinn. Ich fühlte mich belehrt, aber ohne Möglichkeit mich selbst einzubringen. Mir kam es so vor, als würde sie ihr gewohntes Schema für uns abspielen. Der gesamte Eindruck passte für mich nicht mit dem Bild der gut bezahlten Heilerin überein. Die Art und Weise, wie Dona Flora ihre Umgebung gestaltete, führte in mir zu Wertungen und Verurteilungen ihrer Person. Ich unterstellte ihr deshalb einen schlechten Charakter und es fiel mir sehr schwer, mich auf ihre Ausführungen zu konzentrieren. Auch der Umgang ihrer Tochter mit ihren Kindern machte es mir nicht leichter die gesamte Situation mit dem Vorsatz einer relativ wertfreien Beobachtung zu erfassen. Nach einer Stunde war ich froh, diesen Ort verlassen zu können (...)

Die erlebte Situation beinhaltete viele verschiedene Faktoren, die auf meine Wahrnehmung einwirkten. Die desolate und chaotische Umgebung stand in beträchtlichem Gegensatz zu meinem Bedürfnis nach Ordnung und Struktur und die verwahten Tiere riefen Gefühle des Ekels und Entsetzens hervor. Der Umgang der Tochter Dona Floras mit ihren Kindern, sowie die herausfordernden Gerüche und der Regen rundeten die Situation ab. Die Reaktionen auf diese Gefühle lösten Entrüstung und moralische Wertungen aus die mich dazu veranlassten, Dona Flora moralisch zu verurteilen und sie in ihrer Person zu entwerten. In diesem Moment trat meine kulturell geprägte Auffassung, wie Haustiere zu behandeln seien, sowie meine persönliche tierliebende Haltung hervor, die es mir nicht ermöglichte, Dona Flora wertneutral wahrzunehmen und ihren Ausführungen interessiert zu folgen. Ich konnte diese Umgangsweisen nicht verstehen und das Gefühl des Ärgers, das durch ihren gehaltenen Vortrag hervorgerufen wurde, verstärkte meine ablehnende Haltung ihr gegenüber, die sich in der entwertenden Bezeichnung der „Showmasterin“ widerspiegelte.

Das „Nicht-verstehen-können“ löste Ängste aus, die zu moralischen Interpretationen und folglich zur Entwertung der Heilerin führten. Nach dem Besuch bei Dona Flora erhielten wir die Information, dass ein halbes Jahr zuvor eine Ethnologiestudentin bei ihr forschte, wodurch ihre Art und Weise, auf uns einzugehen, verständlicher für mich wurde. Sie nahm uns gegenüber die Rolle der Lehrerin ein, die wahrscheinlich aus der Erfahrung mit der Ethnologiestudentin resultierte und mit bestimmten Erwartungshaltungen uns gegenüber verknüpft war. Wieder verhinderten Abwehrmechanismen einen offenen und verstehenden Zugang zur Gesprächspartnerin.

I.VI. Resümee

Die dargestellten Tagebuchaufzeichnungen und die anschließenden Reflexionen dienten als Einblick in die vielen Möglichkeiten, wie psychisch auf Verunsicherungen während einer Feldforschung reagiert werden kann. Darüber hinaus sollte aufgezeigt werden, dass ethnopsychoanalytische Methoden durchaus eine Rolle für Studenten und Ethnologen während einer ersten Feldforschung spielen und als Hilfestellung beim Verstehen unbewusster Prozesse eingesetzt werden können. Wird die Subjektivität im Forschungsprozess als Störfaktor betrachtet und ausgeklammert, kann dies zu erheblichen Einschränkungen der wahrgenommenen Realität führen. Sowohl eine fremde Umgebung, als auch andere Umgangsweisen und Erklärungsansätze können Gefühle der Verunsicherung und Angst auslösen und Abwehrreaktionen fördern, die eine wertende Sichtweise nach sich ziehen und einen unverstellten Zugang zu den Forschungsobjekten erschweren. Die skizzierten Tagebuchauszüge fungierten dabei als Beispiele, um die Subjektivität sichtbar zu machen und um die Auswirkungen aufzuzeigen, die eine Verneinung dieser zur Folge haben können. Ist man sich dessen bewusst, dass die eigene Wahrnehmung immer eine kulturell und persönlich geprägte ist, kann die Subjektivität erfasst und transparent gemacht werden und muss nicht als Störfaktor ausgeblendet oder verdrängt werden. Je nachdem, wie viel psychoanalytische Kompetenz bei Forscherinnen vorliegt, kann unterschiedlich stark auf professionelle Unterstützung zurückgegriffen werden. Darüber hinaus kann die Berücksichtigung der Subjektivität zu neuen Erkenntnissen führen, die ein tieferes Verstehen der untersuchten gesellschaftlichen Gruppe bzw. kultureller Phänomene zulässt. Eine ethnopsychoanalytische Betrachtungsweise fördert in diesem Zusammenhang das bewusste Erkennen der eigenen Involviertheit, wodurch eigene Übertragungen und unbewusste Ängste fassbar werden.

Bei vorhandener psychoanalytischer Ausbildung kann eine ethnopsychoanalytische Beziehung eingegangen werden, die sich durch eine bestimmte Beziehungsdynamik auszeichnet, die sich parallel zur psychoanalytischen Beziehungsdynamik aufgrund des Widerstands, der Übertragung und Gegenübertragung entwickelt. Diese drei Aspekte werden in der ethnopsychoanalytischen Beziehung zum zentralen Erkenntnisinstrument. „In der Übertragung werden kulturelle Rollen und Interaktionsmuster wiederholt, die bei der Ethnologin, die ja nicht Teil dieser spezifischen Kultur ist, Irritationen auslöst“ (Nadig 1986, S.49). Geht man den empfundenen Irritationen nach und kann die fremden und für den Ethnologen inadäquaten Anteile in der Beziehung aufspüren, ermöglicht diese Vorgehensweise „ein Verständnis der historisch-ethnischen Zusammenhänge der Lebensgeschichte und des sozialen Milieus einer bestimmten Gruppe in dieser Kultur. Ziel der ethnopsychoanalytischen Beziehung ist es, über den Bezug zum Unbewußten des Gesprächspartners die *kulturelle Dynamik* seines Handelns zu verstehen und bewußt werden zu lassen“ (ebd.).

VII. Schlussbetrachtung

Die Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Entwicklung der Ethnopsychoanalyse und ihrer vielseitigen Anwendungsbereiche sollte einen Einblick in die Arbeit mit der psychoanalytischen Technik in den Sozialwissenschaften liefern. Darüber hinaus sollte die Analyse der Feldforschungserfahrungen der Expertinnen, sowie der eigene Versuch, Ansätze der ethnopsychoanalytischen Methode im Feld anzuwenden, die Bedeutung der Reflexion der eigenen Involviertheit im Forschungsprozess hervorheben.

Da die Erforschung von Menschen, ob aus psychologischer, ethnologischer oder soziologischer Perspektive, in der Regel mit sozialen Beziehungen einhergeht, die unbewusste Dynamiken und Gefühle der Angst oder Verunsicherung hervorrufen können, stellt die Auseinandersetzung mit diesen Emotionen meiner Ansicht nach eine wichtige Ausgangsbasis dar, um eine realistische Wissenschaft vom Menschen zu ermöglichen. Diese authentische Verhaltenswissenschaft wird es, Devereux folgend, erst dann geben, „wenn ihre Vertreter erkannt haben, dass eine realistische Wissenschaft vom Menschen nur von Menschen geschaffen werden kann, die sich ihres eigenen Menschseins vollkommen bewußt sind, was vor allem bedeuten muß, daß dieses Bewußtsein in ihre wissenschaftliche Arbeit eingeht“ (Devereux 1992, S.22). Dieser Aufforderung versucht die

ethnopschoanalytische Forschungsmethode durch eine selbstreflexive und ideologiekritische Haltung nachzukommen, „indem die Subjektivität und das Unbewusste der ForscherIn als Erkenntnisinstrument eingesetzt und mitberücksichtigt werden“ (Nadig 1996, S.152). Die Erforschung der eigenen Subjektivität stellt in diesem Zusammenhang aber nicht das Ziel, sondern nur den Weg dar, um Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit besser zu verstehen, indem subjektive Vorurteile und Reaktionen der Forscherin reflektiert werden:

„Die transparente Darstellung eines Forschungsprozesses erlaubt den Lesern und Leserinnen, den unvermeidlichen Einfluß der Kulturzentriertheit und Subjektivität der Forscherin nachzuvollziehen“ (Nadig 1986, S.36).

Der Nutzen, der aus der Berücksichtigung der eigenen Subjektivität und den damit zusammenhängenden Ängsten und unbewussten Übertragungen im Forschungsprozess resultiert, wurde im letzten Kapitel der Arbeit thematisiert, wobei auf die mögliche Anwendung der ethnopschoanalytischen Begleitung von Studierenden und auch von Sozialwissenschaftlerinnen ohne Psychoanalyseausbildung hingewiesen wurde. Das Verschriften der eigenen Assoziationen und Irritationen in einem Forschungstagebuch kann von allen Sozialwissenschaftlern vorgenommen werden. Je nachdem, wieviel psychoanalytische Professionalität vorliegt, kann der produzierte Text mit Kollegen gemeinsam gedeutet bzw. durch die Supervision bei erfahrenen Psychoanalytikern auf idiosynkratische und kulturell bedingte Reaktionen und deren Abwehr hin analysiert werden. Die weitere Methode der ethnopschoanalytischen Beziehung, die „die regelmäßige und bewusst von der eigenen Gegenübertragung begleitete Beziehung zwischen den EthnologInnen und ihren GesprächspartnerInnen“ (Nadig 1996, S.154) beinhaltet, kann demgegenüber nicht ohne eigene Psychoanalyseausbildung angewendet werden.

Obwohl die Psychoanalyse von den Erkenntnissen der Ethnopschoanalyse profitieren könnte, überwiegt gegenwärtig eine ablehnende Haltung der jüngeren Forschungsmethode gegenüber. Der Bereich der Migration sieht in der Ethnopschoanalyse fallweise einen Ansprechpartner, da sie auf die Beziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden fokussiert: „Die Ethnopschoanalyse entsteht in einer Pendelbewegung zwischen dem Eigenen und dem Fremden: Indem man sich mit dem Fremden vertraut macht, verändert sich das Bewusstsein des Eigenen und dieses veränderte Eigene erlaubt neue Zugänge zum Fremden“ (Erdheim 2006, S.19).

Die ethnopschoanalytische Begleitung und ihre Anwendung in den Sozialwissenschaften stellt meines Erachtens eine bedeutende Möglichkeit dar, um die Ethnopschoanalyse einer breiteren Interessengruppe zugänglich zu machen und eine Weiterentwicklung vorhandener Konzepte zu ermöglichen.

VIII. Kritische Reflexion des Forschungsprozesses

Abschließend soll der Forschungsprozess einer kritischen Reflexion unterzogen werden. Die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen und Ergebnissen, die während des Forschungsprozesses gesammelt wurden, soll offen legen, inwiefern das angestrebte Forschungsvorhaben und die vorgenommenen Forschungsziele realisiert werden konnten. Darüber hinaus soll festgehalten werden, inwieweit der Forschungsprozess rückblickend anders strukturiert und die Forschungsziele anders gesetzt werden hätten können.

Der Beginn des Forschungsprozesses zeichnete sich durch ein intensives Einlesen in die für das Diplomarbeitenprojekt relevante Literatur aus, wobei noch keine konkreten Forschungsfragen vorlagen. Die Auseinandersetzung mit ethnopsychanalytischer Fachliteratur war der erste Schritt, um mit dem interessierenden Gegenstand vertraut zu werden und im Verlauf klare Forschungsfragen herausarbeiten zu können. Ein Ende 2006 absolviertes Feldforschungspraktikum in Guatemala ermöglichte mir einen ersten Versuch, ethnopsychanalytische Vorgehensweisen im Feld umzusetzen, worauf im dritten Teil der Arbeit Bezug genommen wurde. Meine Erfahrungen und die erlebten Verunsicherungen und Irritationen vieler Studentenkollegen während des Feldforschungsprozesses machten mich darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, sich mit der eigenen Wahrnehmung kritisch auseinanderzusetzen. In diesem Zusammenhang schien mir ein ethnopsychanalytischer Zugang die Möglichkeit zu bieten, die erlebten Irritationen und Verunsicherungen verstehen und ihre Auswirkungen auf die eigene Wahrnehmung erfassen zu können. Daraus entwickelte sich die Idee, anhand von Interviews, Einblicke in die professionelle Vorgehensweise von Experten der Ethnopsychanalyse zu erlangen.

Die Formulierung des Erkenntnisinteresses und der exakten Fragestellung erfolgte erst relativ spät, wodurch sich einige Komplikationen ergaben. Przyborski und Wohlrab-Sahr weisen in ihrem Buch „Qualitative Sozialforschung“ eingehend auf die Wichtigkeit einer präzisen Fragestellung als „den entscheidenden ersten Schritt hin“, wobei die erste Formulierung der Fragestellung eine vorläufige darstellt und im Lauf des Forschungsprozesses nachjustiert wird (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.15-17). Die Klärung des Erkenntnisinteresses ist insofern bedeutsam als sie Voraussetzung dafür ist, eine methodologische Positionierung vornehmen sowie das Forschungsfeld, die Wahl der Erhebungsverfahren und die Wahl der Auswertungsmethoden bestimmen zu können (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008). Diese Vorgehensweise wurde im vorliegenden Diplomarbeitenprojekt nicht vollständig erfüllt, was im späteren Verlauf des Forschungsprozesses unweigerlich zum Ausdruck kam.

Die ungenaue Formulierung der Forschungsfragen ließ zwar eine methodologische Positionierung meines Forschungsprojektes im qualitativen Paradigma zu, hatte aber eine überstürzte Wahl des geeigneten Erhebungsverfahrens zur Folge. Die Anwendung von Experteninterviews, wie sie in der vorliegenden Arbeit gehandhabt wurde, stellte sich als nicht optimal für die Erhebung von, im Hinblick auf mein Erkenntnisinteresse, ergiebigem empirischen Material heraus. Die durchgeführte Erhebungsstrategie orientierte sich an dem von Meuser und Nagel vorgeschlagenem Verfahren (vgl. Meuser/Nagel 1991), das die Durchführung von Experteninterviews mit Hilfe eines Leitfadens empfiehlt. Der im vorliegenden Diplomarbeitsprojekt eingesetzte Leitfaden wurde als „Instrument für die narrative Ausgestaltung der Interviews“ verstanden und sollte der Erzählgenerierung nicht entgegen stehen (vgl. Nohl 2006, S.22). Durch erzählgenerierende Fragen wurde versucht, die interessierenden Themen in Form von selbstläufigen Darstellungen zu erheben. Auf die Fragen folgten in den meisten Interviews mäßig ergiebige Erzählsequenzen, denen aber nicht näher durch immanente und exmanente Fragen nachgegangen wurde. Dies hatte zu Folge, dass sich in der Gesprächssituation nur teilweise ein Zugang zu tieferen Ebenen des Erfahrungswissens der Expertinnen erschloss. Auch trug der Einsatz des Leitfadens stellenweise dazu bei, dass möglichen Erzählsequenzen und Spezifizierungen von Reaktionen unbeabsichtigt entgegengewirkt wurde. Indem darauf geachtet wurde, alle Themen des Leitfadens anzusprechen, wurde der Raum für selbstläufige Erzählungen im Voraus eingeschränkt. Dadurch kam es im Sinne Hopfs zu Varianten der „Leitfadenbürokratie“, indem eine stellenweisen Leitfadenbindung Informationsgewinnung blockierte (vgl. Hopf 1978, S101-102). Demgegenüber ermöglichte der eingesetzte Leitfaden das Erfassen aller forschungsrelevanten Themengebiete in einer zeitlich begrenzten Interviewsituation.

Eine Orientierung an dem von Przyborski und Wohlrab-Sahr vorgeschlagenem Verfahren zur Erhebung von Experteninterviews (S.134-138) hätte dem Anspruch, selbstläufige Darstellungen der Interviewpartnerinnen zu generieren, besser Rechnung getragen. Diese Vorgehensweise berücksichtigt die allgemeinen Prinzipien der Gesprächsführung bei qualitativen Interviews, weil die Art und Weise der empfohlenen Interviewführung „dem Anliegen Rechnung trägt, dass möglichst viel von der gewünschten Information durch den Interviewpartner selbstläufig präsentiert wird“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.134).

Darüber hinaus wird das besondere Beziehungsgefüge des Expertengesprächs berücksichtigt, welches ein fachlich kompetentes Auftreten des Interviewers nahelegt und gleichzeitig den eigenen Informationsbedarf an dem speziellen Erfahrungswissen der Expertin zum Ausdruck bringt (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.138). Das von den beiden Autorinnen empfohlene Ablaufschema eines Expertinneninterviews unterscheidet darüber hinaus zwischen zwei Wissens Ebenen, dem „Betriebswissen“ und dem „Deutungswissen“, welche in der Führung der Interviews berücksichtigt werden (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.132-133). Zu Beginn empfehlen die Autorinnen von einem Vorgespräch auszugehen, welches neben der Erläuterung des eigenen Forschungsinteresses dem Expertenstatus des Gegenübers Rechnung tragen soll. Gelingt es, der Expertin einen kompetenten Eindruck zu vermitteln und gleichzeitig den Bedarf an dem spezifischen Wissen der Gesprächspartnerin darzulegen, ist die eigentliche Aufgabe des Vorgesprächs erfüllt. Daran anschließend soll dem Experten die Möglichkeit gegeben werden, sich selbst in seiner Funktion vorzustellen, um den Expertenstatus des Gesprächspartners angemessen zu würdigen. Anschließend soll die Expertin zu einer selbstläufigen Sachverhaltsdarstellung angeregt werden, wodurch in der Regel Darstellungen in Form von Beschreibungen generiert werden. Im weiteren Gesprächsverlauf sollen Aufforderungen zu beispielhaften und ergänzenden Detaillierungen und spezifischen Sachverhaltsdarstellungen gegeben werden, um den gewünschten Detaillierungsgrad zu erreichen und sicherzustellen, dass alle relevanten Themen angesprochen wurden. Diese Abschnitte des Interviews fokussieren auf das „Betriebswissen“, das eine spezialisierte Form des Wissens über Abläufe, Regeln und Mechanismen in institutionalisierten Zusammenhängen beinhaltet. Abschließend daran soll die Expertin zu Theoretisierungen aufgefordert werden, um auch die Ebene des „Deutungswissens“ erfassen zu können (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.136-138). Das „Deutungswissen“ ist mit der „Deutungsmacht“ der Expertinnen verbunden, die ihnen von außen zugeschrieben, aber auch von den Personen selbst in Anspruch genommen wird und in öffentlichen Auseinandersetzungen sowie in institutionellen Prozeduren zum Ausdruck kommt. „Deutungsmacht“ wird ersichtlich, wenn Einschätzungen von Expertinnen über bestimmte Sachverhalte in hohem Maße die öffentliche Meinungsbildung beeinflussen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008).

Mit der skizzierten Erhebungsmethode hätten sich vermutlich mehr narrative Passagen in den Interviews ergeben, welche durch immanente Nachfragen einen höheren Detaillierungsgrad erreicht hätten, wodurch ein tieferes Eindringen in das „Betriebswissen“ (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008) der Expertinnen ermöglicht worden wäre. Diese Vorgehensweise hätte zusätzlich die weitere Ebene des „Deutungswissens“ (ebd.) eröffnet, wobei auf

Einschätzungen und Diagnosen der Expertinnen Bezug genommen worden wäre. Die in den durchgeführten Expertinneninterviews gestellten Fragen zielten teilweise auf die Erhebung von „Deutungswissen“ im Sinne von Einschätzungen und Diagnosen ab (vgl. Anhang, Interviewleitfaden), wobei diese Ebene aber nicht explizit als solche reflektiert wurde. Auch hätte die beschriebene Erhebungsmethode eine Textsortentrennung im Sinne von Erzählung, Beschreibung und Argumentation (vgl. Nohl 2006, S.26) ermöglicht, was zusätzliche Analyseebenen eröffnet hätte, wodurch das Potential der generierten Interviewtexte besser ausgeschöpft werden hätte können.

Anknüpfend an die Reflexion des verwendeten Erhebungsverfahrens, bedarf auch das in der Arbeit angewandte Auswertungsverfahren einer kritischen Auseinandersetzung. Aufgrund der Vorgehensweise nach Meuser und Nagel (1991) wurde versucht das „Überindividuell-Gemeinsame“ der interviewten Expertinnen herauszuarbeiten. Das Ziel der Auswertung lag darin aufzuzeigen, welche psychischen Prozesse während einer Feldforschung ausgelöst werden können und wie mit Hilfe ethnopschoanalytischer Methoden konstruktiv damit umgegangen werden kann. Die von den Expertinnen thematisierten Herausforderungen während einer Feldforschung und ihre Bewältigungsansätze sollten Studenten der Sozialwissenschaften und angehenden Feldforscherinnen Einblicke in die Anwendungsmöglichkeiten ethnopschoanalytischer Techniken geben. Darüber hinaus sollten die generierten Erfahrungen der Expertinnen Möglichkeiten aufzeigen, wie bereits vor einer Feldforschung und währenddessen auf die verschiedenen Herausforderungen mit Hilfe ethnopschoanalytischer Methoden reagiert werden kann.

Das in der vorliegenden Arbeit angewandte, von Meuser und Nagel entwickelte Auswertungsverfahren zielt darauf ab, das Repräsentative im Expertenwissen zu entdecken (vgl. Meuser/Nagel 1991, S.453), indem anhand des thematischen Vergleichs der paraphrasierten Interviewtexte das „Überindividuell-Gemeinsame“ herausgearbeitet werden soll. Dieser Anleitung wurde in der Arbeit nachgegangen, wobei auf die „gemeinsam geteilten Wissensbestände“, „Interpretationen“ und „Deutungsmuster“ der Expertinnen fokussiert wurde (vgl. Meuser/Nagel 1991, S.452), die hinlänglich erfasst werden konnten. Dieses Auswertungsverfahren steht in einer Forschungstradition, deren Sinnebene auf das systematische Erfassen von subjektiven Deutungen und Einstellungen gerichtet ist und einer deskriptiven Orientierung zugeordnet werden kann (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008). Im Vergleich dazu hätte eine alternative Auswertungsmöglichkeit, deren Sinnebene auf das praktische Handeln sowie auf dessen soziokulturellen Entstehungszusammenhang gerichtet ist, vermutlich

ergiebigere Resultate hervorgebracht. In diesem Zusammenhang ist die erzähltheoretisch fundierte Narrationsanalyse von Fritz Schütze zu erwähnen, die eine „Unterscheidung zwischen den bekundeten Handlungsabsichten und Theorien über das eigene Selbst einerseits und der sich „im Schatten“ dieser Theorie dokumentierenden Handlungspraxis (...) andererseits“ vornimmt (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.34). Diese Perspektive geht davon aus, dass das handlungsleitende Wissen nicht einfach von den Akteuren expliziert werden kann, sondern in den Erzählungen ihrer Handlungspraxis eingebettet ist und erst durch die Analyse der Narration erfasst werden kann. Dies setzt Interviews voraus, die längere, in sich geschlossene Erzählungen beinhalten, in denen „ein sozialer Prozess kontinuierlich zum Ausdruck gebracht wird“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.220). Dieser Anspruch hätte mit dem von Przyborski und Wohlrab-Sahr (2008) vorgeschlagenem Ablaufschema für Experteninterviews erfüllt werden können, da sich das bereits erwähnte Verfahren am Konzept narrativer Interviewführung orientiert. Ein solcher Interviewtext hätte nicht nur auf seinen manifesten Inhalt hin analysiert werden können, wie dies im vorliegende Diplomarbeitsprojekt erfolgte. Die Auswertung der Datentexte, die kontinuierlich soziale Prozesse darstellen, hätte auch auf die spezifische praktische Verwicklung des Erzählers in den Ereigniszusammenhang abzielen können. Die Auswertungsmethode der Narrationsanalyse legt den Fokus unter anderem auf das „Wie“ des Gesagten und zielt neben der Erhebung subjektiver Theorien auf die Rekonstruktion der den erzählten Erfahrungen innewohnenden Prozesshaftigkeit ab (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.223). Auch der bereits erwähnte Fokus auf die verschiedenen Textsorten hätte bei der Auswertung mit Hilfe der Narrationsanalyse wahrscheinlich zu ertragreicheren Resultaten geführt, da der Erzähltext in seiner sprachlichen Gestalt auch als symptomatischer Ausdruck der ihm zugrunde liegenden Prozesse aufgefasst wird. Bei der Auswertung wird zwar in erster Linie auf die narrativen Passagen abgezielt, wobei Argumentationen und Beschreibungen aber ausschlaggebend für das Verständnis der Erzählungen sind, im Rahmen der Narrationsanalyse aber vorrangig „in ihrer Bezogenheit auf die narrativen Passagen“ interessieren (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S.223). Dennoch ermöglichte die in der vorliegenden Arbeit verwendete Methode eine hinreichende Erhebung der für die Beantwortung der Forschungsfragen relevanten Wissensbestände.

Der letzte Teil des Diplomarbeitprojektes sollte anhand der analysierten Tagebuchauszüge aufzeigen, dass die ethnopsychoanalytische Methode nicht nur professionell ausgebildeten Ethnopsychoanalytikern vorbehalten ist, sondern auch im Ansatz, mittels Supervision, von Studenten und von mit der Ethnopsychoanalyse nicht vertrauten Sozialforschern eingesetzt werden kann.

Der gesamte Aufbau der Arbeit sollte von der theoretischen Entwicklung der Ethnopsychoanalyse, über Einblicke in praktische Erfahrungen von Expertinnen, hin zum eigenen Versuch einer Anwendung dieser Methode führen, um einen lebendigen Eindruck der ethnopsychoanalytischen Forschungsmethode zu vermitteln.

Die gesammelten Erfahrungen während des Diplomarbeitprojektes spiegeln einen Lernprozess wider, der sich anhand der gewonnenen Einsichten in zukünftigen Forschungsprojekten fortsetzen wird. Welche Bedeutung die Klärung der Frage „was will ich wissen“ zu Beginn der Forschung für einen weiteren, gelungenen Verlauf des Diplomarbeitprojektes hat, wurde mir erst im Laufe des Forschungsprozesses eingehend bewusst.

IX. Anhang

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit setzt sich mit der Forschungsmethode der Ethnopschoanalyse auseinander. Anhand der Auseinandersetzung mit ethnopschoanalytischer Literatur wird im ersten Teil der Arbeit ein Abriss der geschichtlichen Entwicklung dieser Forschungsrichtung nachgezeichnet, wobei die Schnittstelle von Psychoanalyse und Ethnologie den Ausgangspunkt der Betrachtung darstellt. Der zweite Teil der Arbeit befasst sich mit Berichten aus der Praxis, indem auf die Feldforschungserfahrungen von fünf Expertinnen der Ethnopschoanalyse anhand qualitativ geführter Interviews Bezug genommen wird. Dabei stehen die während einer Feldforschung auftretenden Herausforderungen im Mittelpunkt der Betrachtung, wobei besonders auf die Rolle der Angst und unbewusster Abwehrmechanismen fokussiert wird. Der abschließende Teil der Arbeit setzt sich mit dem eigenen Versuch der Anwendung ethnopschoanalytischer Forschungsmethoden während eines Feldforschungspraktikums in Guatemala 2006 auseinander. Zusammenfassend soll aufgezeigt werden, mit welchen Herausforderungen während einer Feldforschung zu rechnen ist und welche Rolle eine ethnopschoanalytische Herangehensweise dabei spielt.

Lebenslauf

Geboren in Klagenfurt am 14. Juli 1981

Besuch der Volksschule von 1987-1991

Besuch des Realgymnasiums Ingeborg-Bachmann in Klagenfurt von 1991-1999

1999 Matura

1999 im Herbst Inskription an der Universität Klagenfurt, Studienrichtung Psychologie

Sommersemester 2002 2 Monate Praktikum bei Promente (ambulatorische Tagesklinik, Betreuung von Klienten nach stationärem Aufenthalt in der Psychiatrie Klagenfurt, gemeinsames Erlernen einfacher Tagesstrukturen und Unterstützung beim Erlangen von Selbstständigkeit)

Ende Sommersemester 2002 Abschluss des ersten Abschnitts in Klagenfurt

Sommer 2002 Arbeitseinsatz in Schweden, Järna, bei der Errichtung einer antroposophisch orientierten Grundschule

Anfang Wintersemester 2002 Fortsetzung des Psychologiestudiums an der Universität Wien

sowie Beginn des Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie

Sommersemester 2006 6-wöchiges Psychologiepraktikum bei Salvia – Institut für Ganzheitsmedizin und Psychotherapie (administrative Tätigkeiten, Bearbeitung von Erstkontakten sowie Teilnahme an Einzel- und Gruppentherapie)

2006 4 -wöchiges kultur- und sozialanthropologisches Feldforschungspraktikum in Guatemala, San José, Pétén (Auseinandersetzung mit traditionellen Heilpraktikern)

2008 2-wöchige kultur- und sozialanthropologische Exkursion nach Senegal (Schwerpunkt Entwicklungszusammenarbeit)

Interviewleitfaden

- Wie sind Sie zum ersten Mal mit der Ethnopschoanalyse in Kontakt gekommen und welche Bedeutung hatte das für Ihre weitere berufliche Laufbahn? Können Sie mir Ihren persönlichen Zugang näher beschreiben?
- Welche Probleme können während einer Feldforschung auftreten, und wie kann die Ethnopschoanalyse dabei helfen, diese zu bewältigen? Können Sie mir dafür persönliche Beispiele nennen?
- Können Sie mir anhand eines Beispiels aus Ihrer Forschungserfahrung erläutern, welche Rolle Ängste im Forschungsprozess spielen und welche Strategien Sie anwenden, um mit diesen konstruktiv umzugehen?
- Welche Strategien wenden Sie an, um ein für Sie angemessenes Gleichgewicht von Nähe und Distanz im Forschungsprozess zu erhalten? Können Sie mir dafür ein Beispiel aus Ihrer Forschungserfahrung geben?
- Welche Möglichkeiten sehen Sie für Studenten, mit der Angst und dem Unbewussten innerhalb der Feldforschungssituation fertig zu werden?
- Was würden Sie als das Besondere und die Stärken der Ethnopschoanalyse im Vergleich zu anderen Ansätzen hervorheben?
- Wo liegen Ihrer Meinung nach die Grenzen der Ethnopschoanalyse und welche Aspekte erachten Sie als problematisch?

Interview 1

I: Interviewerin

Wien, 27.11. 2007

B: Befragte

1 I: Wie sind Sie zum ersten Mal mit der Ethnopschoanalyse in Kontakt gekommen und welche 2
Bedeutung hatte das für Ihre weitere berufliche Laufbahn? Können Sie mir Ihren Zugang näher 3
beschreiben?

4 B: Mhm soweit ich ihn erinnere. Also was mir rememberlich ist, war eigentlich der Zugang zur
5 Ethnopschoanalyse war eigentlich das Buch von der Maja Nadig und ähm das war in der Zeit
6 wie ich Ethnologie studiert hab, da gabs einen selbstgemachten Arbeitskreis, damals war das no
7ch überhaupt nicht Thema, wo sich eine Gruppe von Frauen, Ethnologiestudentinnen gebildet
8 hat, die in ihrer Privatzeit Literatur zum Thema Feminismus und Ethnologie angeschaut hat und 9
da sind wir eben auf das Buch von Maja Nadig gestoßen und das war damals ziemlich neu. Wir 10
haben das damals gelesen in diesem Arbeitskreis und ich hab das dann eigentlich wieder 11
beiseite gelegt gehabt und das hat damals eigentlich nicht besonders viel ausgelöst. Nur dann 12
bin ich auf Feldforschung in die Türkei und hab das Buch aber eingepackt gehabt und wollt
13 wieder hineinschaun. Und das war, meine Feldforschung war 89 genau, glaub ich, ja. und
14 meine erste Feldforschung im Ausland weil vorher hab ich eine Feldforschung in Österreich
15 bei den Roma was gemacht. Und ähm da in dem Dorf in der Türkei wo ich eben mit der
16 Sabine gemeinsam war, wir haben gemeinsam Feldforschung dort gemacht, ähm sind
17 wir auf einen, wir wollten eigentlich etwas zur Hausfrauisierung machen und sind dann

18 aber völlig davon abgekommen und zwar deshalb weil wir auf ein Phänomen gestoßen sind,
19 dass sie auch in ihrem Buch beschreibt. Die Sabine hat ja dann ein Buch daraus gemacht.
20 Dieses "jana sückrior", das heißt junge Frauen sind in bestimmten Situationen in Ohnmacht
21 gefallen ja. Wir haben das beobachtet und haben uns nur sehr gewundert (lacht) und hatten ja,
22 also ethnologisch das zu verstehen war irgendwie schwierig. Und ich hab dann das Buch von
23 der Maya Nadig ausgegraben und die hat genau dieses Phänomen eigentlich beschrieben in
24 Mexiko. Und da ist bei mir ein Licht aufgegangen, wie man das verstehen könnte. Ein
25 Verständnis hat sich aufgetan. Und das war eigentlich dann, wir sind dann zurückgekommen
26 nach acht Monaten Feldforschung und das erste was ich gemacht hab war, dass ich eine
27 Analytikerin gesucht hab und mit einer Analyse begonnen hab. Also nicht nur um verstehen zu
28 können, so auf der wissenschaftlichen Ebene, sondern weil die Feldforschung bei mir auch
29 viel aufgelöst hat. Und das war eigentlich schon der Beginn und dann hab ich eigentlich
30 anfangen zu lesen. Zur Ethnopschoanalyse gabs damals auf der Uni also auf der Ethnologie
31 nix.

32 I: Mir gehts eben genau um konkrete persönliche Beispiele. Weil Sie gesagt haben, dass Sie in
33 der Feldforschung noch keinen Zugang zur EPA gehabt haben. Eine nächste Frage wäre,
34 welche Probleme prinzipiell während einer Feldforschung auftreten können, und wie die EPA
35 dabei helfen kann, diese zu bewältigen? Also was liefert sie an Werkzeug?

36 B: Ähm also zum ersten Teil der Frage, welche Probleme während einer Feldforschung
37 auftreten können. Ich nehme jetzt einmal an, ähm also Probleme können viele auftreten, das
38 bezieht sich darauf wies einem selber geht in der Feldforschungssituation, meinen Sie das?

39 I: Ja genau

40 B: Also ich hab das, nachher wars irgendwie leichter aber in der ersten Feldforschung mit der
41 Sabine gemeinsam, da war es so das wir erstens die Sprache noch nicht so gut konnten, also
42 wir haben beide sehr bruchstückhaft die Sprache gekonnt. Ich weiß nicht genau, aber ich
43 glaub ich hab ein halbes Jahr vorher angefangen türkisch zu lernen in Wien an der Uni. Und
44 ich kann mich noch erinnern wir waren ja eben zu zweit unterwegs, zwei Frauen und wir
45 haben in Wien den Kontakt hergestellt zu drei Dörfern in der Türkei und wir wussten noch
46 nicht wo wir genau bleiben werden. Wir haben in Wien in einem Verein gearbeitet den wir
47 mitaufgebaut haben mit Migrantinnen aus der Türkei, für Deutschkurse und Sozialberatung.
48 Und haben über Frauen, die in die Deutschkurse gekommen sind gefragt ob es möglich wäre
49 in ihre Herkunftsdörfer in die Türkei zu gehen. Und haben eben drei Frauen gefunden, die
50 waren ganz begeistert und haben die Verbindungen hergestellt und wir hatten dann eben drei
51 Adressen. Das eine war ein Kurdengebiet, eines in Zentralanatolien und eines am Schwarzen
52 Meer. Und da war es einfach so, wir sind zuerst in das Kurdengebiet gefahren und kamen dort
53 in ein Dorf, das eigentlich nicht mehr wirklich ein Dorf war, also die haben eine
54 Migrationsrate ghabt, also irrsinnig hoch. Es haben eigentlich nur mehr Alte dort gelebt und
55 ein paar Frauen und Kinder und das Ganze dort war, und unsere Sprachkenntnisse waren nicht
56 so großartig und haben festgestellt, dass wir mit türkisch nicht sehr weit kommen, weil die
57 meisten kurdisch gesprochen haben. Nur ganz wenige Junge die eben da waren konnten
58 türkisch und außerdem war das dort eine wahnsinnig deprimierende Stimmung. Und dieser
59 Zerfall und ja dann einfach auch die Verfolgungsgeschichte und die hohe Migrationsrate, also
60 das war alles wahnsinnig deprimierend und die Sabine und ich haben gesagt, da bleiben wir
61 sicher keine acht Monate. Also das war einmal eine ganz wichtige Entscheidung auch für sich
62 selbst gut zu sorgen, also nur dort zu bleiben, wo man sich auch wohl fühlt. Also ich glaub das
63 war ganz ganz wichtig als erster Schritt, weil wenn man auf Feldforschung geht, man weiß
64 man hat einige Monate vor sich. Man muss einmal einen Ort finden, man muss die Leute
65 finden, die einen auch gerne aufnehmen und ähm diese sprachlichen Hürden auch überwinden
66 und die ganze Fremdheit da irgendwie auf die Reihe kriegen, äh also das man da drauf achtet,
67 dass man sich wo halbwegs wohlfühlt ist glaub ich sehr sehr wichtig. Und wenn man das

68 Gefühl hat, man is da auch garnicht so gern gesehn und nicht so willkommen und das is alles
69 irgendwie sehr depressiv und es zieht einen nur runter. Das war eine gute Entscheidung die
70 Koffer zu packen und weiter zu fahren. Dann sind wir ins nächste Dorf an die
71 Schwarzmeerküste und eine ganz andere Gegend also auch eine Minderheitenregion, nämlich
72 die Larsen sind dort ansässig, aber sehr assimilierte Gruppe und die an und für sich vom
73 Baltikum hingewandert sind, aber sehr Türkeitreu sind, Sunniten, keine Allewi wie die Kurden
74 und an und für sich eine ganz gute ökonomische Grundlage hatten, also Plantagenwirtschaft
75 betrieben haben und die uns auch sehr offen aufgenommen haben und die Verwandten der Frau
76 die wir in Wien kennengelernt haben und äh da haben wir uns dann entschieden. Die haben
77 uns auch gleich ein Haus zur Verfügung gestellt und haben uns eingerichtet und so. Da haben
78 wir uns gleich willkommen gefühlt. Die haben auch türkisch gesprochen, wenn auch einen
79 Wahnsinns-Dialekt (lacht) und das war ganz wichtig, dieses Gefühl von Willkommen zu sein. 80
Ja und dann, ich kann mich nur erinnern, bevor wir in das Dorf selber gekommen sind haben
81 wir, das war in der Nähe von Trapson ein paar Kilometer entfernt und wir haben uns überlegt
82 bevor wir ins Dorf fahren bleiben wir noch eine Nacht in dieser Kreishauptstadt und fahren
83 dann am nächsten Tag in der Früh mit dem Dorfbus ins Dorf. Und dann haben wir uns dort in 84
das einzige Hotel einquartiert für diese Nacht. Das war irgendwie eine reine Männerwerkstatt.
85 Da gabs das Hotel, wir waren die einzigen Gäste, und drunter war so ein typisches
86 Männerkaffeehaus oder Teehaus vielmehr. Und die haben uns alle so angeschaut, wie wir da 87
hergekommen sind, zwei junge Frauen. Und der hat uns ein Zimmer gegeben und der
88 Schlüssel hat irgendwie nicht funktioniert und man konnte das Zimmer nicht gscheid
89 absperren. Und wir sind dann halt irgendwie, wir haben uns hinglegt und plötzlich is am Gang
90 das Licht angegangen und wir haben aber gewusst wir sind die einzigen Gäste und sind beide
91 irgendwie habacht im Bett gessen und haben solche Ohren gehabt (lacht). Und da wars so,
92 dass wir uns einfach irrsinnig gefürchtet haben ja. Und die Sabine hat auch die totale Panik
93 gekriegt und jedesmal wenn das Licht angegangen is sie aufgesprungen und hat gemeint "sie
94 kommen, sie kommen"! Also total paranoid eigentlich. Und wir haben eigentlich fast nix
95 geschlafen die Nacht und so im Nachhinein betrachtet... also wir haben dann später drüber
96 gelacht, net also wir haben dann später, wie wir die Leute gekannt haben auch den
97 Hotelbesitzer gekannt und uns irgendwie gedacht ,wir waren völlig meschugge ,weil da gabs
98 überhaupt nix zum fürchten. Aber diese Angst ja, wenn man niemanden kennt und alles so
99 irgendwie Neuland is, eine weiße Leinwand, wo man dann die ganzen eigenen Ängste
100 draufprojiziert, das kann ganz schön arg sein. Und das is uns dann eigentlich erst später
101 bewusst geworden ,das wir da sozusagen auf die Fremde projiziert haben und damals hätt ich
102 das auch so nicht benennen können. Das hat sich dann natürlich erst mit der Lektüre des
103 Psychoanalytischen und Ethnopsychoanalytischen für mich geklärt, auch theoretisch geklärt,
104 was da vorgegangen ist. Also das war so der Anfang ja. Und ähm da komm ich auch so ein
105 bisschen auf den zweiten Teil, dass die Ethnopsychoanalyse hilft solche Phänomene zu
106 verstehen, in der Feldforschungssituation. Und ähm hätt ich mich damals schon etwas besser
107 damit ausgekannt, hätt's sehr geholfen, also es wär sehr hilfreich gewesen, weils dann einfach
108 auch leichter zu reflektieren gewesen wäre und wir wahrscheinlich beide nicht in diese
109 paranoide Angst hineingekippt wären.
110 Also dass glaub ich schon wäre hilfreich gewesen. Und wies dann weiter gegangen is, also 111
von den Problemen her, das war unterschiedlich. Also mir is es so gegangen, die Sabine hat
112 ganz anders reagiert als ich. Also reagiert auf dieses Fremdsein und auch auf die
113 Zuschreibungen, die man als Fremde bekommt. Und man bringt halt auch einen ordentlichen
114 Rucksack an Zuschreibungen mit. Und unser Bild war ja, wir waren ja damals absolute
115 Feministinnen ja, aber so richtig schöne westliche, eurozentristische und wir kamen dahin
116 und haben das Bild gehabt, wir werden da lauter geknechtete unterworfenene Frauen finden und
117 so wars aber überhaupt nicht. Sondern wir fanden dort sehr stolze kraftvolle Damen vor, auf

118 der einen Seite. Und auf der anderen Seite aber Frauen, die irgendwie wenn sie an gewisse
119 soziale Grenzen gestoßen sind, in Ohnmacht gefallen sind.
120 B: Ja, also und damals ,und das hab ich dann auch im Nachhinein verstanden. Aber damals
121 war uns das nicht klar, wie tief das gehen kann. Aber dass das eine nur möglich ist mit Hilfe
122 des Anderen, das war nicht so verständlich. Da wäre mehr Wissen über Psychoanalytisches
123 und Ethnopschoanalytisches auch schon hilfreich gewesen. Und also das sozusagen, ähm
124 das was an Unterdrückung von Frauen also von Männern an den Frauen da war, die Frauen in
125 der Art und Weise kompensiert haben, indem sie sich, wie soll ich sagen, Hilfsmittel
126 geschaffen haben, um damit auch fertig zu werden auf eine sozial verträgliche Art und Weise.
127 Also dieses in Ohnmacht fallen, ein Beispiel war eben wir sind mit einer jungen Frau
128 in die Kreishauptstadt gefahren mit dem Dorfbus. Wir haben sie mitgenommen und sie kam
129 aus einer Familie, die relativ schwach war, also sozial schwach, weil der Vater gestorben ist.
130 Sie hatte einen Bruder aber der hat in der Stadt gearbeitet und sie und ihre beiden Schwestern
131 haben die Plantage bewirtschaftet. Sie waren an und für sich wenn der Bruder nicht da war
132 ein reiner Frauenhaushalt und somit relativ ungeschützt und schwach. Es gab zwar Onkeln,
133 die da schon für sie verantwortlich waren, aber sie galten als schwacher Haushalt aufgrund
134 der mangelnden Männer. Und sie musste in die Kreishauptstadt und das war mehr oder
135 weniger eine unüberwindliche Hürde, weil sie alleine als junge Frau, sie war siebzehn oder
136 so, äh nicht in die Kreishauptstadt fahren konnte. Und wir hatten auch was zu erledigen und
137 haben eben angeboten, dass sie mit uns mitfahren kann. Und das war, das wurde auch
138 akzeptiert, sozial akzeptiert ja, aber es war sehr an der Grenze, also drei Frauen alleine
139 unterwegs. Wir waren zwar älter, hatten einen Sonderstatus als Europäerinnen, also nicht
140 ganz Frau und auch nicht ganz Mann, dieses Typische. Und wir kamen mit dem Bus sind wir
141 gefahren, und er hat die Dorfgrenze überfahren, also da wo das Dorf aus war und die is
142 umgefallen. Und wir sind irrsinnig erschrocken. Die junge Frau verliert das Bewusstsein und
143 wir haben überhaupt nicht gewusst was wir machen sollen und das typische war immer die
144 jungen Frauen sind immer ganz knallrot vorher geworden und dann haben sie die Augen
145 verdreht und weg waren. Und wir haben sie getätschelt und dann is sie eh wieder zu sich
146 gekommen und wir haben ihr dann Wasser zu trinken gegeben und sind halt sehr erschrocken.
147 Sie hats aber locker weggesteckt und hat gesagt nana es geht eh wieder gut und alles in
148 Ordnung und dann simma dann in diese Kreishauptstadt ,haben unsere Sachen erledigt und
149 sind dann noch miteinander am Markt einkaufen gegangen und dann simma wieder
150 gemeinsam zurückgefahren. Und ab dem Moment ,wie wir das erlebt haben is uns aufgefallen,
151 dass das nicht nur sie ist, also was Individuelles, sondern dass das irgendwie ständig passiert
152 (lacht), also dass das eigentlich ein soziales Phänomen auch is, ein gruppenspezifisches
153 Phänomen. Und da wars dann halt so dass, wie ich eh vorher schon gesagt hab, dass die Maya
154 Nadig da uns auch aus einem Verständnisdilemma heraus geholfen hat, und das
155 ethnopschoanalytische Verständnis da einiges ermöglicht hat. Und dann sind wir ja auch in
156 diese Gegenübertragungspänomene gekommen ja und diese Zuschreibungen, die an uns
157 auch getätigt worden sind. Ja also die ganz Klassischen, wenn man aus Europa kommt, muss
158 man reich sein und solche Sachen natürlich und da irgendwie so die Waage halten und damit
159 umzugehen wäre auch schon also glaub ich ethnopschoanalytisches Wissen hätte da schon 160
geholfen ja damit umzugehn. Ich hab zum Beispiel auch damit reagiert, dass ich so
161 psychosomatische Symptome bekommen hab. Ähm plötzlich Fieber zum Beispiel,
162 unerklärlich. Wir sind in die Kreishauptstadt gefahren zum Arzt und der hat festgestellt es is
163 aber nix. Und so Schwächegefühle und Isolationsbedürfnisse. Und dass hat sehr viel glaub
164 ich schon mit der Dynamik dort zu tun gehabt. Das war mir damals nicht bewusst. Ich hab
165 glaubt ich bin irgendwie körperlich krank und der Arzt is irgendwie unfähig (lacht). Im
166 Nachhinein dann mit mehr ethnopschoanalytischem Wissen und durch meine eigene

167 Psychoanalyse hab ich dann diese Phänomene schon anders deuten können und das auch als
168 Gegenübertragungsphänomene deuten können. Und die Maya Nadig hat das ja gekonnt. Wie
169 die ins Feld gegangen is hat die schon a psychoanalytische Ausbildung ghabt und konnte das.
170 Also die konnte Gegenübertragung als solche erkennen und dann auch entsprechend nützen
171 für die Forschung. Und das war damals für uns also in dem Kontext oder für mich noch nicht
172 möglich. Und das hätte einiges erleichtert, Einiges.

173 I: Wie würd man das konkret machen, versuchen die Gegenübertragung aufzulösen?

174 B: Das is nicht so einfach, weil man das ja ,also ich kann das jetzt reflektierend die
175 Vergangenheit sagen, aber da fehlt ein Stück der Methode ja dann in der Praxis weil mans ja
176 überprüfen muss dort an Ort und Stelle, obs passt oder nicht ja. Ähm dass heißt auch die
177 Leute danach zu fragen, ja und das is jetzt auch nicht mehr möglich. Aber jetzt rein vom
178 theoretischen her in der Situation, wenn ich das gekonnt hätte, dann hätte ich einmal
179 nachgeschaut als allererstes bei mir selbst, was is da jetzt mein eigener Anteil ja. Und was is
180 was, was ich von mir garnicht kenn. Und auch geschaut, wo tauchen welche, also in welcher
181 Situation tauchen welche Gefühle bei mir auf. Wo krig ich zum Beispiel panische Angst, oder
182 wo fühl ich mich gekränkt und entwertet. Und da auch fein säuberlich zu schaun hat das jetzt
183 was mit meiner Geschichte und mit meiner psychischen Entwicklung zu tun, oder is das was
184 wo ich eher denk, das is jetzt net meins. Also da auch trennen zu können und das dann auch zu
185 nützen ,insofern ähm als ich dann, ich such jetzt nach einem Beispiel, danach auch mehr
186 gefragt hätte, also zum Beispiel ich glaub ja dass meine Symptomatik die ich dort
187 entwickelt hab eigentlich eine ähnliche war, wie die der in Ohnmacht fallenden Mädchen und
188 jungen Frauen. Nur halt mit meinem Anteil drinnen. Also dieses Regressive, ja
189 dieses Bedürfnis dieses Psychosomatische, diese psychosomatische Tendenz die ich da
190 entwickelt hab, also am liebsten ins Bett und Decke drüber und nix tun und nix hörn und nix
191 sehn und Selbstisolation, also sich zurückziehn, wo ich den Eindruck hab, genau das haben
192 diese Frauen eigentlich auch gemacht mit ihrer Ohnmacht. Und da gabs auch Fälle, also es
193 gab schon auch individuelle Unterschiede bei diesen Ohnmachtsanfällen. Also da gabs zum
194 Beispiel eine junge Frau, die is nicht nur in Ohnmacht gefallen meines Erachtens, sondern die
195 hat teilweise auch psychotische Symptome gehabt ja. Und ich hab das in ganz
196 abgeschwächerter Form sehr ähnliche Symptome gehabt. Also die hat sich auch immer sehr
197 zurückgezogen. Mit Hilfe ihrer Symptome durfte sie das auch. Und dort is ja, das Soziotop is
198 ja so ein Open-house. Um sechs in der Früh macht man die Haustüren auf und um elf am
199 Abend macht man sie wieder zu. Die Häuser sind auch so gebaut, also man hat zwei Türen,
200 bei einer Tür geht man hinein dann kann man durch gehn und bei der anderen Tür wieder
201 hinaus. Und das is aber kein Gang sondern da is die Küche und die Küche is ein grosser
202 Gemeinschaftsraum mit einer offenen Feuerstelle. Durch die geht man sozusagen durch,
203 wenn man bei der einen Tür rein und bei der anderen raus kommt. Das is ein öffentlicher
204 Raum. Und von diesem Durchgang, von dieser Küche gehen dann so ganz kleine Türen weg,
205 links und rechts. Das sind die Schlafkabinen sozusagen die privaten Räume. Auf der linken
206 Seite haben die Männer geschlafen und auf der rechten Seite die Frauen. Und wenns Paare
207 waren gabs auf der rechten Seite der vordere Trakt war für das Ehepaar. Mich hat das
208 wahnsinnig gemacht, also sechzehn Stunden am Tag in der Öffentlichkeit zu leben. Und ich
209 glaub das hat nicht nur mich wahnsinnig gemacht, sondern viele andere Frauen auch. Aber 210
die mussten, also die waren zuständig fürs Haus und mussten es offen halten. Und mit Hilfe
211 von derartigen Symptomen war es aber möglich sich in die Kabinen zurück zu ziehen zum 212
Beispiel und sich einen privaten Raum zu schaffen .Und ich glaub , das war auch so ein
213 sozialer Gewinn mit Hilfe dieser Symptomatik. Also nicht nur Dorfgrenzen, oder auch
214soziale Grenzen zu überwinden, sondern eben auch die räumlichen Grenzen zu überwinden.
215 Und wenn ich das damals irgendwie kapiert hätte, wär das sehr hilfreich gewesen und dann
216 hätt ich auch mehr danach fragen können, wie das denn zum Beispiel is, mit dem, wenn man

217 da... also, wenn konkret diese Person vor einem Anfall, sie haben Anfall dazugsagt, übersetzt
218 also Ohnmachtsanfall habens dazu gsagt. Und vorher kam dieser Ausdruck, der übersetzt
219 heisst "meine Seele langweilt sich". Und wenn sich meine Seele langweilt, dann fall ich in
220 Ohnmacht. Also dieser Zusammenhang. Und dann hätt ich zum Beispiel auch fragen können,
221 obs dann auch so is, dass man die Möglichkeit hat sich da mehr zurückzuziehn. Obs darum
222 geht, dass man auch einmal das Bedürfnis hat auch einmal auszusteigen aus diesem
223 öffentlichen Raum. Also es hätte einfach viele Fragen eröffnet.

224 I: In diesem Zusammenhang würde mich interessieren, welche Rolle Ängste im
225 Forschungsprozess spielen und meine Frage wäre jetzt, welche Strategien Sie persönlich
226 anwenden, um mit diesen Ängsten konstruktiv umzugehen?

227 B: Also das sind wirklich die Hauptstrategien auf diese Übertragungs und
228 Gegenübertragungsgeschichten zu achten. Und auf diese Gegenübertragungsphänomene und
229 ich mein, ich glaub einfach auch in Bezug auf die Angst. Wenn man sich da einmal einglebt
230 hat, weil zuerst is glaub ich diese paranoide Angst is wirklich die Fremde, also diese
231 Leinwand, wo man alles Mögliche projiziert und erst dann mit der Zeit, wenn mann
232 sich dann einlebt, Kontakte hat, Gespräche führt, dann schwinden ja diese Ängste. Das
233 Fremde wird immer bekannter und vertrauter, gewohnter und ähm dann kann man schon
234 davon ausgehn, dass man sozusagen ein Gefühl dafür bekommt, was is jetzt eine Sozialangst,
235 die mir sagt Vorsicht konkret droht Gefahr ja also eine reale Gefahr, da muss ich jetzt
236 aufpassen. Und was is neurotische Angst, was is meine neurotische Angst und was is eine
237 Gegenübertragung. Also das unterscheiden zu können und ähm und wenn man halt selber
238 eine Analyse gmacht hat, dann kennt man seine Ängste, dann kennt man seine eigenen
239 neurotischen Zustände und kann das dann auch trennen. Und ich glaub das is auch bei der
240 Nadig drinnen, die ein sehr schönes Beispiel dafür hat, was sie auch mit ihrer Angst gemacht
241 hat, also wie sie darauf geachtet hat, in welcher Situation bekommt sie diese Angst, darauf
242 geachtet hat wiederholt sich das dann auch. Und ich glaub so würd ichs auch machen. Also
243 wenn ich bei mir bemerk aha da stellt sich eine Angst ein, oder irgendein anderes Gefühl, was
244 mir nicht ganz schlüssig is, warum das jetzt auftaucht in dem Kontext einmal erstens zu
245 schau was is das jetzt für ein Kontext und zweitens zu beobachten, kommt das wieder und in
246 welchem Kontext, und is der ähnlich und welche Ähnlichkeiten gibts bei dem Kontext, dann
247 kann ich daraus eigentlich Schlüsse ziehn über die Soziodynamik in der ich da forsche. Und
248 ähm ich glaub, dass is eine ganz wichtige methodische Möglichkeit, die sich da eröffnet.

249 I: Eine weitere Frage bezieht sich jetzt auf die Problematik der Nähe und Distanz, wie man
250 sich im Forschungsprozess genügend abgrenzen kann. Haben Sie in diesem Zusammenhang
251 Strategien für sich gefunden, um mit dieser Nähe- Distanz Thematik umzugehen?

252 B: Ähm ich glaub ich hab viel zugelassen an Nähe, die, wo ich im Nachhinein denk, dass war
253 garnet gut, also hat mir nicht wirklich gut getan und ich glaub, da hätt ich durchaus mehr
254 Grenzen setzen können, hab ich mich net traut. Ähm aber eine klare Grenze gabs und das war
255 dieses blöde Kopftuch (lacht)... das is komisch, so im Nachhinein betrachtet auch. Also das
256 war, dieses Kopftuch hat einfach einen wahnsinnigen Symbolwert ja, und wir waren ja da
257 auch sehr viel Diskussionen ausgesetzt und Fragen ausgesetzt und die waren wahnsinnig
258 manche Zweifel ehrlich gesagt. Die haben das auch mit dem Kopftuch nicht so genau
259 genommen. Im Dorf zum Beispiel habens nur dieses kleine bäuerliche Kopftuch ghabt, aber
260 sonst eigentlich net. Nur wenn sie halt hinausgegangen sind, oder in die Moschee, wobei die
261 Frauen eh selten in die Moschee gangen sind, oder zu irgendwelchen Anlässen. Also wir
262 haben einen Todesfall erlebt leider im engsten Kreis aus der Familie und da war das Kopftuch
263 dann natürlich schon da. Oder zum Beispiel sind wir einmal mitgenommen worden, da ist ein
264 Paar von der Hadsch zurückgekommen, und wenn wer von der Hadsch zurück kommt, dann
265 gibts einen riesen Empfang und alle gehn sie besuchen und bringen Geschenke blabla und da
266 habens gsagt wir müssen ein Kopftuch aufsetzen und da hab ich gsagt das mach ich nicht

267 (lacht) und heut hätt ich damit kein Problem. Also wenn ich in eine Moschee geh, dann setz
268 ich auch ein Kopftuch auf also, aber das war damals justament nicht möglich. Und ich denk,
269 das hat, das war auch ein Gegenübertragungsphänomen eigentlich. Das hat damit zu tun
270 gehabt, dass wir ja schon auch das Privileg hatten, dass wir auch so bei Männerrunden dabei
271 sein durften und da mitreden, zumindest so zuhören. Und da wars so, dass dann natürlich
272 auch viele Fragen von den Männern gekommen sind. Und zum Beispiel an eine Frage kann
273 ich mich noch gut erinnern: “Stimmt das eigentlich, dass die Europäerinnen, wenn ihre
274 Männer in der Früh zur Arbeit gehn, äh den Wohnungsschlüssel außen anstecken, damit die
275 anderen Männer alle reinkommen können, für Geschlechtsverkehr oder sonstige
276 Vergnügungen” ja , was mich damals wahnsinnig empört hat (lacht)... oder so Fragen über
277 die Religion. Ich mein ich war damals auch schon überzeugte Atheistin. So religiös, wie dort
278 in dem Dorf war ich vorher und nachher nie (lacht) ...das war auch so eine Gegenreaktion
279 (lacht) also zum Beispiel “na eure Religion”, also so abwertende Fragen “wie kann man so
280 blöd sein und drann glauben, dass eine Jungfrau ein Kind krigt?” ja zum Beispiel ja, oder so
281 so “irgendwie is eure Religion krank, wenn Priester nicht einmal heiraten dürfen” ja solche
282 Sachen. Und ich hab irgendwie da eine Abwehr entwickelt und dieses Kopftuch hat diese
283 Abwehr symbolisiert. So ich bin bereit mich auf alles mögliche einzulassen, aber dieses
284 Stückchen Identität lass ich mir nicht nehmen ja (lacht) und dass hat sich komischer Weise
285 über dieses religiöse Symbol abgewickelt, was mich selber damals erstaunt hat, also ich war
286 sehr überrascht über meine eigenen Reaktionen.

287 I: Und haben sie das auch akzeptiert?

288 B: Ja ja. Da gabs ein riesen Palaver und ähm ich weiß nicht mehr genau, eine der Frauen,
289 eine der älteren Frauen is dann, wir sind dann zu diesem Hadschbesuch mit, und eine der
290 älteren Frauen hat dann der Frau die empfangen hat, die von der Hadsch gekommen is, das
291 erklärt, dass wir eben keine Musliminnen sind, aber auch gerne sie willkommen heißen
292 wollen, und dass wir kein Kopftuch tragen und ob das möglich is. Und die hat gsagt jaja kein
293 Problem. Also das war, das is dann arrangiert worden und war dann kein Problem. Aber das
294 war notwendig und das war gut, das war auch ein gutes Gefühl dann. Also ja auch ein Gefühl
295 von Sicherheit und irgendwie auch aufgenommen werden und Geborgenheit und Akzeptiert
296 werden und ja das war gut.... und ein Mechanismus sich abzugrenzen, war die Krankheit,
297 also krank zu werden und sich damit Rückzugsraum zu verschaffen, dass Tor schließen zu
298 können im offenen Haus. Also das war auch eine Strategie glaub ich von Nähe und
299 Distanzregelung, wenn man es in diesen Kategorien fassen möchte. Oder zum Beispiel, was
300 wir auch gemacht haben, es war ja absoluter Alkoholverbot. Also da hat kein Mensch
301 Alkohol getrunken und die Sabine und ich wir habens uns zum Ritual gemacht, dass wir
302 sicher alle zwei Wochen einmal in die Kreishauptstadt gefahren sind und uns dort hin und
303 wieder ein Hotelzimmer genommen haben, und denen halt irgendwas erzählt haben, was ma
304 machen und zu tun haben und das wir halt irgendwelche Freunde treffen oder so irgendetwas
305 ja und weswegen wir auch über Nacht wegbleiben und wir sind essen gangen und haben uns
306 den Raki hinter die Binde gegossen (lacht) also das war auch so ein so was was wir einfach
307 auch gebraucht haben. Eine gewisse Distanz auch herzustellen und unser Eigenes auch
308 irgendwie wieder zu finden. Is zwar komisch dass das übern Alkohol rennen muss, aber das
309 hama braucht. Oder einfach auch stundenlang in einem Restaurant sitzen können und reden
310 können und dabei auch Alkohol trinken und diese Freiheit oder diesen Begriff von Freiheit
311 leben zu können. Das war notwendig für die Nähe-Distanz-Regulation, weil es war die ganze
312 Zeit wahnsinnig nah. Und auch körperlich sehr nah. Also pff mit diesen Frauen in den
313 segregierten Räumen, da hat sich teilweise abgspielt, wo mir die Schamesröte
314 hochgestiegen is (lacht) ähm so auch für mich sexuelle Annäherungen von Frauen,
315 körperliche Annäherungen, wo ich irgendwie das Gefühl ghabt hab “mm weg von mir!” also
316 und die haben das wahnsinnig lustig gfunden und die haben sich teilweise auch den Sport

317 draus gmacht, uns die Schamesröte ins Gesicht zu jagen (lacht) und haben sich irrsinnig
318 abghaut. Also so, wenn sie in Frauenrunden gessen sind, da hats Tee gegeben, Musik und sie
319 haben getanzt und dann sind die Kopftücher gefolgt und die Haare sind geöffnet worden
320 und dann is Bauchtanz getanzt worden und dann eben auch so körperliche Berührungen. Also
321 mir haben welche untern Rock gegriffen, wo ich mir gedacht hab, das is ma jetzt zuviel. Da
322 bin ich auch böß worden und hab gsagt nein das will ich nicht. Und zuerst einmal habens
323 gschaut und dann haben sie sich einen Spaß draus gmacht und mich halt geärgert.

324 I: Mich würds jetz weiter interessieren, welche Strategien es für Studenten gibt, in der
325 Feldforschung mit solchen Problemen konstruktiv umgehen zu können?

326 B: Ja da gibt es viele Ideen. Sowohl theoretisch als auch praktisch. Also ich hab zum Beispiel
327 sehr spät meine Diss geschrieben und da gings um ethnotherapeutische Beziehungen und für
328 mich is meine Arbeit hier tagtägliche Feldforschung nur ein bisschen angenehmer, weil sie in
329 meiner Herkunftsgesellschaft passiert und trotzdem im Kontakt in der Beziehung taucht man
330 in sehr fremde Welten ein und auch kulturell fremde Welten ein. Und also das is für mich
331 auch Teil von Feldforschung. Der Unterschied für mich is der, dass wenn ich in ein fremdes
332 Land gehe, dann hab ich einfach den Kulturschock und ich hab die Migrationskrise. Also auch
333 in der ethnologischen Feldforschung, wenn die über einen längeren Zeitraum geht, wo ich
334 wirklich da auch hineintauche in diese Gesellschaft in der ich mich befinde, dann komm ich
335 unweigerlich in die Migrationskrise. Und da gibts ein klares Konzept, da gibts klare
336 Symptome, die sich auch klar fassbar entwickeln. Und wenn ich davon weiß und mich selbst
337 beobachte, dann kann ich das bei mir auch feststellen und schon auch dieses Wissen macht
338 auch weniger Angst. Also weil ich hab ja schon auch bemerkt wies mich und dann auch in
339 der ersten Feldforschung mit der Sabine, wies uns gebeutel hat und wir das alles überhaupt
340 nicht gewusst haben ja. Und auch was das Fremde, dieser Kulturschock, dieses
341 Aufeinandertreffen des Fremden mit dem Eigenen, was das psychisch auch auslöst. Wenn wir
342 das gewusst hätten, hätten wir uns viel leichter getan und hätten auch viel weniger Angst
343 ghabt, bin ich mir ganz sicher. Und ich glaube, dass auch hier, also das wär eine gute Idee für
344 eine Lehrveranstaltung, das man das auch hier üben kann. Der Reichmayr hat das ja mit
345 seinen Studenten auch immer wieder gemacht und zwar mit Hilfe von Textanalysen. Auch ein
346 Text löst bei mir eine Gegenübertragungsreaktion hervor und das kann man da üben es
347 sozusagen dingfest zu machen und dann kann ich das auch im Kontakt mit Menschen
348 Also einerseits mit dem Migrationskonzept, mit dem Kulturschockkonzept. Und eben auch
349 mit dem Konzept der Übertragung und Gegenübertragung zu üben, um diese auch erkennen
350 zu können.

351 I: Eine weitere Frage wäre jetz, was Sie als die Stärken und das Besondere der
352 Ethnopschoanalyse ausmachen würden?

352 B: Naja also ich denk mir, dass was die Ethnopschoanalyse kann ist, das Unbewusste im
353 kulturellen Kontext zu erfassen. Ich wüsste nicht mit welcher Methode das sonst ginge, und
354 zwar auch klar benannt. Viele tuns ja, aber benennens nicht. Also was weiß ich, wenn ma die
355 klassische teilnehmende Beobachtung in der Ethnologie, da, ich habs nie ganz verstanden,
356 wie die das machen ehrlichsgagt. Also nämlich sozusagen auch wissenschaftlich sauber zu
357 arbeiten. Das hängt dann halt auch immer vom Wissenschaftsbegriff ab, wie man
358 teilnehmende Beobachtung so einfach macht, ohne diese Übertragungsgeschichten klar zu
359 haben und zu benennen. Ich weiß nicht wies geht und ich könnts auch jetz garnicht mehr
360 sagen wies geht. Weil ich hab das damals ganz stark bemerkt in dieser ersten Feldforschung
361 mir fehlt da ein Werkzeug, ich weiß nicht, wie ich tun soll. Und mit der EPA hab ichs dann
362 bekommen, dieses Werkzeug und war irrsinnig erleichtert. Aber wir sind beide irrsinnig
363 gestrudelt und haben eigentlich net wirklich gwusst, wie ma tun solln. Und ich mein jetz is es
364 auf der Ethnologie a bissl besser, weil da gibts ja mittlerweile hunderttausend Seminare zur
365 Methodik. Wir hatten damals überhaupt keines. Methodenseminar also gabs nicht. Und das is

366 ja jetzt besser. Da wird ja auch Empirie sozusagen geübt. Aber da kenn I mi net wirklich aus,
367 deshalb tu I mir da schwer das zu vergleichen. Aber nur wie gsagt, das was ich weiß über
368 teilnehmende Beobachtung, wie ich ja auch versucht hab, das zu machen, aber gmerkt hab I
369 kann das net, weil I net weiß wie ich das tun soll ja. Ich seh was, ich erleb was und beschreib
370 das, aber das sind so viele Mißverständnismöglichkeiten und Fehlermöglichkeiten drinnen
371 also und da gibts kein kein wie soll ich sagen, ein Instrument um das irgendwie zu
372 relativieren. Und mit der Analyse der Übertragung und Gegenübertragung hat man einfach
373 wirklich ein Instrumentarium, wo man das Eigene vom Anderen trennen kann. Also wo ich
374 meines und das ,was gehört dem Anderen, was gehört der Gesellschaft und dem Kollektiv
375 kann ich damit trennen. Und mit den sonstigen Feldforschungsmethoden meines Erachtens ist
376 das eigentlich nicht möglich. Das is so ein Mischmasch. Dann kommen so Sachen raus, wie
377 beim Malinowski 100 Jahre späterunverständlich

378 I: Können Sie mir dafür ein Beispiel geben?

379 B: Also ein Beispiel wär diese psychosomatische Reaktion von mir mit dem Bedürfnis des
380 Rückzugs, wo ich denke, dass das eigentlich dem Bedürfnis der Frauen in dem Soziotop
381 entsprochen hat, was sie sich mit Hilfe der Ohnmachtsanfälle verschafft haben. Ich habs mir
382 verschafft mit einer psychosomatischen Reaktion, mit Fieberanfällen, die keinen körperlichen
383 Grund haben. Aber das was ich mir geholt hab, und erreicht hab, was dasselbe, was sich die
384 Frauen mit ihren Ohnmachtsanfällen geholt haben. Und auch wir zum Beispiel ,wir sind zum
385 Arzt gefahren. Da mussten wir auch zur Dorfgrenze raus in die Freiheit in die Fremde. Da
386 durften wir auch raus. Das war ein sozial angesehener Grund. Also das is eine typische
387 Gegenübertragungsreaktion. Und hätten wir das damals gewusst, hätten wir sehr viel
388 schneller und einfacher klargekriegt, welche Dynamik in dem Soziotop bei den Frauen
389 virulent is, wie die das machen und hätten einfach schneller verstanden.

390 I: Wo liegen Ihrer Meinung nach die Grenzen der EPA? Welche Kritikpunkte können Sie
391 anführen?

392 B: Naja, natürlich gibts Kritikpunkte, die kommen aber alle von Nichtanalytikern würd ich
393 sagen. Also die klassische Kritik, die werden Sie ja kennen, sozusagen der Eurozentrismus im
394 psychoanalytischen Konzept des ödipalen Konflikts zum Beispiel. Ähm wo dann halt die
395 klassischen Ethnopschoanalytiker wie Parin, Morgenthaler etc halt ins Feld gegangen
396 is ja und ähm aber soweit offen waren, das sie, sie sind zwar beim Konzept des
397 Ödipuskomplexes geblieben, aber sie haben festgestellt, dass sozusagen die Art und Weise
398 des Auslebens bzw des Umgang oder die Lösung kulturell massiv differenzieren kann. Jetzt
399 kann man sich natürlich die Frage stellen is es da überhaupt noch zulässig vom
400 Ödipuskomplex zu sprechen ja. Aber ja ich mein auch die Psychoanalyse hat sich
401 weiterentwickelt und damals die relativ platten Annahmen des ödipalen Konflikts und dessen
402 Lösung, der Urmythos der dahinter steht ja gibts auch in der modernen Psychoanalyse in der
403 Form auch nicht mehr. Das wird alles viel differenzierter gesehn. Aber ja das fällt mir jetzt so
404 an Kritik ein. Auch wenn man die Bücher liest, die in den sechziger siebziger Jahren
405 entstanden sind, von Parin etc. oder auch von Devereux früher ähm da denk ich mir da kann
406 man viel kritisieren aber das is net unbedingt die EPA. Also da kann man beim Devereux,
407 wenn man das Buch liest "Realität und Traum". Das is ja, Ende der fünfziger Jahre hat er das
408 geschrieben und das is ,find ich, wenn man sich die Fallgeschichte anschaut und deren
409 Analyse, eine ganz eine saubere Arbeit. Nur hat ers versucht in ein theoretisches Konzept
410 hineinzustopfen, das damals irgendwie modern war und er auch musste, weil die Person die
411 diese Abreit betreut hat, ich glaub es war seine Habil oder so, jedenfalls war das eine
412 klassische Vertreterin der Cultur-and-Personality Forschung mit diesem Culture-Area
413 Konzept ja und do hot er des irgendwie hineingepresst und das merkt man auch ganz stark.
414 Am Anfang und Ende der Arbeit versucht er zu argumentieren, warum das für diese Theorie
415 spricht und man sich denkt, das is bei den Haaren herbei gezogen. Das hätt er sich schenken

416 können. Hats aber machen müssen, nehm ich an, um die Gelder für die Forschung zu
417 bekommen. Aber das hat nix mit der EPA zu tun, sondern einfach mit dem unter welchen
418 Bedingungen Forschung gemacht wird ja. Ansonsten, ich überleg grad, was könnt ma noch,
419 was könnt ma als Kritik an der EPA aus heutiger Sicht anbringen, fällt ma eigentlich nix ein.

Interview 2

I: Interviewerin

Bremen, 17.01. 2008

B: Befragte

1 I: Wie sind Sie zum ersten Mal mit der Ethnopschoanalyse in Kontakt gekommen und wie hat
2 das ihre weitere berufliche Laufbahn beeinflusst? Wie war Ihr persönlicher Zugang?

3 B: Ich hab ja eine Psychoanalyse angefangen und habe daraufhin erst Psychologie studiert. Das
4 war so meine Motivation, wie ich da dazu kam und hab dann auch speziell Psychoanalyse
5 studiert. Und dann waren da diese politischen Bewegungen, und dann kam dann immer mehr
6 die Gesellschaft ins Auge ins Feld. Und da war in Zürich dann die Ethnopschoanalyse, die wir
7 gelesen haben, den Paul Parin und dann hab ich beschlossen auch Ethnologie zu studieren. In
8 der Zeit hab ich auch Mario Erdheim kennen gelernt und er war Ethnologe und er hat auch eine
9 Psychoanalyse gemacht und ich war eben von der anderen Richtung. Zuerst bei einer
10 Lacanianerin in Zürich in Analyse, ein paar Jahre und später ging ich dann zu Paul Parin in
11 Analyse. Und durch dieses Studium in Ethnologie hat sich dann auch das geschlossen, weil ich
12 glaub man muss beides studiert haben, um das wirklich zusammen bringen zu können. Das
13 machen Sie ja jetzt auch? Das war motiviert durch die politische Bewegung nach 68.

14 I: Also Sie haben schon psychoanalytisches Wissen bei Ihrer ersten Feldforschung gehabt in
15 Mexiko?

16 Ja, da war ich dann schon sicher fünf Jahre oder sechs in Analyse gewesen und habe ein
17 Psychologiestudium hinter mir gehabt.

18 I: Und ist im Ethnologiestudium auch Psychoanalytisches vorgekommen oder war das so
19 parallel?

20 B: Nein das war, das hab ich dann parallel gemacht auch zur Ausarbeitung meiner Dissertation
21 fast (lacht).Aber dass haben der Mario und ich dann gelehrt, Ethnopschoanalyse.Erund später
22 ich. Ich hatte dann auch einen Lehrauftrag oder Assistenzstelle für die Ethnologie der Frau
23 hieß es damals, Genderethnologie und Ethnopschoanalyse.

24 B: Dann gab es diese Culture and Personality Schule, Kardiner und so weiter, aber vor allem
25 haben wir Devereux aufgenommen, stark. Und ich hab immer auch Marx aufgenommen
26 (lacht), das war mir ganz wichtig und natürlich die Arbeiten der Parins und weitere Arbeiten zb
27 von Bryce Boyer über die Inuit, der hat auch so ethnopschoanalytisch gearbeitet und dann
28 alle Werke die in der Ethnologie entstanden sind mit einem Subjektbezug. Wie der Tobias
29 Schneebaum, der dann über seine eigene Feldforschung geschrieben hat im Amazonas. Wo
30 man dann nochmal kucken konnte, wie dieses Zwischenspiel zwischen Subjekt und
31 Kulturerforschung sich gestaltet. Psychoanalytische Texte.

32 I: Als Sie den Beschluss gefasst haben, auf Feldforschung zu gehen, welches Werkzeug haben
33 Sie mitgenommen?

34 B: Wie war das jetzt? Einerseits wusste ich , ich will eine Ethnographie machen, ich will mit
35 Frauen Gespräche führen und den Kontext ihrer Welt verstehen, natürlich auch politisch oder
36 ökonomisch begreifen, wie sie situiert sind. Das waren ja Frauen von indianischen Bauern die
37 oft migrierten in die USA. Ein komplexes ökonomisches Feld um sie herum mit dem Kapital,
38 das diese Arbeitskräfte abzog. Das fand ich alles schon sehr spannend und das war schon eine
39 große Vorbereitung und Arbeit, sich das zu vergegenwärtigen. Und dann hatte ich schon den
40 Anspruch eben etwas über die Psychodynamik oder über die bewußten und unbewußten sagen
41 wir Funktionsweisen, Phantasien und Wünsche dieser Frauen zu begreifen, wie sie ihr Leben

42 gestalten. Und das war dann die Idee, ja das hab ich einfach so, wie Parins es gemacht
43 haben, die Idee ich mach eine Sequenz von Gesprächen mit den gleichen Frauen, also eine
44 Zentrierung auf einige Personen und dann diesen Ablauf von Gesprächen, weil da entsteht ja
45 erst eine Psychodynamik, die man auch, sagen wir mit einigem Recht überhaupt mit
46 Legitimität interpretieren kann, ohne dass man immer nur was überstülpt über einzelne Sätze
47 oder einzelne Passagen, das sich das immer wieder bestätigt im Verlauf. Das war dann schon
48 dieser analytische Anspruch. Ich hatte eben da schon diese Ausbildung in Psychotherapien und
49 äh ich glaube ich habe da noch nicht wirklich Patienten gehabt so große Psychoanalysen
50 gemacht, mehr so Psychotherapeutische. Und meine eigene Analyse. Also es war so ein
51 Mittelding, das war mir schon klar. Ich bin ja nicht so dreißig Jahre Erfahrung wie die Parins
52 im Feld, und noch als Gruppe. Ich war ja allein. Und so war meine Technik eben diese Stunden
53 immer sehr genau aufzuschreiben, was ist da gelaufen und was hat das in mir ausgelöst. Das
54 war dann schon sehr viel, das alles zusammen und dann ging ich ab und zu in Supervision in
55 Mexiko in die Hauptstadt, zu Marie Langer oder zu Armando Pauleo, was dann auch nicht
56 immer geklappt hat. Das war ne große Reise und war danach so wie ein Kulturschock, vom
57 Dorf zur Stadt. Ähm und vieles hab ich dann auch erst zuhause ausführlich in der Sequenz
58 auswerten können und verstehen
59 können, was da gelaufen ist, wobei natürlich im Feld ja auch man in eine Bewegung
60 hineinkommt, die man begleitet. Das könnt ich heute sicher besser, als damals. Aber es war so
61 wies war.

62 I: Was würden Sie heute anders machen?

63 B: Ich würde vielleicht versuchen eine Gruppe zu sein, also zu zweit oder zu dritt und
64 vielleicht etwas mehr Austausch zu haben. Das war schon, relativ war ich alleine und das war
65 natürlich auch extrem fordernd. Um gleich den Überblick zu haben, was in der fremden Kultur
66 für eine Dynamik passiert.

67 I: Welche Strategien haben Sie da für sich angewendet, um damit umzugehen?

66 B: Das Forschungstagebuch und das hab ich auch immer wieder Freunden geschickt, dem
67 Mario und den anderen. Manchmal haben sie geantwortet und manchmal nicht. Ja das.

68 I: Welche Probleme können während einer Feldforschung auftreten, und wie kann die
69 Ethnopschoanalyse dabei helfen?

70 B: Ich glaube ein wichtiges Element in der Feldforschung ist, das man wirklich in eine fremde
71 Kultur kommt, einen Kulturschock hat. Und Kulturschock bedeutet, man ist nicht vertraut,
72 man kann sich nicht zurückziehen auf die eingeübten Schutzmechanismen oder
73 Umgangsbewältigungsmechanismen und insofern hat man immer eine Verunsicherung und
74 man hat immer eine Art Ohnmachtserlebnis. Und das ist schwer zu bewältigen glaub ich, weil
75 sonst haben wir nicht so gern Ohnmachtserlebnisse, wir sind lieber souverän. Und dann gibt es
76 eine ganze Reihe von Abwehrmechanismen, Ausdrucksformen dieser Ohnmacht und
77 Unsicherheit. Ich erinnere mich, wie wir mit einer Studentengruppe in Mexiko waren. Die
78 einen redeten immer von den "Stink-Mexis", also sie haben sie richtig entwertet, weil sie
79 nicht fertig wurden mit diesem Gewusel da in der Hauptstadt und der Armut. Und ein anderer
80 sagte immer "Ich muss auf den Popkatepetl, ich muss den Überblick bekommen" (lacht).
81 Symbolisch dann den Überblick bekommen (lacht) und er hats gemacht. Zwar nicht ganz
82 oben, aber er ging da ziemlich hoch hinauf. Und das ist so eindrucksvoll, was für Formen es da
83 gibt. Und andere haben da immer gegluckt und Feste gehabt, so trinken und Kontakt mit
84 Leuten. Und wieder andere haben sich als Paar sehr zusammengeschlossen und sind da auch
85 zum Teil ganz versackt in Krisen in ihrem Dorf, wo sie eigentlich nur mit sich selber
86 beschäftigt waren. Also es gab sehr viele Formen. Eine andere hat zum Beispiel im Tagebuch
87 minutiös genau aufgeschrieben, was sie macht, also "ich steh auf, ich putze mir die Zähne, da
88 ging mir das durch den Kopf" und ja und eigentlich die Feldforschungsdaten sind auf der
89 Strecke geblieben. Sie hat zu sehr sich auf sich selber zentriert, und nicht ähm die Beziehung

90 beschrieben im Tagebuch. Und eben die Ängste und die Abwehr oder was das auslöst, dass sie
91 jetzt raus muss und nicht Lust hat. Das hat sie vielleicht noch gesagt, aber dann gings schon
92 weiter. Das war alles sehr sehr spannend, was da alles zusammen kam. Und das sind ja alles
93 Ausdrucksformen von dieser Ohnmacht und Unsicherheit, und damit fertig zu werden, ist
94 glaub ich eine der größten und ersten Aufgaben, um zu verhindern dass eben diese
95 kulturspezifischen und ethnozentrischen Schutzmechanismen in Gang kommen, wie
96 Abschottung und Entwertung usw. Weil dann ist man für das Feld nicht mehr da, nicht mehr
97 offen und sensibel mit seiner Wahrnehmung.

98 I: Welche Abwehrformen haben Sie bei sich persönlich wahrnehmen können?

99 B: Idealisierung zum Teil, das ich das alles ganz toll fand. Und danach Identifizierung, dass ich
100 mich zum Teil sehr eingelassen habe auf die Frauen und dann gemerkt habe, die sind auch
101 mal unfreundlich, die hetzen den Hund hinter mir her, wollen mich ausnehmen oder so. Gab
102 plötzlich auch Spannungen. Ja und vielleicht auch eine Art, also der Armando Pauleo, mit
103 dem ich da manchmal geredet hab, der kam aus Argentinien, und der hat dann immer gesagt,
104 du bist paternalistisch, also du meinst ja du kannst denen irgendwie helfen, du hast
105 irgendwelche Phantasien und verbietest dir auch alles was du brauchst, also dass du einfach
106 mal in ein schönes Hotel gehst oder das du mal schwimmen gehst. Da in der Nähe gabs
107 warme Quellen. Und so hat er mich sehr kritisiert. Weil ich dann, ich war ja auch sehr jung,
108 dass ich relativ radikal da gelebt hab und das auch auf mich genommen hab, wie sichs da
109 lebt. Das war natürlich dann auch ein Weg mit dem schlechten Gewissen fertig zu werden,
110 dass man nicht so arm ist, wie sie, dass man zu den andern gehört, zu den Weißen. Und das
111 hab ich dann so bewältigt, indem ich relativ ernst und stringend immer da war und gelebt
112 habe in einem alten Haus von ehemaligen Evangelisten, die die Bibel auf Otomi übersetzten.
113 Es war mitten im Dorf. Das waren meine Schutzmechanismen, wenn man so will, so
114 Anpassungsmechanismen auch, wo dann andere Seiten weggefallen sind, dass ich mehr für
115 mich geguckt hätte. Auch meine Position. Klar bin ich, gehör ich zu denen, aber bei uns gibts
116 auch verschiedene. Also das ich das offener diskutiert hätte, diesen Widerspruch eine Weiße
117 zu sein und dass es bei den Weißen auch Differenzen gibt. Dann hätt ich auch weniger streng
118 leben müssen vielleicht. Die Askese. Es war schön, ich bereue garnicht es war ganz toll. Die
119 Tortillas, die mir eine Frau machte mit den Soßen und einmal ein Ei. Also es war eine schöne
120 Zeit.

121 I: Wie sind Sie mit diesem Einsamkeitsgefühl zurechtgekommen?

122 B: Ja ich habe diese Tagebücher geschrieben, auf einer kleinen Reiseschreibmaschine und
123 habe diese immer Nachhause geschickt in die WG, wo alle warteten und gelesen haben. Und
124 ich habe dieses Ideal der Ethnopschoanalyse im Kopf gehabt, das hat mich sehr begeistert
125 am Anfang. Und dann hab ich relativ also nicht so schnell eine Art Freundschaft gefunden
126 mit ein paar Frauen im Dorf. Das waren Freundschaften, da ging ich auch abends hin, wenn
127 ich Sorgen hatte oder wenns mir schlecht ging. Dann haben wir ach darüber geredet. So ist
128 das dann auch zu einer Art Leben geworden, wo ich nicht mehr allein war. Aber es war auch
129 in dem Nachbardorf eine Entwicklungshelfergruppe. Die war zusammengesetzt aus
130 Franzosen, Mexikanern, und einer Costaricanerin und die haben die Radiostation und
131 Educacion bilingue, also Zweisprachige Erziehung gefördert und die wohnten in einer WG
132 und da ging ich auch regelmäßig zu Fuß hin, so acht Kilometer. Später hatte ich dann ein
133 Auto.

134 I: Welche Rolle spielen Ängste im Feldforschungsprozess und welche Strategien haben Sie
135 angewendet, um damit konstruktiv umzugehen?

136 B: Also eine meiner Ängste war, dass ich nicht als Ausbeuter dasteh und dass sie mich nicht
137 vorallem so erleben, dass ich da als die Gringa komme und alles besser weiß. Und da hab ich
138 dann diese Formen gefunden, mich einzugliedern ins Dorf, als Weiße natürlich aber doch

139 einzulassen, mitzumachen. Und über Identifikation vielleicht. Vielleicht hab ich, also heute
140 würde ich sagen, ich würde mehr spielerisch umgehen mit der Differenz zwischen ihnen und
141 mir. Würde das mehr ansprechen und sagen, klar ich hab jetzt eben, ich hatte kein Auto am
142 anfang, und hab eben mehr Ressourcen als du, und man hätte mehr darüber reden können.
143 Das hab ich nicht so explizit, schon klar, aber nicht so, wie mans heute vielleicht machen
144 würde. Heute ist das das Thema mit Differenz umzugehen. Damals war es eher das Thema ja
145 wir sind sowieso alles Ausbeuter und zu beweisen, wie man das verhindert und wie man
146 Respekt hat für den anderen und ihn ernst nimmt. Das war schon auch eine andere, andere
147 Ideale waren vorhanden.

148 I: In welchem Zusammenhang spielen hier Übertragungen eine Rolle?

149 B: Ich war da in bestimmten Rollen und habe etwas ausgelöst aus ihrer Geschichte und sie
150 haben diese Erfahrung aus der Geschichte wieder bei mir deponiert und erwartet, das ich sie
151 auch, dies oder jenes mit ihnen tun werde, wie das in der Geschichte vorhanden war.

152 Beispielsweise wurde ich eine Zeit lang als Kommunistin betrachtet, die den Dorfbewohnern
153 alles wegnehmen will, oder sie verdächtigten mich Evangelistin zu sein, die sie missionieren
154 will. Und dass hat natürlich in meiner Gegenübertragung ,diese Ängste die sie hatten, diese
155 Art Bemühung ausgelöst mich immer wieder zu beweisen, ich bin nicht böse ich tu euch
156 nichts. Das war die Reaktion auf diese Übertragung. In der Feldforschung gehts weniger um
157 persönliche Übertragung, sondern um historische, politische Verhältnisse. Auch ich sah in den
158 Dorfbewohnern am Anfang vorwiegend die Opfer des Imperialismus oder Rassismus. Und
159 diese Projektionen beschränken die Wahrnehmung der Realität und verhindern die
160 Begegnung von Subjekten.

(...)

161 I: Wo sehen sie die Stärken und das Besondere der Ethnopschoanalyse und wo sehen Sie die
162 Grenzen?

163 B: Die EPA versucht eben das Subjekt in der Kultur mithereinzumehen. Das ist sehr
164 spannend, wenn man schon die Kultur untersucht, dann kann es eben leicht sein, das es
165 ausfällt, das es auch Träger der Kultur gibt. Die Menschen, das die auch wieder Motivationen
166 haben die Kultur zu füllen, oder zu verändern zu gestalten, das find ich sowieso spannend,
167 weil ich denke ohne Kultur könnten wir garnicht überleben. Wir brauchen ja immer wieder
168 auch Ausdrucksformen für unsere eigenen unverarbeiteten oder halb bewussten Wünsche und
169 Erfahrungen, die wir eben gestalten können. Und das entlastet uns auch. Nicht nur
170 verdrängen, sondern wir gestalten ja auch ganz viel, von unseren eigenen Bewegungen. Und
171 das find ich ganz eindrucksvoll weil oft kann man dann in einem kulturellen Objekt auch
172 wieder erkennen, was es ausdrückt von einem Menschen, was es gestaltet. Da kommt etwas
173 zum Ausdruck. Das find ich spannend, dass immer wieder auch der Mensch mit seinen
174 Grundbedürfnissen derjenige ist , der Kultur ein Gesicht gibt. Auch mit seinen
175 Abwehrbedürfnissen. Auch eine Atombombe ist ein Teil einer Kultur, oder Gefängnisse oder
176 Hochglanzhäuser der Firmen usw, es gibt ja so viele Formen. Und wenn Kulturstudium oder
177 Kunststudium und all diese Sachen, nur noch in den Gegenständen abgehandelt werden, dann
178 geht ja gerade das verloren, was uns ja hilft vielleicht auch zu begreifen, wie eine
179 Gesellschaft funktioniert mit den Menschen drin. Wo man ansetzen kann, oder wie man sie
180 humanisieren kann weiterhin. Das finde ich ist ein Potential in der EPA, das sie eine
181 grundsätzliche Orientierung auf den Menschen hin hat, als einen Träger der Gesellschaft
182 einen Akteur der Gesellschaft. Und zweitens was ich auch finde, was besonders ist, das sie
183 durch die Technik, wie man vorgeht, eben auch immer wieder dieses Verhältnis zwischen sich
184 und dem Feld und dem Gesprächspartnern zu reflektieren, eine Art Transparenz im
185 wissenschaftlichen Erkenntnisprozess erzeugt, der sonst sehr selten da ist. Also wie sind die
186 Daten überhaupt entstanden, und wie sind sie durch das Subjekt des Forschers geprägt

187 worden. Das ist eigentlich sonst sehr selten sichtbar, wird alles objektiviert. Und darin sehe
188 ich auch eine sehr wichtige grundsätzliche ähm Struktur denk ich, die auch wieder im Grund
189 eine Voraussetzung ist, um eine Gesellschaft zu humanisieren. Wenn immer der Einbezug des
190 Subjekts, des Bewusstseins, warum denk ich das, oder warum komm ich zu dem Resultat, was
191 hat das auch mit mir zu tun, dann kann man nur gute Projekte machen für die Gesellschaft,
192 wenn das drin ist und sonst nicht, sonst ist es wieder abgehoben.

193 I: Und sehen sie Grenzen?

194 B: Grenzen? Ja klar (lacht). Weil es auch auf die Subjekte bezogen ist, und weil es eben nicht
195 eine Wissenschaft ist, die jetzt nicht sagen wir in großen Makro-Zusammenhängen denkt,
196 sondern die Makrozusammenhänge sind immer der Rahmen innerhalb dessen dann dieses
197 Zwischenspiel zwischen Subjekt und Gesellschaft oder Individuen und Mitglieder der
198 Gesellschaft und ihren Objektivationen stattfindet. Das ist einfach etwas anderes, als eine
199 Sozialwissenschaft, als Soziologie oder Politologie, die eben mehr die strukturellen
200 Zusammenhänge einer Gesellschaft reflektiert. Und das sind Grenzen. Das machen wir genau
201 nicht. Sondern wir nehmen dieses Denken oder Wissen von denen an. Informationen
202 innerhalb dessen wir dann diese menschlichen Aktionen inklusive Forscher situieren.

Interview 3

I: Interviewerin

Freiburg, 27.02. 2008

B: Befragte

1I: Wie sind Sie zum ersten Mal mit der EPA in Kontakt gekommen und wie hat das Ihre weitere
2 berufliche Laufbahn beeinflusst?

3 B: Ich bin zum ersten Mal an der Universität in Zürich auf die EPA gestoßen und zwar
4 vor allem durch die Personen von Mario Erdheim und Maya Nadig. Ich hatte mich aber damals
5 schon sehr interessiert für die Freudsche Psychoanalyse und ich studierte damals Psychologie
6 zunächst an der Universität Zürich und im Nebenfach Ethnologie und dort lehrten eben Maya
7 Nadig und Mario Erdheim und das hat mich ach kurzer Zeit bewogen die Studienrichtung zu
8 wechseln weil eben die EPA eigentlich meinem Interesse an Psychologie viel näher kam als das
9 Studium das Anfang der 80er Jahre. Also das Psychologiestudium war damals schon recht
10 verschult und ich hätte vor allem Statistik lernen müssen und hätte kaum eben mich mit Fragen
11 zunächst im Psychologiestudium befassen können, die mich eigentlich interessierten, eben
12 Fragen des subjektiven, also der subjektiven Wahrnehmung überhaupt. Fragen in denen es
13 eben auch um Emotionen ging, um Gefühle und Ängste um Wünsche usw. 1983 hab ich in
14 Zürich mit meinem Studium begonnen. Besonders wichtig war für mich auch, dass Maya
15 Nadig gleichzeitig die Frauenforschung nach Zürich brachte. Sie war also gleichzeitig, sie
16 machte gleichzeitig EPA und Genderforschung wie wir heute sagen würden. Also sie brachte
17 diese Texte nach Zürich, die in den USA seit den 70er Jahren diskutiert wurden. Während des
18 Studium hab ich mich wirklich sehr intensiv mit der Methode der PA befasst, wie man die
19 in der Feldforschung anwenden könnte. Und bei meiner ersten großen Feldforschung in West-
20 Afrika, da war ich ein Jahr und habe mit Frauen Gespräche geführt, wobei für mich von
21 Anfang an klar war, dass ich eben nur eigentlich das Element des Tagebuches von dieser
22 Ethnopschoanalyse übernehme und das war klar. Das hab ich auch in der Dissertation die
23 dann aus dieser Feldforschung entstanden ist, klar so deklariert, das ich nicht in einem
24 solchermaßen fremden Kontext psychoanalytische Gespräche führen kann, dass es nicht
25 möglich ist, wenn man einen Kontext eigentlich zunächst eben garnicht kennt, durch
26 Gespräche zu führen. Das war für mich klar. Ich habe zunächst nur diese Elemente
27 angewendet, wo es darum geht, die eigene Wahrnehmung zu beobachten, das heißt vor allem
28 eben jeden Tag möglichst detailliert im Tagebuch festzuhalten, wie es einem persönlich
29 ergangen ist. Also bei einem Interview, bei einem Besuch, bei einer Informantin usw. Und ähm

30 was es für eine Bedeutung hat für meine weitere berufliche Laufbahn. Ähm das ist schwierig
31 zu sagen. Meine persönliche Einschätzung ist, dass es in der Schweiz heute nicht so sinnvoll
32 ist, wenn man zu sehr auf diese Methode hinweist. Es ist nicht möglich heute, es gibt keinen
33 Lehrstuhl in der Schweiz an dem EPA gefördert wird oder an dem EPA ernst genommen wird
34 und deshalb ist es eigentlich nicht besonders sinnvoll für meine jetzige berufliche Laufbahn ist
35 die EPA eigentlich ein bisschen in den Hintergrund getreten.

36 I: Was für Probleme können bei einer Feldforschung auftreten und wie kann die EPA dabei
37 helfen diese zu bewältigen?

38 B: Man kann das sehr allgemein beantworten. Also die EPA kann sicher dabei helfen, Dinge,
39 die man erlebt zu reflektieren, vor allem in Nachhinein darauf zu achten, was da eigentlich
40 genau passiert ist. Aber konkret welche Probleme eben auftreten, bei der die EPA helfen kann,
41 das müsste ich mir noch besser überlegen. Also für mich war es, ich war immer sehr glücklich
42 mit der EPA weil ich wusste, dass ich im Forschungsprozess selber auch einmal Fehler
43 machen kann, oder eben auch wenn ich eben Probleme habe mit der Abgrenzung, dass ich das
44 dann nachher einbeziehen kann in den weiteren Forschungsprozess, dass ich gerade aufgrund
45 solcher Störungen oder Irritationen auch eben wieder weiter kommen kann. Also die Kathrin
46 Juwin, die hat das sehr schön beschrieben, das das Wichtigste bei der EPA ist, dass die Zensur
47 verringert wird und das dies im Gegensatz zu diesen anderen Ansätzen sogenannten
48 Postmodernen Ansätzen, die sehr kritisch das Subjekt reflektieren, also eher vergrößert.

49 I: Haben sie mit der Methode der kontinuierlichen Aufzeichnung Effekte von
50 Gegenübertragung erfassen können?

51 B: Die erste Feldforschung in Burkina Faso, wo ich mich ein Jahr aufgehalten habe, das war
52 im Jahr 88/89, war das alles für mich noch sehr theoretisch auch das Problem der
53 Gegenübertragung, und vor allem das Problem in Burkina Faso war, dass keine Supervision
54 möglich war. Und ich denke nicht, dass man ohne Supervision, wenn man sowieso unerfahren
55 ist, viel über Gegenübertragung herausfinden kann. Es ist sicher ein anderer Punkt, wenn man
56 wieder zurück in der Schweiz ist und eine Supervision machen kann und da solche Dinge
57 diskutieren kann. Aber im Prinzip ist es nur möglich, eine Gegenübertragung festzustellen,
58 wenn man das dann nachher deutet und wenn sich das dann auch bestätigt, d.h. erst wenn diese
59 Deutung in der Beziehung etwas verändert. Aber solche Dinge habe ich nicht machen können,
60 nur aus dem Grund dass ich eben diesen Kontext auch zunächst besser kennen lernen wollte
61 und auch garnicht diesen Anspruch hatte, eine Expertin für solche psychischen Prozesse
62 zwischen Informantin und Forscherin zu sein.

63 I: Wie finden sie das Gleichgewicht von Nähe und Distanz in der Feldforschung? Wie grenzen
63 sie sich ab?

64 B: Also das Problem der Abgrenzung stellt sich sicher in jeder Feldforschung bzw jeder
65 Beziehung und ich denke aber nicht unbedingt, dass die EPA besonders hilfreich ist. Da hat
66 mir eher das Motto meiner Betreuerin geholfen. Jemand der nichts von EPA verstand. Diese
67 Betreuerin hat uns schlicht und einfach gesagt, dass wichtigste wäre, dass wir uns wohl fühlen
68 sollen in der Feldforschung, möglichst gesund sind und das wir jeden Tag etwas tun sollten,
69 das uns gut tut und das es uns gut geht dabei. Im Nachhinein ist das für mich sehr EPA, aber
70 ich denk es wäre falsch zu sagen, dass es dafür die EPA benötigt. Ich denke jeder erfahrene
71 Forscher müsste das wahrscheinlich so sagen, wobei ich denke das diese Dinge in der
72 Wissenschaft ja stark tabuisiert werden und in diesem Fall war es vielleicht einfach ein
73 Glücksfall, dass wir eine Betreuerin hatten, die das nicht abgespalten hat, solche Dinge, die
74 wesentlich dafür verantwortlich sind, dass man nachher wieder offen auf die Informanten
75 zugehen kann, weil man selber einigermassen im Lot ist. Also das verstehe ich unter dem
76 Problem der Abgrenzung. Und ich denk, dass ist auch sehr stark persönlich geprägt, dass kann
77 man nicht unbedingt mit einer bestimmten Methode lösen. Das ist einfach ein Teil der eigenen
78 Biographie, wie man mit anderen Menschen umgeht und die EPA ist nur dazu da, dies

79 einzubeziehen bei der Bewertung der Forschungsergebnisse.

80 I: Können Sie mir etwas über Ängste im Forschungsprozess erzählen?

81 B: Eine der schlimmsten Ängste im Forschungsprozess ist die Angst, dass man nichts
82 herausfindet. Ich denke, das ist wirklich ein großes Problem, weil das Forschungsergebnis ja
83 erst am Schluss eben dann langsam sichtbar wird. Aber man muss unterscheiden also ich habe
84 damals bei der ersten Forschung, das war eine Forschung die ich selber finanziert habe, von
85 daher war es mehr die Angst aus diesen Daten keine Abschlussarbeit schreiben zu können, als
86 eben es ist sicher noch einmal anders, wenn man einem Geldgeber Rechenschaft ablegen
87 muss, was man eigentlich macht. Also ich hatte ein Erlebnis bei dieser Feldforschung in West-
88 Afrika, da hat mich eine Frau, die dann später meine Informantin wurde, mit Geschenken
89 überhäuft. Das wäre so ein Beispiel, das war für mich sehr unangenehm, weil ich wusste, dass
90 diese Frau nicht sehr viel Geld hatte und sie hat mich wirklich sehr reich beschenkt. Und da
91 kommt meine Biographie mit hinein, also mein persönlicher Umgang mit geben und nehmen.
92 Also in dem Moment, als ich das erlebt habe, war das nicht möglich methodisch anzugehen.
93 Das hätte eben dann eine Supervision notwendig gemacht. Aber ich habe das ausführlich
94 rapportiert. Das sind ja dann alle Dinge, die dann außerhalb des eigentlichen Interviews
95 stattgefunden haben und ich habe dann später sehr viel damit anfangen können, was da passiert
96 ist, wie es mir eben gezeigt hat, dass diese Leute, die ich da untersucht habe, ganz
97 Rolle spielt. Das wäre auch wieder dieser Punkt. Es ist sehr wichtig das wahrzunehmen, das es
98 unangenehm ist, was genau unangenehm ist und das eben auch fest zuhalten. Also ich hatte
99 noch eine zweite Forschung 2003 gemacht. Diese Forschung war über eine Mutter-Kindgruppe
100 mit kosovo-albanischen Müttern und ihren Babies. Und diese Gruppe habe ich zusammen mit
101 einer Kollegin durchgeführt. Meine Kollegin ist Ethnologin und arbeitet auch als
102 Therapeutin. Wogegen ich nur Ethnologin bin, also ich habe keine eigenen therapeutische
103 Erfahrungen. Es war von Anfang an sehr deutlich, dass wir sehr verschieden mit Nähe und
104 Distanz umgehen, mit anderen Worten mit dieser sogenannten Abstinenz. Meine Kollegin hat
105 sich sehr stark rausgehalten und wenig von sich erzählt. Wogegen ich von der Feldforschung
106 her gewöhnt war, durchaus etwas von mir preis zu geben, immer natürlich mit der Intention
107 dadurch interessante Geschichten herauszulocken, bei dem Gegenüber. Das hat dann
108 natürlich Konflikte gegeben, weil wir verschiedene Sichtweisen hatten. Ich denke für mich
109 eben ist das angemessene Gleichgewicht von Nähe und Distanz nicht einfach theoretisch
110 vorgegeben, sondern als Forscherin will ich einfach so viel wie möglich herausfinden und
111 will so neugierig wie möglich sein und verwende alle möglichen Mittel, um mein Gegenüber
112 zum Reden zu verführen und ich finde das ganz wichtig, dass es eben nicht eine
113 therapeutische Beziehung ist, wo ich diese Regeln der Abstinenz berücksichtigen muss. Ich
114 betrachte es vielmehr als eine soziale Beziehung, die natürlich immer sehr stark von einem
115 Machtverhältnis geprägt ist, weil ich eben die Forscherin bin, die sehr viele Interessen da
116 hineinbringt in diese Beziehung. Und das ist sicher ein anderes Thema das in Richtung
117 ethischer Fragen geht. Es gibt sicher sehr viele Unterschiede zwischen therapeutischer und
118 ethnologischer Beziehung.

119 I: Welche Möglichkeiten sehen Sie für Studierende mit der Angst im Feldforschungsprozess
120 fertig zu werden?

121 B: Ich habe die EPA selbst als Studierende kennengelernt und in der Feldforschung angewendet.
122 Ich finde es ist wichtig für die Studierenden, dass sie in ihrer Ausbildung damit bekannt
123 gemacht werden, dass Forschen in der Regel mit sozialen Beziehungen einhergeht, die auch
124 Angst auslösen können. Und in diesen Interaktionen spielen dann auch unbewusste
125 Haltungen eine wichtige Rolle. Die Studierenden müssen ihre Wahrnehmung dafür schärfen,
126 d.h. idealerweise würde das anerkannt, dass dieser Umgang mit Angst oder Emotion generell
127 eine wissenschaftliche Grundfähigkeit ausmachen. Soviel ich weiß ist es allgemein

128 anerkannt, das das Wahrnehmen als eine wissenschaftliche Grundfähigkeit anerkannt wird.
129 Dazu gehört eben auch, dass man die eigenen Gefühle wahrnimmt. Also ich habe in meiner
130 Funktion als Oberassistentin zwei Seminare durchgeführt über Kultur und Psyche und da bin
131 ich auf die EPA zu sprechen gekommen auf einer Uni in der Schweiz, die die PA eigentlich
132 nicht kennt oder beachtet und es ist klar, dass die Studierenden überfordert sind, wenn sie nur
133 im Rahmen eines zweistündigen, vierzehntägig stattfindenden Seminars mit dieser Methode
134 konfrontiert werden, weil sie sonst an der Uni kaum etwas davon hören. Das ist ja immer
135 eigentlich in der Wissenschaft, dass das soziale Prozesse sind, die da stattfinden, das da
136 durchaus Angst und Emotionen auch im psychoanalytischen Sinne das Unbewusste eine
137 wichtige Rolle spielt. Also in jenen Fächern, wo qualitativ geforscht wird, die Ethnologie
138 wäre dafür ein gutes Beispiel, ist es sicher unumgänglich auch für Studierende, die nie
139 etwas von EPA gehört haben, etwas aus den persönlichen Einstellungen und Haltungen zu
140 machen. Ich würde nicht sagen, dass man ohne EPA schlechter forscht. Ich würde nicht
141 sagen, dass die EPA die einzig gute Forschungsmethode darstellt. Aber sie ist sicher eine sehr
142 interessante Methode. Das Potential der EPA für die Sozialforschung ist sicher nicht
143 ausgeschöpft, weil sie eben nach wie vor nur marginal im Wissenschaftsbetrieb Platz hat,
144 weil auch heute noch die PA als Wissenschaft nicht anerkannt wird. Nur in ganz wenigen
145 Instituten, wo begeisterte Anhängerinnen sind. Aber das sind derartige Ausnahmen, die
146 wenig Einfluss auf die Forschung heute im deutschsprachigen Raum haben. In der letzten
147 Zeit ist es für mich nicht mehr so im Vordergrund gestanden die EPA, nicht zuletzt aus
148 karrieretechnischen Gründen, weil die Publikationen die ich da gemacht habe sind in der
149 Mainstream-Ethnologie auf kein großes Interesse gestoßen. Aber jetzt hab ich gerade mit
150 einer neuen Forschung begonnen und zwar in einem interdisziplinärem Team mit einer
151 Geographin und einer Pädagogin, die beide keine Ahnung von der EPA haben und eher
152 kritisch eingestellt sind und daher für mich eigentlich, ich kann jetzt noch nicht viel sagen,
153 aber für mich ist es sehr interessant zu sehen, dass ich das nicht mehr wegbringe, diese Art
154 der Wahrnehmung und die Art des Schauens und damit meine beiden Kolleginnen etwas
155 irritiere. Wir hatten zB jetzt ein Gruppeninterview in einer Schulklasse. Da gab es
156 verschiedene Kinder die betonten, dass sie es normal finden, dass sie Muslime sind. Also wir
157 forschen über religiöse Pluralisierung in der Schweiz und wir möchten die Perspektive von
158 Kindern dabei untersuchen. Für mich, wenn natürlich Kinder sagen, dass sie denken, dass sie
159 normal sind, dann nehm ich das sofort wahr als etwas, was wahrscheinlich heißt, dass sie
160 eben gerade nicht normal sind. Dann kommt der übliche Vorwurf der anderen, die dann
161 sagen, ja aber ich äh, wenn mir jemand sagt, ich bin normal, dann glaub ich das dem.
162 Während dem ich als psychoanalytisch orientierte Forscherin ja immer quasi hinter die
163 manifesten Worte schaue und eigentlich gerade aufmerksam werde. Es ist eben schwierig zu
164 sagen, ob das berechtigt ist. Zumindest im jetzigen Stand der Forschung ist das völlig offen,
165 ob ich mich vielleicht täusche, ob es sich eben nicht erhärtet, dass es sehr typisch ist, gerade
166 für Kinder die stigmatisiert werden, das sie dann ihre Normalität zunächst zu retten
167 versuchen in einer solchen Situation. Ich denke es ist aber gerade auch besonders interessant
168 mit Leuten zu arbeiten, die andere Methoden gelernt haben und das auszutauschen. Und
169 natürlich hätte man auch in einem Team, also diese letzte Mutter-Kind Forschung, da waren
170 wir ja beide epa orientiert, und da gab es trotzdem zwei völlig unterschiedliche
171 Interpretationen. Das gehört sicher auch dazu, wenn man im Team arbeitet, diese
172 Wahrnehmungen auszutauschen. Das steht vielleicht ein bisschen im Gegensatz zu meiner
173 ersten Feldforschung, wo ich alleine war, wobei ich betonen möcht, dass ich mit meinem
174 damaligen Partner in der Feldforschung war und dieser Austausch extrem wichtig war, also
175 dass man über die Dinge spricht, die man erlebt. Das wäre für mich ein wichtiger Aspekt,
176 dass wenn man keine Supervisorin zu Verfügung hat, immerhin ein Gegenüber hat. In dem
177 Fall war das ein ausgebildeter Ethnologe. Weil so ganz allein, würd ich jetzt behaupten kann

178 man nicht EPA machen.

179 I: Wo sehen Sie die Stärken und Grenzen der EPA?

180 B: Die Stärke ist ganz sicher, dass sie die Zensur verringert. Wobei ich würde jetzt behaupten,
181 dass das dann nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich ist. Und dazu würde
182 wahrscheinlich auch die eigene Analyse gehören, weil ja diese Zensur nicht nur etwas ist,
183 was außen quasi wirksam ist. Aber natürlich in der Wissenschaft ist das wirksam. Der Artikel
184 von Erdheim und Nadig ist eine Stärke der EPA, das sie eine Widerstandsmöglichkeit bietet
185 gegenüber solchen Tabus, die natürlich in allen gesellschaftlichen Zusammenhängen wirksam
186 sind. Dass man eben als sozialer Akteur immer genau weiß, was man eben nicht sagen oder
187 fühlen darf. Ich denke, dass wirklich ein großes Potential der EPA ist, das eben auch
188 unterdrückte Meinungen oder Wahrnehmungen sich Platz schaffen können und das würde
189 dann auch vielleicht neue Sichtweisen ermöglichen, während andere Ansätze stärker bei
190 Dingen haften bleiben, die man auch schon gewusst hat. Das wäre so ein bisschen meine
191 Hoffnung an die EPA, dass sie so einen Methode ist, die die Neugier nicht behindert, und die
192 Zensur wirklich ein bisschen verringert. Die deutsche PA weiß ja ganz genau, dass diese
193 Zensur so oder so wirksam ist und sich keiner da aus dem Staub machen kann. Also alle, auch
194 wenn wir uns mit PA befassen, können ja nur funktionieren, weil es diese Zensuren gibt und
195 diese Zwänge auch wie man sich eben zu verhalten hat, weil man sonst psychotisch wird.
196 Aber dass man darum weiß, das ist das Spezielle, das ist die Stärke der EPA. Dass man weiß,
197 dass es diese Zwänge gibt und dass man weiß was es bedeutet, zum Beispiel stigmatisiert zu
198 sein und das es dann Strategien gibt damit umzugehen. Und das das oft schmerzhaft
199 Erfahrungen sind, dann muss man das auch wieder zulassen können. Und die Grenzen der 200
EPA sind sicher die der PA überhaupt, dass wenn man das wirklich fachgerecht anwenden
201 will, ist das sehr teuer. Wenn man eine eigene PA machen will, braucht das sehr viel
202 Lebenszeit und sehr viel Geld und das ist nicht denkbar, dass das in den nächsten zwanzig
203 Jahren irgendjemand bezahlen würde. Und was noch schwerer wiegt, ist das die PA nach wie
204 vor als Hokuspokus angeschaut wird. Eine weitere große Stärke ist , dass sie sich auf das
205 einzelne Individuum ausrichtet.

Interview 4

I: Interviewerin

Wien, 05.02. 2008

B: Befragte

1 I: Wie bist du zum ersten Mal mit der EPA in Kontakt gekommen und wie hat das deine weitere
2 berufliche Laufbahn beeinflusst?

3 B: Also es war so, dass ich Psychologie studiert hab und dann 1987 da hab ich eine längere
4 Reise nach Kapstadt unternommen, weil meine Mutter auch in Kapstadt lebt, das hat sich so
5 ergeben. Und dann war ich mehrere Monate dort und das hat mich so fasziniert ähm dass ich
6 mir gedacht hab, ich möcht gerne, da is die Diplomarbeit angestanden, irgend sowas machen im
7 ethnologischen Bereich. Ich bin aber von der Psychologie gekommen und dann hab ich mir
8 gedacht, ich brauch auch sowas mittendrin und hab geschaut, was es auf der Uni gibt und
9 dann war das sehr günstig, weil da hat der Reichmayr im Rahmen des Psychologiestudiums
10 eben diese Seminare über Ethnopschoanalyse angeboten und da hab ich dann teilgenommen.
11 Es war die EPA das einzig wo ich mir gedacht hab da kann man am meisten anfangen selber,
12 das is eine gute Mischung zwischen Psychologie und Ethnologie. Obwohl da haben wir die
13 Klassiker gelesen, also die Weißen denken zu viel und das hat mir garnet so gut gefallen, aber
14 zum Beispiel die Maya Nadig Die verborgene Kultur der Frau. Das hat mich dann recht
15 fasziniert und hat mir auch sehr geholfen bei meiner Forschungsplanung und ja dann hab ich 16
auch beim Kremser, der hat auch sowas angeboten, Ethnopsychologie hat das gheißen. Es war

17 halt für mich die wichtigste Forschungsrichtung wenn man jetzt sagt, man macht was an dieser
18 Schnittstelle. Wer heute noch mein wissenschaftliches Tun prägt ist der Devereux mit Angst
19 und Methode, weil grad so, das kennst du sicher, wenn man von der Psychologie kommt von
20 dieser positivistischen Psychologie und den standardisierten Methoden, das hab ich immer
21 schon gespürt, das is net so meines und der Mensch geht dabei unter. Und die Theorie vom
22 Devereux hat mir da sehr gut gefallen, die meines Erachtens auch wirklich stimmt, dass heißt
23 wenn man sagt, wenn man wissenschaftlich arbeitet, eigentlich in allen Wissenschaften, aber
24 vorallem in den Sozialwissenschaften, dann is immer dieser subjektive Fakt dabei und da kann
25 man noch so viel Kontrollgruppen, Experimente, alles versuchen auszuschalten. Das wird sich
26 immer durchziehen. Das einzige was man machen kann ist eben die Subjektivität versuchen
27 griffig zu machen und da ist eben diese Methode von der Maya Nadig mit dieser
28 ethnopsychoanalytischen Begleitung, denk ich mir sollte man eigentlich fast bei allen
29 Forschungen machen, so weits halt geht. Das hat mich schon geprägt.

30 I: Hast du bei deiner ersten Feldforschung schon ethnopsychoanalytisches Wissen anwenden
31 können?

32 B: Ja also die erste richtige Feldforschung war in Papua Neuguinea und da hab ich das scho
33 ziemlich eingesetzt aber nur im Rahmen dieser ethnopsychoanalytischen Begleitung, weil das
34 andere wär mir zuviel gewesen, zuviel auch an Kompetenz, die ich nicht gehabt hab. Wenn ich
35 so an die ethnopsychoanalytischen Gespräche von Weiss und Morgenthaler denk, also das hätt
36 ich net machen können. Ich war zwar schon mit einem Kollegen unterwegs, aber der war ein
37 Soziologe, keine Ahnung von Psychoanalyse, das wär schwierig gewesen. Und ich hab dann
38 beschlossen, diese ethnopsychoanalytische Begleitung zu machen und das war dann sehr
39 hilfreich.

40 I: Wie hat diese ethnopsychoanalytische Begleitung genau ausgeschaut?

41 B: Also eh eigentlich so wie von der Nadig hab ich das übernommen. Im Großen und Ganzen
42 gehts ja darum diese Irritationen im Tagebuch festzuhalten und dann zu versuchen, entweder in
43 zeitlicher Distanz oder am Besten mit Kolleginnen oder unter Supervision das zu analysieren
44 um eben diesen persönlichen Einfluss den man hat durch die eigene Subjektivität durch die
45 eigenen Emotionen, die eigene Geschichte griffig zu bekommen. Und umgekehrt auch zu
46 schau'n, was hat das eigene Unbewusste für einen Einfluss. Andererseits kommt man auch ein
47 bisschen zu dem, was das Unbewusste von den Forschungssubjekten mir gegenüber ist. Also
48 es is ja beides drinnen. Und ganz praktisch war ja auch. Es is ja der Kollege dann krank
49 geworden und ich war dann ein Jahr lang allein im Feld und äh da is es toll, wenn man das
50 Instrument der EPA hat, weil allein schon das Aufschreiben, auch wenn man garnix macht, das
51 hilft einen schon sehr. Ich hab das dann so gmacht, dass ich diese Texte einer befreundeten
52 Psychoanalytikerin per Post geschickt hab. Aber man muss sich vorstellen, dass war eine
53 andere Zeit damals, das hat dann ein Monat gedauert, bis die Rückmeldung kommt. Aber das
54 war wurscht, weil da hat man dann die zeitliche Distanz auch ghabt und auch nach der
55 Rückkehr eben so mit Kolleginnen hab ich das besprochen. Das is insofern spannend, weil ich
56 war dann später in Dakar, weil später wo das dann über E-mail, das is wieder ganz was anders.
57 Aber das hat schon so gepasst, da hat man wirklich noch so Briefe geschickt.

58 I: Hast du eine eigene Psychoanalyse gemacht?

59 B: Ich hab eine psychoanalytische Therapie gemacht, also jetzt net eine klassische
60 Psychoanalyse, aber schon zweimal die Woche über einige Jahre und Ich war auch beim
61 Wiener psychoanalytischen Seminar, eine Alternative zur klassischen Psychoanalyse
62 Ausbildung vom Harald Picker und Rückert in der Landstrasser Gürtel. Das war eine
63 Ausbildung, wo man sowohl Theorieseminare gemacht hat und auch so praktische Seminare
64 über Methoden und so. (...) das war ganz gut und für meine Forschungszwecke hat das
65 gepasst. Gerade die ethnopsychoanalytische Begleitung find ich, kann ja bald einmal wer
66 machen. Und je weniger Psychoanalyseerfahrung jemand hat, desto mehr sollte das dann die

67 Supervision oder die Kolleginnen machen. Aber eigentlich könnt's jeder Sozialwissenschaftler
68 machen find ich, weil sonst könnte es ja kaum wer anwenden, weil sonst müsste man sagen
69 klassisch könnt's nur jemand machen der ein fertiger Ethnologe ist, der eine fertige
70 Psychoanalyseausbildung hat und der lang im Feld war. Also das wär der schöne klassische
71 EPA, aber davon gibts nur wenige. Es gibt eben Leute, manche kommen von der Therapie, die
72 haben wenig Forschungserfahrung und drum is es einfach wichtig, dass man sich
73 zusammentut. Also ich finde schon, dass eigentlich jeder Sozialwissenschaftler es anwenden
74 kann. Nur wie gesagt, um so weniger man jetzt von der Ethnologie oder Psychoanalyse hat,
75 umso mehr muss man sich dann die Leute suchen. Und es is einfach wichtig, dass man selber
76 weiß, wo fehlt's einem. Deshalb is es sehr gut, wenn man in einer Gruppe ist, weil dann so wie
77 bei uns am Institut, der kommt von da und da. Weil sonst, die Leute die alles perfekt hätten, da
78 gibts wenig und die die es haben, da gibts wenige die interessiert's. Drum würd ich's schade
79 finden, weil sonst stirbt's aus. Aber es is wichtig, dass man schon auch sagt, ok, dass man nicht
80 so mit der Psychoanalyse so herumpfuscht, sondern man weiß ok, das is jetzt nicht so meins,
81 aber man kann im Tagebuch seine spontanen Assoziationen aufschreiben und dann halt
82 wirklich mit jemanden, der sich gut auskennt unter Einzelsupervision oder in der Gruppe das
83 besprechen. Es is halt dann mehr oder weniger tiefgehend. Wenn jetzt lauter Psychoanalytiker
84 zamsitzen kommt da was anders raus, wird vielleicht tiefer. Aber für die Forschung find ich
85 hörts dann eh einmal auf mit der Tiefe, weil man kann da eh nicht die ganze eigene G'schicht
86 reinbringen, das wär eh zuviel. Aber es geht einfach darum zu schau'n, was hab ich da für einen
87 Einfluss, was is jetzt meins und was is das von den anderen. Ja das is net meine ganze Kultur 88
mitnimm und dann blinde Flecken hab, sondern schau das in den Griff zu kriegen. Ganz gehts
89 eh nie, auch bei den Psychoanalytikern nicht.

90 I: Welche Probleme können jetzt bei einer Feldforschung auftreten und wie kann die EPA
91 dabei helfen, diese zu bewältigen?

92 B: Mhm, genau. Das könnt man einfach ja, das fällt mir jetzt ein. Die EPA könnt man ja nur
93 für das anwenden. Das man sagt, man lasst sie jetzt garnicht so einfließen in die
94 Forschungsinterpretation, sondern nur für sich selber, dass man selber durch das Tagebuch
95 schreiben. Ich bin jetzt auch auf einer Uni, wo ich Ärztinnen und Pädagoginnen das empfohlen
96 hab. Und die haben das super gefunden, das war so toll einfach das schreiben wies kommt. Das
97 is ja bei der Feldforschung, drum is es ja so wichtig find ich, da was zu machen, irrsinnig viele
98 Ängste. Also einerseits schon durch das Fremde an Sicht, eh so wie der Erdheim oder
99 Devereux schreibt, dadurch das in anderen Kulturen was anderes verdrängt wird als bei uns 100
und da sind ja Dinge, die bei uns Angst besetzt sind und kulturell ja ganz gut bearbeitet sind, 101
sind da offen. Zum Beispiel Schweine die auf offener Straße erwürgt werden, dass sieht man 102 ja
bei uns nicht. Oder Gewalt is ein gutes Beispiel oder Initiationsriten. Oder ich hab einmal
103 gesehn, wie sie eine Schildkröte bei lebendigem Leib herausgeschnitten haben. Also das is
104 halt bei uns irgendwie dann was was man nicht so sieht. Und grad diese Tabubereiche, wie 105
Sexualität oder so. Es gibt ja in jeder Kultur wieder andere Sachen was peinlich sind und was
106 man nicht in der Öffentlichkeit macht und umgekehrt. Es is schon unterschiedlich in welcher
107 Kultur man ist. Also in Papua Neuguinea in Lihir wars so, also die Ängste sind ja schon
108 vorher da, deshalb is es wichtig dass man schon vor der Reise sobald man die Idee hat was
109 zu machen, beginnt Tagebuch zu schreiben, waren natürlich die Krankheiten klassisch, das
110 hat ja jeder. Also meine Empfehlung für alle, die auf Feldforschung gehen, dass man sich net
111 überanstrengt, weil es ist ja wie bei uns wenns mir schlecht geht, wenn ich Probleme hab
112 erwisch ich ein Virus schneller, wie wenn ich aus gerastet bin. Drum glaub ich schon, dass
113 das immer mitspielt wie geh ich mit der Krankheit um. Also zum Beispiel mein Kollege, der
114 ist so krank geworden, dass er abreisen hat müssen. Und das is ja auch das man sagt, diese
115 Krankheit ist ein Rückzug. Für manche ist das ein sagen meine Arbeit ist so wichtig, jetzt hab
117 ich zwar Malaria, aber gut dann nimm ich das und geh ins Krankenhaus. Ich glaub man kann

118 schon wenn jemand das beschreibt, sehen, wie weit an dem das jetzt wirklich auch der
119 psychische Anteil ist. Natürlich gibts schon viele Sachen. Also ich sehs bei mir diese Angst
120 vor Krankheiten. Ich nehm sehr viele Medikamente mit. Also bei uns hab ich sicher schon
121 zehn Jahre lang keine Antibiotika genommen. Ich nehm bei uns überhaupt keine
122 Medikamente. Aber wenns auf Feldforschung geht, dann hab ich eine super Reiseapotheke,
123 wo eh alles wieder zurück geht. Aber das is halt sowas ähm was typisches wo man natürlich
124 auch Berührungsängste sieht, so die Nähe von den Leuten, das andere Essen und so das find
125 ich eine spannende Geschichte. Und die ganzen Impfinstitute arbeiten ja auch damit, also
126 jetzt bei Reisenden. Also wenn man sich ein bisschen auskennt, weiß man, was wichtig ist
127 und das es viele Impfungen gibt, die garnicht so empfehlenswert sind. zB Colera, das sind
128 dreißig Prozent. Also das ist ein großer Bereich die Krankheiten. Ich hab dann immer so
129 Angst ghabt vor diesen, ich hab Neurodermitis, und hab vor diesen Hautkrankheiten und
130 Läusen Angst ghabt. Und hab dann wirklich Läuse bekommen und das war dann überhaupt
131 nicht schlimm. Weil die Leute selber sagen in Papua Neuguinea die Tiere leben im Gras und
132 leben halt da. Also wenn mans dann hat is es garnicht so arg. Aber ich bin dann einmal in die
133 Stadt gefahrn und hab dann bei deutschen Entwicklungshelfern gewohnt. Da wars mir
134 unangenehm. Aber im Feld mit den Leuten war das nicht schlimm. Aber sobald ich dann in
135 einer anderen Umgebung war, hat das nimmer gepasst und wie gesagt ich hab auch Malaria
136 öfter gehabt, und das ist alles nicht so schlimm. Also wenns einem so gut geht. Bei meinem
137 Kollegen, der schon die Depression hat, wirkt sich das anders aus. Es ist ein spannendes
138 Thema diese Krankheiten. Natürlich hat man auch Angst, wenn man sich denkt, wie wird das
139 dort werden. Werden mich die Leute akzeptieren. Was mir auch immer auffällt ist diese Angst
140 vorm Versagen. Man kriegt da diese Finanzierung und muss Daten bringen und kommt das
141 überhaupt an, schafft man das. Also zwischen Allmacht und Ohnmacht spielt sich auch viel
142 ab. Also der Erdheim beschreibt das auch sehr gut. Auf der einen Seite is so wirklich, wenn
143 man jetzt nicht so gut drauf is, man is in einer fremden Umgebung, ganz alleine. Und auf der
144 anderen Seite is ja auch diese Allmacht. Man is ja oft wirklich auch der Star, das hast du
145 sicher in Guatemala auch erlebt. Genau. Da schreiben die Ethnologen auch wenig drüber,
146 aber ich find das is auch eine Realität. Also man geht wohin und wird ein Popstar wird man
147 behandelt. Und das macht natürlich was mit einem. Zum Teil genießt mans, zum Teil findets
148 man total unangenehm und es geht einem auf die Nerven und man haltets nicht aus, aber ich
149 find auch dieser Teil, dass man auch einmal so ein Star sein darf, ich find das ein spannendes
150 Thema, was so ein bisschen ein Tabuthema ist. Also die müssen immer so bescheiden sein,
151 zurückhaltend nicht auffallen. Aber dass man eigentlich total auffällt, man siehts ja dann auf
152 den Photos, net irgendwie lauter Schwarze und dazwischen du. Da siehst du erst wie dich
153 auch die anderen Leute sehn. Ich weiß nicht, wer das geschrieben hat, aber normal siehst ja
154 du nur die anderen. Aber wenn du einmal den Kontrast siehst, allein schon wie wir gehen, das
155 is schon so auffällig. Also mit diesem going native is es halt immer ein bisschen
156 problematisch.

157 I: Kannst du dich an weitere persönliche Probleme erinnern?

158 B: Ja also ich red jetzt über Papua Neuguinea, weil da war ich am längsten. Was auch immer
159 schwierig is is so dieser andere Umgang mit der Zeit. Es gibt ein sehr gutes Buch von einem
160 Kollegen Andreas Olbrecht, der schreibt über die Zeit. Bei uns gibts so die Uhrzeit, man geht
161 nach der Uhr, und dort ist Ereigniszeit. Also wenn man jetzt eine Veranstaltung hat, die
162 beginnt net um neun, also manchmal wenn du fragst, sagen sie um neun. Aber wenn du dann
163 um neun dort bist bist der Blöde weil die beginnt wenn alle kommen. Das ist natürlich
164 schwierig zu arbeiten, jetzt willst etwas aufnehmen und sagst ok du hast deinen Plan für die
165 Interviews und du sitzt da jetzt zwei Stunden bis die Leut daher kommen, es ist heiss. Gut
166 man hat eh immer was zum schreiben, und trifft eh immer jemand. Aber das ist schon sehr
167 zehrend. Klar, grad da woher wir kommen is es auch toll wenn man Zeit hat. Aber das war

168 schwierig. Darum hab ich auch einen Namen erhalten, weil sich die Leute lustig gemacht
169 haben, weil ich immer ein bissl nervös war. Drum haben sie mich sanabe genannt. Das heißt
170 jemand der auf was wartet, was nicht kommt. Manchmal kommt dann auch nicht das Schiff.
171 Man hat halt so seinen Plan und will was zamkrigen und das is dann manchmal sehr
172 schwierig, da kann man eigentlich nicht viel machen. Manche schaffen das, die nehmen sich
173 dann die Zeit und machen halt weniger. Für mich wars ganz gut, diesen halbstrukturierten
174 Bereich zu haben. Schon mit halbstandartisierte Interviews, weil sonst hätt ich mich
175 verlaufen. Also mit dem narrativen Interview das hätt ich nicht so geschafft. Also so wie die
176 Nadig, die stundenlang in der Küche sitzt und das dann aufschreibt. Das is nicht so meins.
177 Also ich hab dann schon so wie du, dass ich so eine Struktur ghabt hab. Und wo ich das dann
178 gewusst hab, dass das drei Stunden später anfangt, dann geh ich halt nicht hin drei Stunden
179 vorher und wart dort, sondern mach halt was anderes. Aber das muss man halt irgendwie
180 lernen. Aber das is schon zum Teil problematisch gewesen. Was in Papua Neuguinea und in
181 vielen Teilen der Welt eine Rolle spielt ist das Verhältnis Europäerin und Einheimische, die
182 ganze Kolonialgeschichte und die Erwartungen und Forderungen, die an einen gestellt
183 werden. Also im Senegal wars noch ärger. Da is noch mehr die Kolonialgeschichte und
184 Entwicklungshilfe und der europäische Kontakt. Also da wars noch mehr so dieses ähm wo
185 man das Gefühl hat aufgegesen zu werden. Also wenn du etwas hast und du bist da jetzt
186 Clanmitglied, dann wird das schon so gesehn, dass man alles teilt und alles hergibt. Also
187 wenn jemand jetzt mein T-shirt gefällt, und der sagt gib mir, sollte man das hergeben.
188 Das is schon oft recht schwierig, wie man da tut. Mit der Zeit findet man dann auch einen
189 Weg. Also ich hab eh sehr viele Sachen ghabt, Geschenke auch, die ich mitghabt hab und
190 zum Schluss hergegeben. Was in Papua Neuguinea fein is, dass dort auch so eine Wiener
191 Schmach Kultur is. Also man kann sagen das passt dir eh net oder irgendwie, also so. Aber es
192 is schon, also man kommt dorthin und hat natürlich dann andere Sachen, die die Leute
193 interessiert. In der Kolonialzeit war das wahrscheinlich einfacher, so abgehoben, da hat sich
194 keiner fragen getraut. Aber wenn man doch irgendwie im Dorf anerkannt ist und als
195 Familienmitglied angesehen wird, dann ist das schon, dass man sagt na so schöne Ohringe
196 hast du, das heißt schon fast du solltest das geben. Es kommt halt auch auf das
197 Verwandtschaftsverhältnis an. Aber wie gesagt, da hab ich dann eh so einen Mittelweg
198 gefunden. Manchmal gibt man was her, wenna passt. So wie bei uns, man muss halt schau
199 wenna passt, wann passt net. Und man muss auch sagen, du bei uns is das anders, ich bin das
200 nicht gewohnt. Das man dann halt was anderes anbieten kann. Das is halt auch sehr praktisch
201 dort, das sehr viele Leut rauchen und Betelnuss kauen, dass man eh immer was zum tauschen
202 hat. Es is so wichtig, dieses Geben und Nehmen. Du krigst auch ständig irgendwas. Oder mit
203 essen und so. Erst zum Schluss hab ichs dann immer so gemacht, dass ich mein gesamtes
204 Hab und Gut, da hab ich so eine Tombola gemacht und da is eh aufgeteilt worden. Aber es is
205 oft schwierig, weil man ist oft garnet aus dem Schneider, wenn man was hergibt, weil dann is
206 jemand beleidigt und will das auch haben und ich kann nicht und das is eh net so einfach.
207 Aber das is schon ein Thema, das wichtig ist, weil doch dieser Umgang mit Sachen haben
208 und wir haben auch andere und mehr Sachen und wir haben da einen anderen Umgang, das is
209 schon auch was, was nicht so leicht ist. Und die Leute sagen nicht bitte könnte ich, sondern
210 sagen gib mir jetzt sofort. Aber wenn man länger dort ist, und die Leute kennt.
211 I: Hast du für dich Strategien gefunden, um ein Gleichgewicht an Nähe und Distanz zu
212 erhalten?

213 B: Also zum Beispiel das man individuelle Privatgeschenke nicht öffentlich gibt. Das andere
214 is ja, wenn du in der Gruppe was gibst oder wenn du jetzt ein Fest machst und du ladest alle
215 ein oder ein essen. Zum Beispiel in Papua Neuguinea würd ein Buffet nie funktionieren, wie
216 bei uns. Also das sich jeder selber nimmt. Nach fünf Minuten hätten die ersten ganz viel und
217 die anderen gehen leer aus. Drum is es dann so das das aufgeteilt wird. Da gibts jemanden der

218 genau schaut, dass das gut aufgeteilt ist und wer was bekommt. Das is ja in der eigenen
219 Kultur auch Thema. Ich hab ja mit Akkulturation gearbeitet, wo ja auch jetzt die Leute die
220 dann arbeiten in der Stadt sind, die haben ja auch Sachen was die anderen wollen. Und was
221 ganz gut funktioniert, und was ja auch toll ist, weil das is ja auch ein Teil der Kultur, dieses
222 Austauschsystem. Ich hab dann auch geschaut, bei dem Geben und Nehmen, dass das nicht so
223 einseitig is. Also wenn mir jemand was bringt, dann hab ich auch geschaut, dass ich da was
224 hab. Die Leut die da so was einfordern, das is ja auch nicht normal und das is ja dort auch
225 nicht anerkannt. Also die Reziprozität is ja ein weltweites System. Also die Leut die sagen
226 gibt mir jetzt des, die finden das untereinander ja auch nicht ok, wenn einer nur nimmt und
227 nix gibt. Ich glaub dass das auch wichtig ist so überhaupt, in Afrika Senegal is mir das auch
228 aufgefallen, diese Geber und Nehmerhaltungen auch bei Entwicklungsprojekten, das is
229 garnicht so gut. Es is schon ganz gut, wenn man einen Arbeitsvertrag hat. Wenn man dann
230 sagt ok das und das aber die Leute sollen auch was tun dafür. Das ist nicht gut für eine
231 Gesellschaft, wenn man nur die Nehmerhaltung hat. Aber es ist nicht leicht. Und da kann die
232 EPA auch helfen, weil da wirts dir erst überhaupt bewusst, mir gehts schlecht und ich weiß
233 net warum und dann merk ich, ich hab wirklich das Gefühl jeder will nur und ich schreib mir
234 das auf und so quasi aha das is des und was mach ich jetzt da morgen. Also das is schon ganz
235 gut, das das bewusst wird, weil sonst macht man irgendwas und weiß nicht was passiert und
236 es geht einen schlecht. Und diese Reflektion hilft einem dabei. Und sonst Ängste, ja ich bin
237 einmal überfallen worden, und da hab ich dann schon gemerkt, so mit dieser Gewalt is es
238 auch nicht so einfach und das hab ich dann verdrängt. Also mir is aufgefallen ich hab wenig
239 Daten drüber gesammelt und hab das irgendwie wenig also es is nicht so dass man jetzt alles
240 so super bearbeitet, aber das ist auch eine Strategie gewesen. Also ich find, manchmal muss
241 man halt auch was verdrängen, weil das kannst jetzt garnet im Feld akut jetzt mit allem
242 arbeiten. Oft is auch das Klima das zehrt. Deshalb find ichs auch ganz wichtig, dass man es s
243 ich auch gemütlich macht und net so viel Stress und sich net so viel vornimmt und sagt jetzt
244 muss ich so viel heute leisten, sondern ich schau einmal ich hab heut 10 Interviews und schau
245 einmal das das irgendwie geht. Also oft is auch der eigene Druck, den man sich macht eine
246 Abwehr. Devereux schreibt das auch, auch Methode kann eine Abwehr sein. Die die sich
247 dann ganz streng und überhaupt nimmer merken, was passiert, das kann schon auch sowas
248 sein. Auch Methode is eine prinzipielle Strategie.

249 I: Welche Möglichkeiten siehst Du jetzt für Studenten, mit der Angst und den unbewussten
250 Emotionen umzugehen?

252 B: Zur Vorbereitung is einfach schon gut sich die Zeit zu nehmen sich vorher damit zu
253 beschäftigen. Weil die ganzen Gschichten, also die Ängste und so, das passiert ja schon
254 vorher. Und es gibt ja diese ganzen Projektionen. Net einfach wenn ich jetzt hör Guatemala,
255 da rennt ja schon ein Film ab, wo mir einfallt Widerstandsbewegung und dings und dann fällt
256 ma des ein. Das is ja zu jedem was anderes. Und das is total spannend, weil da steckt ja schon
257 so viel drinnen und da sind ja auch die Störfaktoren schon drinnen. Drum denk ich mir, zwei
258 Sachen die man machen kann, sich zusammen tun und in dem Moment wo man weiß, man 259
fährt wohin, sofort anfangen Tagebuch schreiben. Weil das is für einen selber total spannend
260 und man hat den Text. Ich kann nie wieder später so nachvollziehen, was ich mir damals
261 gedacht hab, wies mir damals gegangen is, welche Hypothesen ich gehabt hab. Da soll alles
262 drinnen stehn. Termine, Träume oder was hat die Professorin zu mir gesagt. Zum Beispiel
263 meine Professorin hat damals gsagt, wirst sehn, die sind so lieb, wie die Kinder. Sowas bleibt
264 natürlich. Oder ich les irgendwo Papua Neuguinea Bürgerkrieg wegen einer Miene. Das
265 arbeitet alles. Und wenn ich das irgendwo aufschreib was i mir dazu denk, das geht nie mehr
266 verloren. Es kann sein, dass ich die Reise garnet mach, aber es is einfach für einen selber.
267 Also dieses spontane, die Maya Nadig beschreibt das ganz gut. Ich hab das für meine
268 Studenten zusammengefasst, wie sie Tagebuch schreiben sollen. Das andere is halt auch in

269 einer Gruppe sein. Auf der einen Seite geht schon was verloren, aber auf der anderen Seite
270 kann man sich austauschen. Also schon vorher über die Literatur sich austauschen. Die Maya
271 Nadig ihr Buch is da gut, weil sie sehr praktisch schreibt. Und Devereux, wenn man sagt
272 Theorie. Also Parin is schon der Urgroßvater, aber für die Feldforschung.
273 I: Auf die Rollenbilder und Projektionen bezogen. Welche Rollenbilder sind dir bei deiner
274 Feldforschung aufgefallen?
275 B: Also in Papua Neuguinea so diese typischen Südseeklischees von Paul Gaugin, das
276 freizügige Leben, wo die Kokosnüsse runterfallen, freie Liebe, alles so bunt und schön. Und
277 auf der anderen Seite aber schon so diese Wilden, Steinzeit, das womit auch
278 Populärwissenschaftler arbeiten, oder Reisebüros. Diese Bilder sind auch bei Wissenschaftler
279 da. Man kann sich von dem nicht abgrenzen und dann schon so ein bissl gut so warmes Land,
280 Entwicklungshilfe, die Kinder, denen muss man schon helfen. Also das sind jetzt so zu Papua
281 Neuguinea die wichtigsten Projektionen. Und Opfer der Kolonialisierung, so die
282 Ausgebeuteten. Und die Projektionen von den Leuten auf mich. Ich bin eine weiße
283 Europäerin. Es kommt halt immer drauf an, was gibts für Erfahrungen. Dort gabs
284 Missionsschwestern auf der einen Seite und dann gabs so Filme Zeitschriften, so Models oder
285 Madonna, aber auch sehr stark diese Marienstatuen. Es is ja auch so witzig, dass genau so
286 wie für uns alle Chinesen gleich ausschaun, schau wir für die ganz gleich aus, also blonde 287
Haare oder schwarze Haare sehn die nicht als Unterschied. Total spannend sind diese
288 Kavakulte, das is im ganzen Pazifik, da gehts um die Verarbeitung von Kolonialisierung,
289 Mission, Wunschbildern, wo die Leute so Heilserwartungen haben. Es werden Schiffe
290 kommen mit den ganzen Gütern von Amerika drauf, und das wird dann alles total super. Das
291 is eine totale Mischung vom Paradies und der Missionierung, amerikanische Befreiung und
292 Krieg, so eine Mischung. Und dann kommst du dahin in so ein Dorf. Und dann kann man ein
293 bisschen Einheimischensprache und ist freundlich und nicht so abgehoben und bei den
294 Älteren wenigen die Gefahr dar dass die sagen, das is so eine Verwandte aus dem Jenseits,
295 weil ich schau so aus wie gsagt ich hab auch Geschenke gebracht und 283 die Sprache kann
296 ich. Und die Toten, die da zurückkommen, sind ja weiß. Also das war schon sowas. In dem
297 Film, den wir gemacht haben is eine Szene, mir war das ein bisschen peinlich, da interview
298 ich drei Leute zu diesem Kavakult, und das war irrsinnig toll, weil sie viel erzählen und des
299 sind ganz liebe Freunde, der eine war der Onkel und eine war die Tante, und sie sagt was
300 fragst denn so, du wast des ja eh, du bist ja eine von denen. Sagt sie da mitten im Interview.
301 Und ich tu so schnell drüber, weil mir war das total peinlich. Und das sind auch noch ein
302 bisschen offene Stellen, also wenn I mir denk was hat das eigentlich, weil das is schon auch
303 Angstbesetzt. Du bist jetzt da der Geist aus dem Jenseits, die Erwartungen und alles. Es is so
304 gemischt, weil es is jetzt nicht so 291 ein breiter Kult dort. Aber es sind doch einige ältere 305
Leute dort. Was aber spannend is, also eine meiner besten Freundinnen, I hab das garnet so
306 gecheckt, die sieht mich so, aber es war dann fürn Alltag dann eigentlich eh net, aber
307 manchmal macht sie einen Scherz. Aber es is dann garnet so wichtig. Das is ein anderes
308 Denken, das du jetzt denks du bist jetzt da die Heilserwartung oder der Geist, und das is aber
309 dann garnet, also du bist eine Verwandte und du bist jetzt da und das war jetzt net so was
310 besonderes oder tolles. Du musst da auch garnix machen. Es is mehr meine Angst, dass ich
311 mir denk, was heißt das jetzt und muss ich ihnen das erklären. Und ich bin ja Studentin aus
312 Europa. Und die sagen Blödsinn, warum bist du da, das macht überhaupt keinen Sinn. In
313 ihrem Denken macht das mehr Sinn und is viel logischer und is auch jetzt net problematisch.
314 Das is ja jetzt net so, dass sie erwarten, jetzt geht die Tür auf und auf einmal komm ich. Aber
315 ich bin schon irgendwie von denen. In Papua Neuguinea is halt schon sehr das Koloniale.
316 so damals waren alle Weißen die Master und die Frauen die Missis. Und das is natürlich
317 schon da. Du kommst wohin und alle sitzen auf dem Boden und du musst dich auf den Sessel
318 setzen. Du krigst als erster das Essen. Also ähm das is schon so ein bisschen da, so verhältet

319 man sich dem Kolonialen gegenüber. Aber auf der anderen Seite auch ein gerngesehener
320 angesehener Gast, so eine Grenze aber des is halt auch einbisschen schwierig. Oder von der
321 Missionierung haben sie die Lehrerin. Man is schon so ein bisschen die Lehrerin auch. Die
322 was in der Highschool waren, haben weiße Lehrerinnen ghabt. Von dem her gibts da auch eine
323 Projektion.

324 I: Welche Strategien hast du angewendet um dich abgrenzen zu können?

325 B: Also manchmal is es ganz gut sich selber und den Leuten bewusst zu machen, dass man
326 halt anders is. Also zu sagen tut mir leid, aber das is mir jetzt zu eng, oder wenn man da jetzt
327 zu zwanzigst zusammensitzt und du tätest gern spazieren gehn. Die Leute krigen das eh auch
328 mit. Es is auch ganz wichtig, dass man auch so wie der Erdheim und die Nadig schreibt,
329 dieses Pendeln zwischen den Kulturen. Weil wenn du nur jetzt in der Situation bist, also
330 heutzutage geht man von dem going native ja schon wieder ein bisschen weg, weil wenn du
331 da voll drinnen bist, dann kannst du garnimmer reflektieren. Ich finde es wichtig, dass man
332 wechselt, also schaut dass man dabei is und Sachen mitmacht. Ich hab zum Beispiel so einen
333 Tanz mitmachen müssen. Aber das war schon ganz gut, da waren so Gefühle ,wo ich so
334 verkleidet war und man nimmer gwusst hat, dass ich das bin, das war eigentlich schon ganz
335 spannend. Aber es is wichtig, dass man sich dann auch wieder zurückzieht. Also entweder
336 das man in die Stadt fährt und wieder einmal in ein Restaurant geht, oder andere Kollegen
337 trifft, oder was einkauft, oder einfach sich heiß duscht. Also das find ich ganz wichtig, und
338 vielleicht auch in Ruhe schreiben. Ich hab mir dann immer Plätze gesucht, weil ich hab
339 immer mit Leut zamgewohnt, und wo schreibt man da. Und da hab ich immer so am Strand
340 gesagt das is mein Büro und oft wenn sie mich gsehn haben ich schreib. Also das man sich so
341 Plätze sucht, wo man zur Ruhe kommen, schreiben und nachdenken kann. Und das man das
342 ausspricht, was ich brauch. Sonst gibts auch so Symbole in der Abgrenzung. Also wenn du
343 Betelnuss kaust, das is sehr verbindend. Und wenn du jetzt sagst nein, mir is gestern schlecht
344 geworden, dann gehst du wieder zurück. Das is so ein ständiges Hin und Her. Oft kann man
345 sichs net aussuchen, wenn sie sagen jetzt musst uns aber helfen bei der Gartenarbeit. Viele
346 Ethnologen sind total versunken. Die Powdermaker schreibt darüber, dass Ethnologen total
347 versunken sind, so zu leben wie die Leut dort, das passt net, weil sie sind nicht so und das
348 wirkt dann auch net authentisch. Und außerdem haben die Leute auch mehr davon wenn du
349 dein Europäisches mitbringst, weil dort is net soviel los und total spannend wenn du was von
350 dir erzählst oder kochst. Das find ich ganz wichtig den Austausch. Aber man muss schon
351 schau, dass man für sich Plätze und Zeiten der Ruhe findet. Bei mir wars ganz gut ich bin
352 ein Nachtmensch und sie gehen früh schlafen und da hab ich dann zum schreiben zeit
353 gehabt, wenn das ganze Dorf schläft.

354 I: Wo siehst du jetzt von der EPA das Besondere und die Stärken und wo gibts die Grenzen?

355 B: Als das Besondere und die Stärken find ich, dass sie sehr gut wos auch wenige
356 Forschungsrichtungen gibt, sowohl das Soziale als auch das Individuelle berücksichtigt, also
357 das sie eine Mischung zwischen Psychologie und Ethnologie ist. Also bei der Ethnologie hat
358 mich immer gestört, das da so von der Gruppe geredet wird, als ob alle Leute gleich wären,
359 gleiche Charaktereigenschaften haben, also die Trobrianer sind soundso und garnet so das
360 Individuum sieht. Also mir fällt sehr stark das Individuum auf. Also eine der wichtigsten
361 Erkenntnisse is, es gibt überall alle Spektren der Leute und Charaktereigenschaften überall.
362 Obwohl sich auch die EPA damit beschäftigt, es gibt so die Sozialisation und es gibt jede Art
363 von Mensch überall und das find ich toll dass die EPA das Individuelle und das Bewusste
364 und Unbewusste miteinbezieht und auch Widerstand, politische, durch Paul Parin auch stark,
365 also der Widerstand im Subjekt is ein Klassiker. Oder vom Bosse Diebe, Lügner, Faulenzer
366 und das is spannend, dass man sich einerseits an die Kultur anpasst und dann auch dieser
367 Widerstand. Das find ich sind so die Stärken der EPA. Und die Grenzen. Es is halt schwierig,
368 dadurch dass es von so vielen Richtungen kommt und so viele verschiedene Leute gibt, die

369 Leute sich deswegen zuwenig zusammentun. Also was ich weiß, von den Schweizer, was ja
370 auch eine Hochburg einmal war. Ich war beim letzten Treffen und das war eher so es
371 zerfleddert sich und wenig Austausch irgendwie. Vielleicht is es auch dabei zu bleiben und 372
das so integrieren in die Arbeit ist vielleicht ein bisschen schwierig. Aber das ist
373 wahrscheinlich auch die Lebenspraxis. Manche sind in der PA, manche sind im
374 Migrationsbereich, mache in der Forschung. Und vielleicht is auch der Anspruch zu hoch.
375 Weil zu sagen die richtige EPA is jetzt nur des, dann stirbts aus, weil allein vom Finanziellen
376 kann sich das kaum wer leisten. Ich find man sollte das ein bisschen herunterschrauben und
377 das auch einem breiteren Publikum und anderen Disziplinen schmackhaft zu machen. Da
378 jetzt nicht so hochanspruchsvoll, also schon mit dem Niveau aber das is glaub ich die
379 Schwäche. Es gibt immer irgendwo Leute, die was machen. Aber es gibt halt auch keine
380 Finanzierung in dem Sinn. Das wär die einzige Chance das wieder zu etablieren. Mein Plan is
381 halt auch den Pädagogen schmackhaft zu machen, aber solange es nirgends auf der Uni das
382 Angebot gibt, gibts keine Leut die nachkommen. Viele sehen auch das Potential nicht. Es
383 gehört so eine Grundausbildung her.

Interview 5

I: Interviewerin

Göttingen, 18.03. 2008

B: Befragte

1 I: Wie sind Sie zum ersten Mal mit der Ethnopschoanalyse in Kontakt gekommen?

2 B: Ich kam das erste Mal mit der Ethnopschoanalyse in Kontakt, als ich das Buch "Gespräche 3
am sterbenden Fluss" mit Begeisterung las. Ich war fasziniert, dass es möglich war, mit
4 Menschen aus außereuropäischen, fremden Kulturen intensiv zu kommunizieren und sich in
5 einen nahen Kontakt in eine sich vertiefende Beziehung einzulassen. Ich arbeitete damals
6 gruppenanalytisch, weniger einzelanalytisch. Mein Interesse konzentrierte sich im Folgenden
7 auf die Möglichkeit, selbst eine Feldforschung durchzuführen und ich realisierte dieses Projekt
8 1991 und 1992. Ich lebte und forschte im Rahmen meiner Doktorarbeit 1,5 Jahre in Tonga. Ich
9 führte ethnopschoanalytische Gespräche mit Adoleszenten und Erwachsenen und habe auch
10 zahlreiche Interviews mit Kindern durchgeführt. Mit einem Abstand zur Feldforschung hab ich
11 eine neue Sichtweise von den Mechanismen in der eigenen Kultur, insbesondere was den
12 Umgang mit Kindern betrifft, gewonnen. Derzeit arbeite ich in freier Praxis einzelanalytisch
13 mit Kindern, Adoleszenten und jungen Erwachsenen. Ich habe auch verschiedentlich Kinder
14 aus anderen Kulturen in Analyse. Hier hat mir der Forschungsaufenthalt wesentlich geholfen,
15 einen anderen Zugang zum Fremden in den Patienten zu finden. Ich habe gelernt, mich auf
16 eine andere Kommunikationsstruktur einzustellen und kann viele mir fremd erscheinende
17 Phänomene besser aushalten und verstehen.

18 I: Welche Probleme können während einer Feldforschung auftreten und wie kann die
19 Ethnopschoanalyse dabei helfen, diese zu bewältigen? Können Sie mir persönliche Beispiele
20 nennen?

21 B: Eine Feldforschung ist vermutlich immer ein großer Einschnitt in das Leben. Man muss
22 aushalten können, das gewohnte Umfeld, die Familie und Freunde und seine soziale Rolle
23 hinter sich zu lassen. Besonders in den ersten Monaten habe ich mich fremd, oft einsam und
24 unsicher gefühlt. Gleichzeitig wusste ich, dass eine Abgrenzung sehr wichtig ist. So habe ich
25 mich auch räumlich abgegrenzt, indem ich ein kleines Haus mietete. Ich wusste, wenn ich bei
26 einer Familie wohne, kann ich mich nicht abgrenzen, sondern bin den Gastgebern verpflichtet.
27 Mein Haus war kein "Haus der offenen Tür", dass heißt, ich habe nicht einfach Nachbarn
28 empfangen, wenn diese neugierig kommen wollten. Ich war immer freundlich, habe aber
29 Distanz eingehalten. Wenn man von Anfang an diese Haltung einnimmt, dann wird dies sehr

30 schnell akzeptiert. Ich habe konsequent jeden Tag meine Eindrücke, Ängste und Gefühle,
31 Irritationen und Gegenübertragungsreaktionen in einem Forschungstagebuch festgehalten. Ich
32 habe viel geschrieben, mit Analytikern und Professoren brieflich kommuniziert. Hilfreich
33 wäre, falls dies möglich ist, vor Ort eine Supervision zu machen. 33 Aber ich denke, auch das
34 Forschungstagebuch ist ein gutes Mittel, um die Gefühle und Ambivalenzen zu verarbeiten
35 und ansatzweise zu verstehen. Ein nicht unerhebliches Problem ist auch meines Erachtens das
36 der Aggression, da ich oft mit Verhaltensweisen oder Provokationen konfrontiert war, die mir
37 nicht nur sehr fremd, sondern auch sehr übergriffig vorkamen. So war es zum Beispiel üblich,
38 dass sich Frauen manchmal gegenseitig an die Brust fassten, und nachdem ich nicht mehr ganz
39 als Fremde erlebt wurde, machte man das auch mit mir. Ich habe mich jedes Mal geärgert und
40 hatte große Mühe, meinen Zorn zurückzuhalten. Auch waren manche Witze sehr übergriffig,
41 oft mit sexuellen Inhalten beladen. Auch das war für mich sehr gewöhnungsbedürftig. Es
42 war wichtig, diese widerstrebenden Gefühle konsequent festzuhalten.

43 I: Können Sie mir anhand eines Beispiels aus Ihrer Forschungserfahrung erläutern, welche
44 Rolle Ängste im Forschungsprozess spielen und welche Strategien Sie anwenden, um mit
45 diesen konstruktiv umzugehen?

46 B: Also eine Feldforschung setzt meines Erachtens immer regressive Prozesse und Ängste in
47 Gang. Zum Beispiel wegen des Rollenverlustes. Besonders passiert dies am Anfang, wenn
48 man sich noch sehr fremd fühlt. Ängste entstanden bei mir häufig dann, wenn ich mit
49 Verhaltensweisen konfrontiert wurde, die ich nicht verstehen konnte. Zum Beispiel wenn grob
50 miteinander umgegangen wurde oder aber, ich habe ja über chronische Krankheiten und
51 Behinderung geforscht, wenn ich mit sehr kranken Menschen und großem Elend konfrontiert
52 war. Sehr schnell neigt man dann dazu, die Realität im Sinne einer Angstabwehr zu verzerren,
53 dass heißt die anderen Umgangsweisen als nachlässig zu interpretieren oder Rituale als
54 grausam anzusehen. Ich hatte zum Beispiel Mühe zu akzeptieren, dass einem Kind mit
55 niedriger Lebenserwartung bereits das Grab gebaut wurde. Die ist aber aus der Sicht der
56 Tonganer etwas Wichtiges und Wertschätzendes und es hilft, mit dem bevorstehenden Tod
57 fertig zu werden. Außerdem werden Tote ja als noch anwesend phantasiert, sie leben als
58 Geister, *tevolo*, auf der anderen Seite. Entwicklungshelfer haben beispielsweise tonganische
59 Mütter als grausam beschrieben und phantasiert, dass diese den kranken Kindern den Tod
60 wünschen, was eine eindeutig ethnozentrische Sichtweise ist. Die Umgangsstrategie, die ich
61 neben dem Tagebuch als sehr wichtig erachte, ist das Einüben in die Fähigkeit, das Fremde auf
62 sich wirken zu lassen und beängstigende Gefühle aushalten lernen. Ich habe mir eine innere
63 Stoppuhr eingebaut, wenn mir vorschnelle Bewertungen passierten und habe mit anderen
64 darüber gesprochen. Mir hat auch sehr geholfen, dass ich zu Beginn der Feldforschung eine
65 deutsch-tonganische Familie kennen lernte. Ich habe mit der Frau viel über die Kultur
66 gesprochen und sie hat mir viele Geschichten aus ihrem Leben erzählt, die mir halfen,
67 manches deutlicher zu sehen. Oft saßen wir abends auf der Terasse und ich konnte mich in die
68 Welt des Erzählens einfühlen, was eine große Bereicherung für mich war. Sie hat mir auch
69 zahlreiche kulturelle Umgangsweisen und Phänomene erklärt.

70 I: Welche Strategien wenden Sie an, um ein angemessenes Gleichgewicht von Nähe und
71 Distanz im Forschungsprozess zu erhalten?

72 B: Also ich achte zunächst auf die räumliche Abgrenzung, indem ich mir eine eigene
73 Wohnmöglichkeit beschaffe, um niemandem verpflichtet zu sein. Dann die innere Abgrenzung
74 mit Hilfe des Tagebuches und dem Aushalten der Irritationen. Die dort niedergeschriebenen
75 Gefühle, Ängste und Gegenübertragungen klären sich manchmal schon beim Schreiben etwas
76 auf. Das Schreiben allein schafft schon Distanz. Aber es ist wichtig, dass man sich nicht in ein
77 Glashaus verschanzt, sondern einen intensiven aber geregelten Kontakt zu den Menschen
78 unterhält, besonders, wenn man eine lange Forschung macht. Ich hatte am Anfang die
79 Bekannte, die mit einem Deutschen verheiratet war und später hab ich mich mit tonganischen

80 Wissenschaftlern angefreundet und oft mit ihnen diskutiert.

81I: Welche Möglichkeiten sehen sie jetzt für Studenten, mit der Angst und dem Unbewussten
82 innerhalb einer Feldforschungssituation fertig zu werden?

83 B: Hm, ich würde sagen neben dem Aufzeichnen der eigenen Irritationen ist das
84 Niederschreiben der Gegenübertragung sehr wichtig. Wie erlebe ich den anderen? Wie erlebe
85 ich die Situation? Welche Ängste, Aggressionen und Abwehrformationen werden ausgelöst? In
86 einem Team oder einer Studentengruppe wäre es hilfreich, wenn ein Analytiker Supervision
87 geben könnte, wie das Fritz Morgenthaler getan hat. Wichtig ist meines Erachtens, dass die
88 Fähigkeit trainiert wird, die Angst auszuhalten, den Affekt nicht zu verdrängen sondern ihn als
89 Quelle der Erkenntnis zu nutzen.

90 I: Was würden Sie als die Stärken der Ethnopschoanalyse beschreiben?

91 B: Das Besondere der Ethnopschoanalyse liegt meiner Meinung nach im intensiven Zugang
92 zum Fremden und zur Subjektivität der Individuen in der fremden Kultur. Es gibt, meine ich,
93 keine vergleichbare Methode, um das subjektive Erleben auf dem Hintergrund kultureller
94 Muster zu erforschen. Wie wichtig die kulturelle Prägung für die Entwicklung einer ethnischen
95 Identität ist, wurde mir immer wieder transparent.

96 I: Und wo liegen Ihrer Meinung nach die Grenzen dieser Forschungsmethode?

97 B: Grenzen sind meiner Meinung nach gegeben, da dieser Ansatz sehr aufwendig ist. Meines
98 Erachtens benötigt man eine lange Feldforschung und ein intensives Einarbeiten in die fremde
99 Sprache, die Ethnologie, Soziologie und Entwicklungspsychologie. Diese Ausbildung nimmt
100 mehrere Jahre in Anspruch und auch eine Auswertung der gesammelten Daten kann man
101 nicht in kurzer Zeit machen. Die Fehlerquellen liegen sozusagen in der Kompliziertheit des
102 Unterfangens. Wie schwer ist es schon, das Unbewusste der Menschen in der eigenen Kultur
103 zu verstehen und wie viel komplexer ist dies auf dem Hintergrund einer fremden, kulturellen
104 Umgangsweise. Aber was für den hohen Arbeitsaufwand entschädigt ist die immense
105 Bereicherung, die wir nur erfahren können, wenn wir eine Faszination für das Fremde haben.

X. Literaturverzeichnis

- Adler, M. (1993): Ethnopschoanalyse. Das Unbewusste in Wissenschaft und Kultur.
Stuttgart (F.K. Schattauer)
- Barnard, A. (2000): History and Theory in Anthropology. United Kingdom (Cambridge University Press)
- Beer, B. (2003): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin
(Dietrich Reimer Verlag)
- Bogner, A./ Littig, B. /Menz, W (2005): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung
Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV)
- Bokelmann, U. (1987): Georges Devereux. In: Duerr (1987): Die wilde Seele. Zur
Ethnopschoanalyse von Georges Devereux. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)
- Bosse, H. (1979): Diebe, Lügner, Faulenzer: zur Ethno-Hermeneutik von Abhängigkeit und
Verweigerung in der Dritten Welt. Frankfurt am Main (Syndikat Autoren- und
Verlagsgesellschaft)
- Bosse, H./ Knauss, W. (1984): Erfahrungen mit Jugendlichen in Papua-Neuguinea. Die
Gruppenanalyse als Methode, gesellschaftliche Veränderungen zu verstehen. In:
psychosozial 23 Der Spiegel des Fremden. Ethnopschoanalytische Betrachtungen.
Reinbek bei Hamburg (Rowohlt Taschenbuchverlag GmbH)
- Boyer, B. (1980): Die Psychoanalyse in der Ethnologie. Ein Literaturbericht. In: Haase (1996):
Ethnopschoanalyse. Wanderung zwischen den Welten. Stuttgart (Verlag Internationale
Psychoanalyse)
- Bruner, J. (1997): Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns. Heidelberg
(Carl-Auer-Systeme Verlag und Verlagsbuchhandlung GmbH)
- Devereux, G. (1978): Ethnopschoanalyse. Die komplementaristische Methode in den
Wissenschaften vom Menschen. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)

- (1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)
- Erdheim, M. (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)
- (1991): Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987 Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)
 - (2006): Innere psychische Räume und der Antagonismus von Familie und Kultur. Psychoanalyse und Ethnopsychoanalyse. In: Ethnopsychoanalyse Bd.7, S.19-37. Frankfurt am Main (Brandes & Apsel Verlag)
- Erdheim, M./Nadig, M. (1991): Ethnopsychoanalyse. In: Ethnopsychoanalyse Bd. 2 S 187-189. Frankfurt am Main (Brandes & Apsel Verlag)
- Freud, A. (2003): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag)
- Freud, S. (1996): Gesammelte Werke. Neunter Band: Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Achte Auflage. Frankfurt am Main (S. Fischer Verlag)
- Gingrich, A. (1999): Erkundungen. Themen der ethnologischen Forschung. Wien, Köln, Weimar (Böhlau Verlag Ges.m.b.H und Co.KG)
- Gläser, J./Laudel, G. (2004): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften)
- Haase, H. (1996): Ethnopsychoanalyse. Wanderungen zwischen den Welten. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse)
- Heinemann, E. (1997): Das Erbe der Sklaverei. Ethnopsychoanalytische Studie in Jamaika Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag GmbH)
- Hitzler, R./Honer, A./Maeder, Ch. (1994): Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit. Bamberg (Opladen:Westdeutscher Verlag GmbH)

- Hopf, Ch. (1978): Die Pseudo - Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg.7, Heft 2. April 1978. S.97-115. Stuttgart (F.Enke Verlag)
- Kassner, K./ Wassermann, P. (2005): Nicht überall, wo Methode draufsteht, ist auch Methode drin. Zur Problematik der Fundierung von ExpertInneninterviews. In: Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften)
- Kohl, K-H. (1987): Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie. Frankfurt am Main (Ed. Qumran im Campus-Verl.)
- Laplanche, J./Pontalis, J-B. (1991): Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt am Main (Suhrkamp Taschenbuch Verlag)
- Meiser, U. (1995): Subjektivität und Setting im Forschungsprozess. Die Beziehungsanalyse als Beispiel von Arbeit und methodischer Konzeption in einer Feldforschung in Tonga. In: Ethnopschoanalyse Bd. 4 . Arbeit, Alltag, Feste. S 11-52 Frankfurt a. M. (Brandes & Apsel Verlag)
- Mentzos, S. (1999): Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven. Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag)
- Meuser, M./Nagel, U. (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, D./Kraimer, K., Qualitativ-Empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen (Westdeutscher Verlag)
- (1994): Expertenwissen und Experteninterview. In: Hitzler, R./Honer, A./ Maeder, Ch. (Hrsg.) Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit. Opladen (Westdeutscher Verlag)
- Milkau-Kaufmann, B./ Rötzer F. (1996): Georges Devereux. Zum Verständnis der Psychoanalyse als epistemologischer und kulturübergreifender Disziplin. In: Ethnopschoanalyse.

- Wanderung zwischen den Welten. Haase, H. (Hrg.) Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse)
- Nadig, M. (1986): Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Subjektivität und Gesellschaft im Alltag von Otomi-Frauen. Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag)
- (1996): Zur ethnopsychanalytischen Erarbeitung des kulturellen Raums der Frau. In: Haase, H. (Hrg.) Ethnopsychanalyse. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse)
- Nohl, A.-M. (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH)
- Ottomeyer, K. (1976): Anthropologieproblem und marxistische Handlungstheorie. Kritisches und Systematisches zu Sève, Duhm, Schneider und zur Interaktionstheorie im Kapitalismus. Gießen (Focus Verlag)
- (1992): Prinzip Neugier. Einführung in eine andere Sozialpsychologie. Heidelberg (Roland Asanger Verlag)
- Parin P., Morgenthaler F., Parin-Matthèy G. (1963): Die Weißen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika. Zürich (Atlantis Verlag)
- (1971): Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)
 - (1976): Das Mikroskop der vergleichenden Psychoanalyse und die Makrosozietät. In: Haase, H. (Hrg.) 1996, S.116-142. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse)
 - (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien. Frankfurt am Main (Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft)
- Patterson, O. (1982): Slavery and Social Death. A Comparative Study. United States of America (Harvard University Press)

- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2008): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch
München (Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH)
- Reichmayr J. (2003): Ethnopsychanalyse. Geschichte, Konzepte, Anwendungen
Gießen (Psychosozialverlag)
- Reichmayr J. ,Wagner U., Uederrou C., Pletzer B.(2003a): Psychoanalyse und Ethnologie.
Biographisches Lexikon der psychoanalytischen Ethnologie, Ethnopsychanalyse und
interkulturellen psychoanalytischen Therapie. Gießen (Psychosozial-Verlag)
- Róheim, G. (1944): Psychoanalyse und Anthropologie. In: Haase, H. (Hrg.) 1996, S.49-65.
Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse)
- (1977): Psychoanalyse und Anthropologie. Drei Studien über die Kultur und das
Unbewusste. Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag)
- Schuster, P./Springer-Kremser, M. (1998): Anwendungen der Psychoanalyse. Gesundheit und
Krankheit aus psychoanalytischer Sicht. Band 4. Wien (WUV-Univ.-Verlag)
- Trumpp von Eicken, S./Trumpp, P. (2006): Wir alle sind eine schöne Torte.In:
Ethnopsychanalyse Bd. 7, Solidarität, Individualität, Emanzipation. S 92-94. Frankfurt am
Main (Brandes & Apsel Verlag)
- Zinser, H. (1984): Die Wiedereinsetzung des Subjektes: Von der psychoanalytischen Ethnologie
zur Ethnopsychanalyse. In: Ethnologie als Sozialwissenschaft. Sonderheft 26/1984. Opladen
(Westdeutscher Verlag GmbH)